Gontscharow

Eine Alltägliche Geschichte



Iwan Gontscharow

Gesammelte Werke

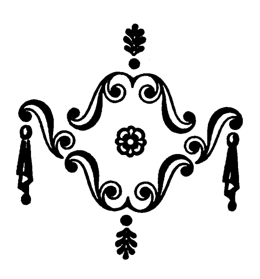
Iwan Gontscharow

Gesammelte Werke

in vier Bänden

Erster Band:

Eine Alltägliche Geschichte



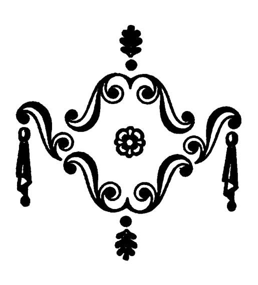
Verlag von Bruno Cassirer
Berlin 1920

Eine Alltägliche Geschichte

Roman

von

Iwan Gontscharow



Zweite Auflage

Verlag von Bruno Cassirer
Berlin 1920

Zweite Auflage

Deutsch von Fega Frisch

Einleitung

I

Seit Puschkin und Gogol zu Beginn des vorigen Jahrhunderts den neuen Geist in die russische Literatur gebracht haben, ist die Reihe der großen Schriftsteller bis auf unsere Tage nicht unterbrochen. Von dem gleichen Gefühl ihrer inneren Berufung erfüllt, haben sie die große Epopöe des russischen Lebens geschaffen. Sie sind die Verwalter und Mehrer des geistigen Besitzstandes ihrer Nation — ihre Lehrer und Propheten. Die Literatur ist darum dem Russen noch immer der Sammelpunkt aller geistigen Interessen. Sie nimmt die Ideen der Denker in sich auf, die zivilisatorischen und kulturellen Elemente, die Kämpfe der Meinungen und der Herzen, die Nöte und die Hoffnungen des Tages und gestaltet sie zu Ereignissen und Typen, in welchen die Nation ihr ganzes Sein in Furcht oder in Hoffnung wiedergespiegelt sieht. Ein Buch ist ein Ereignis. Daher die für uns fast unbegreifliche Erscheinung, daß sich über die Bedeutung eines Romanhelden die lebhaftesten Diskussionen erheben, und daß eine Partei, eine

ganze gesellschaftliche Gruppe in der Handlung einer Figur eine Billigung oder Verurteilung ihrer geistigen Richtung erblickt und entsprechend reagiert.
Was aber den Werken eines Gontscharow über seine Zeit hinaus Dauer und Würde verleiht, ist jene eigentümliche Kraft, die, unbekümmert um künstlerische Theorien, ohne Verkleidung und Drapierung, aus der lebendigen Existenz heraus, den Sinn des Lebens der Nation zu deuten sucht. Indem der Dichter mit epischer Umständlichkeit Schilderung an Schilderung von scheinbar Zuständlichem reiht, das jedem bekannt und gegenwärtig ist, formt er unversehens die allgemeine Geschichte der Schicksale der repräsentativen Typen seiner Zeit — den Mythus vom Menschen unter seinesgleichen, vom modernen Helden.

II

Iwan Alexandrowitsch Gontscharow wurde am 6. Juni 1812 in der Gouvernementstadt Ssimbirsk an der Wolga geboren, verlor früh seinen Vater, erhielt als Sohn einer wohlhabenden Familie eine sorgfältige Erziehung und trat nach Absolvierung der Moskauer Universität beim Gouvernement seiner Heimatstadt in den Staatsdienst ein. Ein Jahr später nach Petersburg versetzt, wurde er als Übersetzer im Finanzministerium beschäftigt, machte 1852 mit der Fregatte Pallas eine Reise um die Welt, diente, zurückgekehrt, als Beamter bei der Zensurbehörde und zeitweilig als Redakteur einer offiziellen Zeitung. Im Jahre 1867

scheidet er mit dem Titel eines Wirklichen Staatsrates aus dem Dienst und lebte bis zu seinem im Jahre 1891 erfolgten Tode in größter Zurückgezogenheit in Petersburg. Er blieb unverheiratet und vermachte seinen ganzen Nachlaß der Familie seines alten Dieners.

Sein äußeres Leben bietet im Gegensatz zu den bewegten Schicksalen der zeitgenössischen Schriftsteller nichts Auffallendes, kaum etwas Bemerkenswertes. Es verläuft mit Ausnahme der großen Reise, über die er in seinem Reisewerk „Fregatte Pallas" ausführlich Rechenschaft gibt, in ruhiger, stiller Arbeit über einen Zeitraum von fast achtzig Jahren, in einer konventionellen und komfortablen Lebensweise, die sich in nichts von der anderer Menschen seiner gesellschaftlichen Klasse unterscheidet. Er ist persönlich nie hervorgetreten, kam mit den literarischen Zirkeln und Parteien kaum in Berührung: das Zusammentreffen an der Moskauer Universität mit den Führern der modernen Bewegung, Stankewitsch, Herzen, Ogarew, sowie die begeisterte Begrüßung beim Erscheinen seines ersten Werkes durch das Haupt der literarischen Kritik (Belinsky), führten zu keiner Annäherung an einen dieser einflußreichen Kreise. Sein Bestreben war darauf gerichtet, hinter seinem Werke völlig zu verschwinden. Im späten Alter erst, zwei Jahre vor seinem Tode, als seine Werke längst zum Besitz der Nation geworden waren, läßt er eine Abhandlung erscheinen, die kritische Bemerkungen über seine Bücher enthält; eine Art sachlichen Rechenschaftsbericht über seine Typen, ihre Ent-

stehung und ihre Bedeutung, notgedrungen — wie er erklärt — und gleichsam als Generalantwort auf die Unmenge von Anfragen, Interpellationen und Bitten um Aufklärung aus dem Publikum. Im Sinne dieser stets geübten Zurückhaltung ist sein letztes öffentliches Schreiben bemerkenswert, in welchem er versichert, keinerlei druckenswerte Manuskripte zu besitzen und die Literaten bittet, seine Briefe nicht zu veröffentlichen. „In meinen Briefen — heißt es da — ist nichts besonderes Tüchtiges, Ernstes oder Bedeutendes, wie z. B. in den Briefen des Malers Kramskoj, sie sprudeln auch nicht von Eleganz und Geist, wie die von Puschkin oder Turgeniew: mit einem Worte, es ist nichts „Olympisches" in ihnen und nichts, was die Literatur angeht. Es sind zwanglose Plaudereien mit Freunden und Freundinnen, selten mit Schriftstellern, manchmal lebendig und interessant, aber nur für die Empfänger und für den Zeitpunkt, als sie geschrieben wurden. Ich habe eine Art pudeur, mich mit solchem Kram vor der Welt bloßzustellen und bitte, dieses Gefühl zu schonen. Und so mögen denn die guten anständigen Menschen, die Gentlemens der Feder, den letzten Willen eines Schriftstellers erfüllen, der selber ehrlich mit der Feder gedient hat, und nichts drucken, was ich selbst bei meinen Lebzeiten nicht veröffentlicht, noch auch nach meinem Tode zur Veröffentlichung bestimmt habe. Ich habe auch nichts für den Druck Geeignetes. Die Erfüllung dieses meines Willens wird eine Belohnung für meine Arbeit und der schönste Kranz auf meinem Grabe sein."

III

Die innere Entwicklung Gontscharows und was sein langes Leben im tiefsten bewegte, ist in den drei großen Werken: „Eine alltägliche Geschichte" (1847), „Oblomow" (1858) und „Der Absturz" (1869) in einer Breite und Vollständigkeit erhalten, die in der Tat persönliche Aufschlüsse erübrigt.

„Eine alltägliche Geschichte" ist, wenn man will, ein Erziehungsroman. Er behandelt jenen problematischen Teil der Erziehung des jungen Menschen, die unglücklicherweise erst anfängt, wenn sie in seinen Augen und in den Augen der Welt beendet erscheint. Mit einer Menge verschieden benamster Kenntnisse, unzähligen gepflegten Fähigkeiten ausgestattet und mit einem unerschütterlichen Gefühl vom Leben, wie es sein soll, in der zuversichtlichen Brust, zieht der verwöhnte Liebling der Mutter und der Verwandtschaft in der Wirklichkeit von den kleinen zu den großen Enttäuschungen. Und je reiner der Wille, desto bitterer die Erfahrung, daß die ganze Ausrüstung nicht nur unbrauchbar, sondern hinderlich, lächerlich und beschämend ist. Erst überzeugt, daß die Welt der Verbesserung bedürfe, erweist es sich, daß er selbst den eigenen Anforderungen nicht gewachsen ist. Er findet zwar einen strengen Lehrer, einen unerbittlichen Positivisten, der die Lebenskunst auf strenge Regeln gezogen und dabei gediehen ist. Diese, meint er, müsse man in bestimmten Fällen anzuwenden verstehen, um überall des Erfolges sicher zu sein. Trotzdem bleibt seinem Eleven

keine bittere Erfahrung erspart, und zum Schaden fehlt auch nicht der Spott, der jedes Mißlingen auf seine eigene Unzulänglichkeit zurückzuführen weiß. Nachdem endlich die Schule des Lebens den arg zerzausten Schüler zu dem reduziert hat, was er wirklich ist: ein Mensch wie alle, und ihn zu jenem brauchbaren sozialen Gebilde umgeschaffen, das Aktions- und Tauschwert gewonnen in der Welt, wie sie ist, findet der Jüngling seinen Lehrer und Meister, den Positiven, am Ende einer erfolgreichen Laufbahn am Rätsel des Irrationalen knacken, das sich ihm zu spät aufgetan.

In „Oblomow" vertiefen sich die Hintergründe, die Frage nach der Unzulänglichkeit verliert den subjektiven, reizbaren Charakter der Selbstbespiegelung. Unruhe und Ehrgeiz der Jugend nach Besitz, Ruhm und gesellschaftlicher Geltung, das Suchen nach einer praktikablen Formel zur Bezwingung des Lebens, mit seiner steten Frage, wie muß man handeln, was erwerben? wandelt sich in ein: was muß man sein und was ist man? Hier gräbt Gontscharow bis an die Wurzel der nationalen Unzulänglichkeit, legt ihren Nährboden bloß und präpariert mit der Sicherheit und Genauigkeit der Wissenschaft jenen Typus der Passivität, der weit über die Grenzen Rußlands hinaus sich mit dem Namen „Oblomow" deckt. „Oblomowka" ist sein Nährboden, die „Oblomowerei" seine Lebensweise. „Oblomowka" ist das ganze alte, heilige Rußland mit seinen verfallenden Gutshöfen, in deren Küchen den ganzen Tag die Hackmesser hämmern, das Herdfeuer nicht ausgeht, unnützes Gesinde herum-

lungert; mit seinen Kindtaufen, Begräbnissen, Hochzeiten, seinem tiefen, langen Schlaf in der heißen Nachmittags-sonne, mit seiner atavistischen Wald- und Märchenpoesie und seiner gähnenden geistigen Leere. „Oblomowka“ ist das Land, wo die Kinder im süßen Nichtstun, in einem un-begriffenen Überfluß aufwachsen, wo nur das geschieht, was angenehm und bequem ist, und wo Kinderfrauen und Am-men den jungen „Oblomows“ für die Zukunft ein noch schöneres und bequemeres „Oblomowka“ verheißen. Gont-scharow zeigt, daß es kein Mangel ist an Fähigkeiten oder an Kraft des Herzens — vielmehr ein Zuviel davon — sondern, daß die völlige Verkümmerung des Zweckbewußt-seins jede Erkenntnis wirkungslos macht und den Willen im Keime erstickt. Für diese Besten und Edelsten führt keine Brücke ins Leben, das ihrer so dringend bedarf; und ihre Scheu und ihr Ekel vor Betätigung wird nicht gemindert, wenn sie die „Andern“ — wie Oblomow verächtlich sie nennt — in Gemeinheit und Niedrigkeit auf der Jagd nach Ämtern, Privilegien und Gewinn sehen. Dieser an ihrer eigenen Untüchtigkeit zugrunde gehenden Generation spricht Gontscharow in aller Milde und Objektivität ein vernich-tendes Urteil.

Als den „Schlaf“ bezeichnete der Dichter diesen Roman. Diese Grundstimmung erstreckt sich bis in die fernsten Hintergründe des Milieus, und in „Oblomows Traum“ er-hebt sich die Schilderung zu einer grandiosen symbolischen Geographie der russischen Landschaft. So stark empfand der

Dichter die Unerbittlichkeit seiner Wahrheit, daß die einzige, in einem höheren Sinne aktive männliche Figur des Werkes, der schaffende, vorwärtslebende und sich von seinem Leben tiefer Rechenschaft gebende Mensch, Oblomows Freund und Studiengenosse Stolz, ein russifizierter Deutscher ist. In seinem kritischen Bericht erklärt es Gontscharow mit den dürren Worten: „Es gab damals keinen solchen Russen."
Man begreift die erschütternde Wirkung dieses Werkes auf die russische Gesellschaft bei seinem ersten Erscheinen, von der die Zeitgenossen zu erzählen wissen.
Zwischen „Oblomow" und dem nächsten Werke „Der Absturz" liegen elf Jahre. „Das Erwachen" nennt Gontscharow sein letztes und reifstes Werk. Die ganze Weite des Lebens tut sich auf, eine Fülle von Weisheit, Milde und Schönheit; die landschaftliche Schilderung erreicht hier eine Leuchtkraft und Geschlossenheit, daß die Luft Menschen und Dinge wie eine Haut umschließt. Die Reste alter Vornehmheit sitzen selbstvergessen in stillen Winkeln, und auf ihnen ist noch der Abglanz jenes eleganten und galanten Jahrhunderts, das dem russischen gesellschaftlichen Leben einst seine Form aufgeprägt hat. Die Typen wandeln sich, neue erscheinen. Oblomow ist Raiskij geworden, der Schönheit suchende, unruhige Dilettant in Kunst und Leben, der zwar keine bequeme Lage zum Ausruhen mehr findet, aber noch immer keinen Anschluß an eine befriedigende Tätigkeit: der gejagte gehetzte Tourist, der Paris kennt und Rom, der vom Lande in die Stadt, von der Stadt nach länd-

lichem Vergessen sich sehnt. Auch er gehört schon der Vergangenheit an, denn das Neue klopft an die Tür: die Revolution; und mit ihr bricht der rücksichtslose Feind des Alten, der „Wolf“ in das umhegte Leben ein und fordert sein Opfer. Er ist frei wie die Luft, eine neue Schönheit ist um ihn, die lockt, und eine große Kraft des Verstandes, die überredet, aber er hat nichts als sich, und seine Weisheit ist ein Kreisel, der sich um sich selber dreht. Er kann verführen, aber nicht behalten. Der Kampf des Alten und Neuen endet diesmal noch mit einem Siege der umhegten Welt, die sich noch einmal, um ihre Kinder zu schützen, mit letzter Kraft emporreckt, aber der Dichter hat das Schicksal der jungen Generation nicht mehr erzählt; es verliert sich im grünen Dämmer des tiefen russischen Waldes.

Seit 1869, in welchem Jahre „Der Absturz“ erschien, schwieg Gontscharows Kunst. Er begann wohl eine neue Arbeit, ließ sie aber unvollendet: die neuen Ereignisse und Menschen — äußerte er sich — berührten ihn zu flüchtig, um von seiner bedächtigen Kunst ergriffen zu werden, die Zeit braucht, um mit ihrem Objekt zusammenzuwachsen.

IV

Bei der Beschäftigung mit Werken der russischen Literatur drängt sich mir oft ein Gedanke auf, den zu äußern an dieser Stelle nicht ganz unnütz erscheinen mag.

Der exklusiv-artistische Charakter unseres modernen Begriffs vom Talent treibt unsern Künstler zu einer eigentümlichen

Beschränkung seines Stoffgebietes in jene Grenzen, die eine möglichst einprägsame Formulierung seiner Begabung gestattet. Im gleichen Sinne richtet sich die Wertung hauptsächlich auf das Verhältnis des Talentes zur Bezwingung seines Stoffes, als böte dies allein das einzig entscheidende Moment für die Beurteilung. Das Wesentliche dagegen: der Künstler als der geistige Bändiger des Chaos, das Verhältnis des Menschen in ihm zur bewegten Umwelt, schaltet allmählich aus. Mögen da noch andre Ursachen mitwirken, jedenfalls steht fest, daß die Literatur ihren Einfluß auf die Nation verloren und die Führung anderen geistigen Mächten überlassen hat, die minder eifersüchtig auf irgendein empfindliches Prestige, den Strom des Lebens unbedenklicher und vollständiger durch sich hindurchfluten lassen. Es gibt zu denken, daß die Künste überhaupt in eine merkwürdige Isolierung geraten, daß unsere Künstler fast wie eine geheime Gesellschaft von seltsamen Eigenbrödlern ihre Monologe schreiben, malen und meißeln, kaum daß ihnen jemand zuhört.

Berlin, Februar 1909

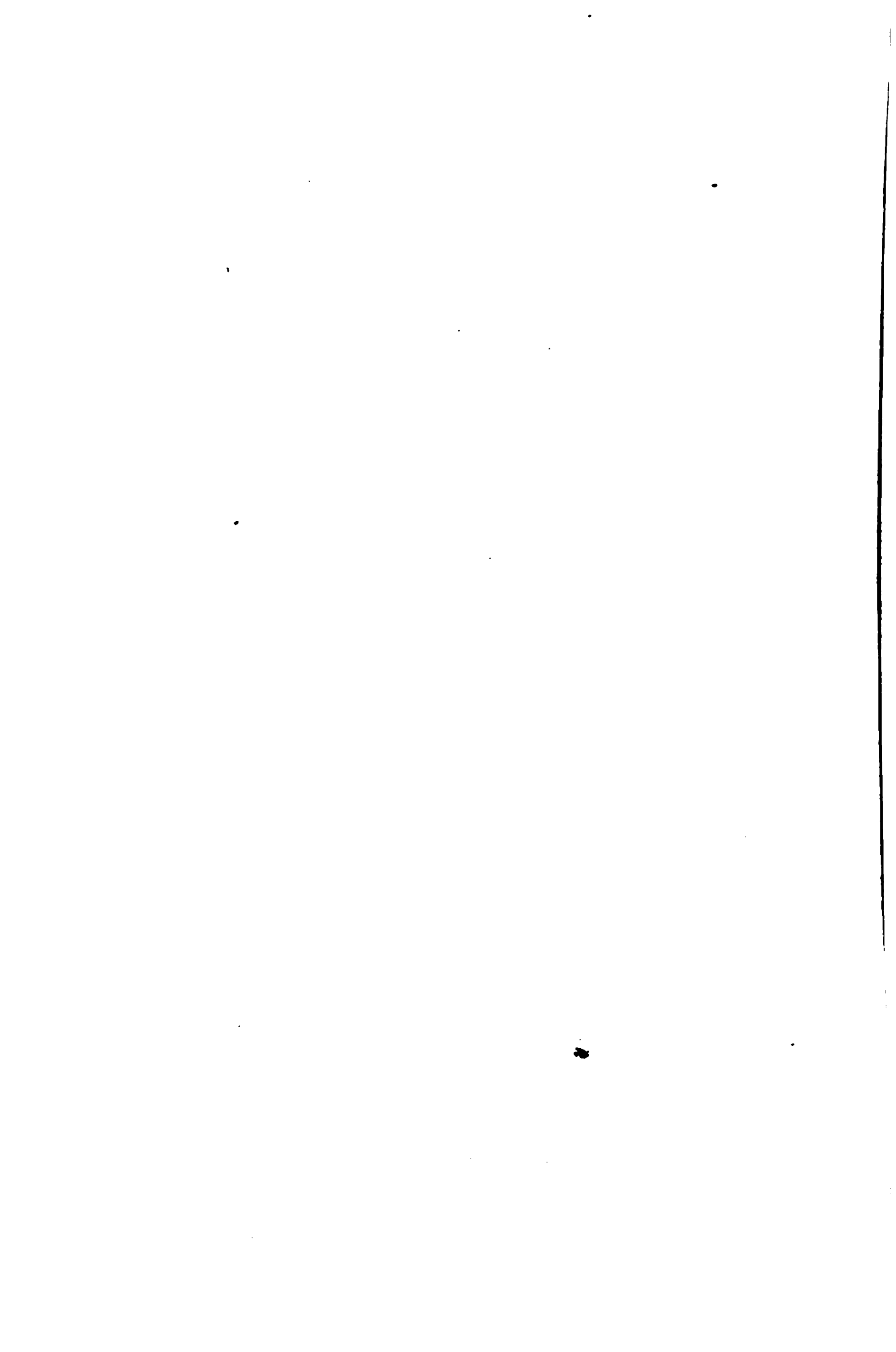
Efraim Frisch



Eine

Alltägliche Geschichte

Erster Teil





Erstes Kapitel

An einem Sommertage erwachte im Hause Anna Pawlowna Adujewas, einer nicht sehr reichen Gutsbesitzerin im Dorfe Gratschi, alles mit dem Morgengrauen; angefangen von der Hausfrau selber bis zum Kettenhund Barbos.

Nur der einzige Sohn Anna Pawlownas, Alexander Fedoritsch, schlief, trotzdem im Hause alles auf den Beinen war und sich zu schaffen machte, den Schlaf eines Riesen, wie es sich für einen zwanzigjährigen Jüngling gehört. Die Dienerschaft bewegte sich auf den Zehen und sprach flüsternd, um den jungen Herrn nicht zu wecken. Sobald jemand Geräusch machte oder laut zu sprechen anfing, erschien Anna Pawlowna wie eine gereizte Löwin und strafte den Unvorsichtigen mit einem strengen Verweis, mit einem kränkenden Spitznamen und zuweilen auch, je nach dem Grad ihres Zornes und ihrer Kräfte, mit einem gehörigen Rippenstoß.

In der Küche waren drei Händepaare mit Kochen beschäftigt, als gälte es für zehne, obwohl die ganze herrschaftliche Familie eben nur aus Anna Pawlowna und Alexander Fedoritsch bestand. Im Stall wurde der Reisewagen geputzt

und frisch geschmiert. Alle waren beschäftigt und arbeiteten im Schweiße ihres Angesichts. Barbos tat zwar nichts, aber auch er nahm an der allgemeinen Bewegung Anteil. Wenn ein Lakei, ein Kutscher oder eine Magd an ihm vorüberging, dann wedelte er mit dem Schwanze, beschnupperte den Vorübergehenden gründlich und schien mit den Augen zu fragen: „Wird man mir endlich sagen, was die heutige Verwirrung bedeutet?"

Die Verwirrung aber kam daher, weil Anna Pawlowna im Begriffe war, ihren Sohn in den Staatsdienst nach Petersburg zu schicken, oder wie sie zu sagen pflegte, damit er Leute sähe und sich selber zeigte. Es war ein tödlicher Tag für sie. Darum war sie so traurig und aufgeregt. Oft konnte sie mitten in der Arbeit den Mund aufmachen, um einen Befehl zu erteilen, hielt aber im halben Wort inne, die Stimme versagte ihr und sie wandte sich zur Seite, um noch rasch eine Träne abzuwischen. Zumeist aber gelang es ihr nicht mehr, weil die Träne schon in den Koffer gefallen war, über den sie sich bückte, um Ssaschenkas Wäsche eigenhändig einzupacken. Die Tränen kochten schon lange in ihrer Brust, stiegen ihr zum Hals hinauf, preßten das Herz zusammen und waren bereit, sich in Bächen zu ergießen. Sie schien sie aber für den Abschied zurückzuhalten und gab sie ab und zu nur tropfenweise aus.

Nicht sie allein beweinte die Trennung. Auch Ssaschenkas Kammerdiener Jewsej trauerte sehr. Er sollte den jungen Herrn nach Petersburg begleiten und den wärmsten Winkel im ganzen Hause verlassen: den Platz hinter der Ofenbank im Zimmer Agraphenas, des ersten Ministers im Haushalte Anna Pawlownas und — was für Jewsej noch wichtiger war — ihrer ersten Wirtschafterin.

Hinter der Ofenbank war nur für zwei Stühle und einen

Tisch Platz, auf dem der Tee, der Kaffee und der Imbiß bereitet zu werden pflegte. Jewsej hatte von diesem Platz hinter dem Ofen und im Herzen Agraphenas dauernd Besitz ergriffen. Auf dem zweiten Stuhl residierte sie selbst.
Die Geschichte von Agraphena und Jewsej war im Hause eine alte Geschichte. Man besprach sie, wie alles auf der Welt, klatschte eine Zeitlang über die beiden, dann wurde es still, wie es immer geschieht. Die Herrin selbst gewöhnte sich daran, die beiden immer zusammen zu sehen, und so verlebten sie zehn selige Jahre. Wie viele können denn beim Abschluß ihres Lebens zehn glückliche Jahre aufzählen? Dafür aber kam der Moment der Trennung! Und so hieß es denn: Leb' wohl, du warmer Winkel, leb' wohl, Agraphena Iwanowna, leb' wohl, gemütliches Kartenspiel, Kaffee, Schnaps, Likör, lebt wohl, ihr alle!
Jewsej saß schweigend und seufzte sehr. Agraphena machte sich mit mürrischem Gesicht in der Wirtschaft zu schaffen. Der Kummer drückte sich bei ihr auf eine eigene Weise aus. Sie hatte schon sehr wütend den Tee aufgebrüht, und anstatt wie gewöhnlich die Tasse mit dem ersten starken Aufguß ihrer Herrin zu reichen, schüttete sie ihn aus, als wollte sie sagen: Niemand soll ihn bekommen; und ertrug standhaft den Verweis. Der Kaffee war übergekocht, die Sahne angebrannt, die Tassen fielen ihr aus den Händen. Statt das Tablett hinzustellen, schlug sie damit klirrend auf den Tisch, und Tür und Schrank krachten nur so beim Auf- und Zumachen. Sie weinte nicht, war aber wütend auf alle und alles. Übrigens war das ein Hauptzug ihres Charakters. Sie war nie zufrieden, nichts war ihr recht. Sie brummte und klagte immer. Aber in dieser fatalen Stunde zeigte sich ihr Wesen in seinem ganzen Pathos. Mehr als über alles schien sie sich über Jewsej zu ärgern.

„Agraphena Iwanowna!“ sagte er klagend und zärtlich, was zu seiner feisten und großen Gestalt gar nicht paßte.
„Was hast du dich hier so breit gemacht, du Maulaffe?“ antwortete sie, als säße er hier zum erstenmal. — „Laß mich, ich muß ein Handtuch holen.“
„Ach, Agraphena Iwanowna!“ wiederholte er träge aufseufzend und setzte sich sofort wieder hin, als sie das Handtuch nahm.
„Tut nichts als jammern! Hängt sich so ein Lümmel an und läßt nicht locker! Die reine Plage!“
Und sie ließ mit lautem Klirren einen Löffel in die Spülschüssel fallen.
„Du bist wohl von Sinnen, Agraphena!“ ließ sich aus dem Nebenzimmer vernehmen — „weißt du denn nicht, daß Ssaschenka noch ruht? Hast dich wohl mit deinem Herzliebsten zum Abschied geprügelt?“
„Nach dir dürfte man sich gar nicht rühren. Wie eine Leiche soll man dasitzen!“ zischte Agraphena wie eine Schlange und rieb dabei eine Tasse mit beiden Händen so, als wollte sie sie in Stücke schlagen.
„Leben Sie wohl, leben Sie wohl!“ sagte Jewsej mit einem Riesenseufzer, „es ist der letzte Tag, Agraphena Iwanowna!“
„Gott sei Dank! Daß dich nur der Teufel von hier hole! Dann wird es geräumiger. Laß mich los, hier ist kein Platz für dich! Was hast du dich hier so breit gemacht?“
Er versuchte sie an der Schulter zu fassen, wurde aber derb abgefertigt. Er seufzte nochmals, rührte sich aber nicht von der Stelle; und es wäre auch verkehrt gewesen, denn Agraphena wollte das gar nicht. Jewsej wußte es und ließ sich nicht verwirren.
„Wer wird nun auf meinem Platz sitzen?“ fragte er noch immer seufzend.

„Der Teufel!" erwiderte sie kurz.
„Geb's Gott! wenn nur nicht Proschka. Und wer wird mit Ihnen Karten spielen?"
„Und wenn auch Proschka, was wäre weiter dabei?" antwortete sie wütend.
Jewsej erhob sich.
„Sie dürfen nicht mit Proschka spielen, bei Gott, Sie dürfen es nicht!" sagte er unruhig und fast drohend.
„Wer kann es mir verbieten? Du etwa, du Fratze?"
„Agraphena Iwanowna, Mütterchen!" fing er mit flehender Stimme an und faßte sie um — die Taille hätte ich fast gesagt, wenn sie die leiseste Andeutung einer Taille gehabt hätte.
Sie erwiderte die Umarmung, indem sie ihm einen Stoß mit dem Ellenbogen in die Brust versetzte.
„Mütterchen, Agraphena Iwanowna!" wiederholte er, „wird denn Proschka Sie so lieben, wie ich? Sehen Sie doch, er ist ein frecher Kerl; er läßt kein Frauenzimmer durch. Und ich! Ach! Bei mir sind Sie, wie mein Augapfel! Wenn nicht der Wille der Herrschaft, so ... Ach! ..."
Er krächzte und machte eine resignierte Bewegung mit der Hand. Agraphena hielt es nicht mehr aus. Endlich äußerte sich auch bei ihr der Kummer in Tränen.
„Willst du mich in Ruhe lassen, Verdammter?" sprach sie weinend. „Was schwätzest du da, du Dummkopf? Wo werde ich mich mit Proschka einlassen! Siehst du denn selbst nicht, daß man kein vernünftiges Wort von ihm herauskriegen kann? Er versteht nur mit den Händen herumzufuchteln."
„Auch an Sie hat er sich herangemacht? Der Schuft! Und Sie sagen es nicht! Ich hätte ihn ..."

„Er soll's nur wagen, so wird er es schon erfahren! Gibt's denn im ganzen Gesinde kein anderes weibliches Geschlecht? Ich mich mit Proschka einlassen! Sieh doch, was er sich da ausgedacht hat? Es ist ja widerlich, neben ihm zu sitzen — ein richtiges Schwein! Er kann sich nur herumprügeln, oder etwas zum Essen von unter der Hand erwischen und weg ist's!"

„Wenn es schon so kommen sollte, Agraphena Iwanowna, — der Versucher ist stark — so setzen Sie schon lieber Grischka hierher: wenigstens ein friedlicher arbeitsamer Kerl, kein Faxenmacher." —

„Da hast du was ausgedacht!" fiel Agraphena über ihn her. „Was hängst du mich jedem an, als wäre ich so eine ... Scher dich! Es gibt genug euresgleichen, soll ich mich jedem an den Hals werfen? So bin ich nicht. Mit dir mich einzulassen, dazu hat mich auch der Satan für meine Sünden verführt, und auch das bereue ich ... Aber so was auszudenken!"

„Gott belohne Sie für Ihre Tugend, Agraphena Iwanowna! Wie ein Stein fällt es mir vom Herzen", rief Jewsej.

„Er freut sich!" schrie sie wieder ganz wild, „was gibt's da sich zu freuen?! Freue dich nur!"

Und ihre Lippen wurden weiß vor Wut. Beide schwiegen.

„Agraphena Iwanowna!" begann Jewsej schüchtern nach einer Weile.

„Was denn noch?"

„Ich hab' vergessen: ich hab' ja seit heute morgen keinen Tropfen über die Lippen gebracht."

„Das fehlte noch!"

„Vor Kummer, Mütterchen!"

Sie holte vom untersten Brett des Spindes, hinter einem Zuckerhut, ein Glas Schnaps und zwei riesige Brotschnitte

mit Schinken herunter. Das war schon längst von ihrer sorgfältigen Hand für Jewsej vorbereitet. Sie schob es ihm hin, wie man es kaum einem Hunde reicht. Eine Schnitte fiel auf den Boden.

„Da hast du! Ersticke daran! Daß dich ... Aber still, schmatze nicht so laut durchs ganze Haus."

Sie wandte sich von ihm, scheinbar mit einem Ausdruck von Haß ab, und er begann langsam zu essen, indem er Agraphena mit gesenktem Kopf scheu ansah und den Mund mit einer Hand bedeckte.

Inzwischen erschien im Tor der Kutscher mit dem Dreigespann. Um den Hals des Mittelpferdes war das Kummet gelegt. Das Glöcklein auf dem Rückenpolster bewegte dumpf und unfrei seine Zunge, wie ein gebundener, in der Wachtstube eingesperrter Betrunkener. Der Kutscher befestigte die Zügel unter dem Vordach des Stalles, holte aus seiner Mütze ein schmutziges Handtuch hervor und wischte sich den Schweiß vom Gesicht. Anna Pawlowna wurde blaß, als sie ihn durchs Fenster erblickte. Ihre Knie wankten und die Arme sanken ihr herab, obwohl sie darauf gefaßt war. Als sie zu sich kam, rief sie Agraphena.

„Geh hin, aber ganz, ganz leise, auf den Zehen und sieh nach, ob Ssaschenka noch schläft", sagte sie. „Mein Herzchen wird vielleicht noch den letzten Morgen verschlafen, und ich werde ihn nicht einmal richtig zu sehen bekommen. Aber nein, es ist nichts für dich! Du wirst womöglich wie eine Kuh hineinstampfen! Ich will lieber selbst ..."

Und sie ging.

„Geh doch selbst, du Nichtkuh!" brummte Agraphena, als sie auf ihren Platz zurückkam, „siehst du, hat eine Kuh gefunden! Hast wohl viele solcher Kühe?"

Anna Pawlowna kam aber schon Alexander Fedoritsch selbst

entgegen, ein blonder junger Mann in der Blüte der Jahre, der Gesundheit und der Kraft. Er begrüßte fröhlich die Mutter, als er aber die Koffer und die Pakete bemerkte, wurde er verlegen, ging schweigend zum Fenster und begann mit dem Finger auf den Scheiben zu zeichnen. Nach einer Minute aber sprach er wieder mit der Mutter und sah sorglos und sogar freudig auf die Reisevorbereitungen.

„Warum hast du denn so lange geschlafen, mein Freund?" fragte Anna Pawlowna, „dein Gesicht ist ja ganz verquollen? Laß mal, ich will dir Augen und Wangen mit Rosenwasser abreiben."

„Laß, Mamachen, es ist nicht nötig."

„Was möchtest du frühstücken? Tee vorher oder Kaffee? Ich habe auch ein Beefsteak in Sahne auf der Bratpfanne, — was möchtest du?"

„Ganz gleich, Mamachen."

Anna Pawlowna fuhr fort die Wäsche einzupacken, dann hielt sie inne und sah den Sohn kummervoll an.

„Ssascha!" sagte sie nach einer Weile.

„Was beliebt, Mamachen?"

Sie zögerte zu sprechen, als fürchtete sie etwas.

„Wohin fährst du, mein Freund, und wozu?" fragte sie endlich mit leiser Stimme.

„Wieso wohin, Mamachen?... nach Petersburg... um... um... damit..."

„Höre, Ssascha", sagte sie erregt und legte ihm die Hand auf die Schulter, wie es schien, in der Absicht, einen letzten Versuch zu machen. „Es ist noch nicht zu spät: überleg's noch und bleib!"

„Bleiben! Wie kann ich! Und die Wäsche ist ja... auch eingepackt", sagte er verlegen.

„Die Wäsche ist eingepackt! Da! So ... so ... so ... siehst du, jetzt ist sie nicht mehr eingepackt.“
Sie nahm mit drei Griffen alles aus dem Koffer heraus.
„Was soll das nun, Mamachen? Ich hab' mich fertiggemacht und plötzlich wieder! — Was wird man sagen?“
Er wurde traurig.
„Ich rate dir ab, nicht so sehr um meinetwillen als um deinetwillen. Wozu fährst du? Um Glück zu suchen? Hast du's denn hier nicht gut? Trachtet deine Mutter nicht tagtäglich, alle deine Wünsche zu befriedigen? Natürlich bist du schon in dem Alter, in dem die zärtliche Sorgfalt der Mutter kein Glück mehr ausmacht; aber ich verlange es ja auch nicht. Sieh doch um dich: alle lesen dir die Wünsche von den Augen ab. Und Maria Wassiljewnas Töchterchen, Ssonjuschka? Was ... du bist rot geworden? Wie sie, mein Herzchen, dich liebt — Gott schenke ihr Gesundheit — ich höre, sie schläft schon die dritte Nacht nicht.“
„Ach, Mamachen, was Sie sagen! Sie ist so ...“
„Ja, ja, als wenn ich es nicht sehen würde! ... Ach, daß ich's nicht vergesse: sie nahm deine Taschentücher zum Säumen; ich, sagte sie, will es selbst tun, ich geb's niemandem und werde auch den Namen einsticken, — siehst du, was willst du noch mehr? — Bleib doch!“
Er hörte schweigend mit gesenktem Kopf und spielte mit der Quaste des Schlafrocks.
„Was wirst du in Petersburg finden?“ fuhr sie fort. „Du denkst, du wirst es dort so gut haben, wie hier? Ei, mein Freund! Weiß Gott, was du zu sehen und zu erdulden bekommen wirst: Kälte, Hunger und Not, alles wirst du ertragen müssen. Schlechte Menschen gibt es überall und gute findest du nicht so bald. Und was das Ansehen betrifft, ob in der Hauptstadt oder auf dem Lande, überall

ist es das gleiche. Wenn du das Petersburger Leben nicht kennen lernst, wirst du hier leben und dir als ein Erster vorkommen; und in allem ist es so, mein Liebling! Du bist wohlerzogen, geschickt und schön. Ich alte Frau könnte ja nur Freude haben, dich immer anzusehen. Würdest heiraten, Gott würde dir Kinder schenken, ich würde sie pflegen — und du könntest ein Leben ohne Sorgen, ohne Kummer führen und deine Jahre friedlich und still verbringen, ohne daß du nötig hättest, jemand zu beneiden. Und dort wird es dir vielleicht nicht gut gehen, vielleicht wirst du dich an meine Worte erinnern ... Bleib doch, Ssaschenka, wie?"
Er hustete und seufzte, sagte aber kein Wort.
„Sieh doch hierher," fuhr sie fort, die Balkontür öffnend, „tut es dir nicht leid, so einen Winkel zu verlassen?"
Vom Balkon wehte eine frische Brise ins Zimmer herein. Weit dehnte sich der Garten mit alten Linden, dichten Heckenrosen, Faulbaum und Flieder. Zwischen den Bäumen schimmerten bunt die Blumen, liefen Pfade nach verschiedenen Richtungen, weiterhin plätscherte still der See an die Ufer, die Hälfte von den goldenen Strahlen der Morgensonne übergossen und glatt wie ein Spiegel, die andere dunkelblau, wie der Himmel, der sich in ihr spiegelte, und kaum von leichten Wellen gekräuselt. Und hinter dem See dehnten sich im weiten Umkreis Saatfelder mit wellenförmig bewegtem verschiedenfarbigen Getreide, von dunklem Wald begrenzt.
Anna Pawlowna schützte mit der einen Hand die Augen vor der Sonne und mit der anderen zeigte sie dem Sohne nacheinander die verschiedenen Objekte. „Sieh doch," sprach sie, „mit welcher Schönheit Gott unsere Felder gesegnet hat! Da, von diesen Feldern werden wir allein an Roggen an die fünfhundert Scheffel ernten; da ist auch

Weizen und Buchweizen; aber der Buchweizen ist in diesem Jahre nicht so gut, wie im vorigen. Und der Wald, der Wald, wie ist er ausgewachsen! Man denke, wie groß Gottes Weisheit ist! Wir werden auf unseren Teil fast für tausend Rubel Holz verkaufen. Und wieviel Wild! Und dies alles ist ja dein, mein lieber Sohn; ich bin ja nur deine Verwalterin. Sieh mal den See an: was für eine Pracht! Eine wahrhaft himmlische Pracht! Die Fische wimmeln nur so in ihm; nur den Stör müssen wir kaufen, aber von Barschen, Kaulbarschen und Karauschen ist er voll; reichlich für uns und für das Gesinde. Da weiden deine Kühe und Pferde. Hier bist du allein der Herr über alles, und dort wird dir vielleicht jeder befehlen wollen. Und du willst diesen Segen fliehen und weißt nicht einmal wohin, vielleicht in einen Abgrund, Gott verzeihe mir ... Bleib!"

Er schwieg.

„Du hörst ja nicht zu", sagte sie. „Wohin starrst du?"

Er zeigte mit der Hand schweigend und nachdenklich in die Ferne. Anna Pawlowna sah hin und ihr Gesicht verfärbte sich. Dort zwischen den Feldern schlängelte sich der Weg und verlor sich hinter dem Wald, der Weg in das verheißene Land, nach Petersburg. Anna Pawlowna schwieg eine Weile, um Kräfte zu sammeln.

„Ich verstehe", sagte sie niedergeschlagen. „Nun, mein Freund, Gott mit dir! Fahre nur, wenn es dich so fortzieht; ich halte dich nicht! Wenigstens sollst du nicht sagen können, deine Mutter hätte deine Jugend und dein Leben verkümmern lassen."

Arme Mutter! Das ist der Lohn für deine Liebe! Hast du das erwartet? Das ist es eben, daß die Mütter keinen Lohn erwarten. Eine Mutter liebt ohne Sinn und Überlegung. Wenn du groß, berühmt bist, schön und stolz, wenn dein

Name von Mund zu Mund wandert, deine Taten in der Welt laut erklingen — dann zittert der Kopf der Alten vor Freude, sie weint und lacht und betet lange und heiß. Und der Sohn denkt meist gar nicht daran, seinen Ruhm mit seiner Mutter zu teilen. Bist du aber arm an Geist und Verstand, hat dich die Natur mit dem Mal der Häßlichkeit gestempelt, frißt der Stachel einer Krankheit deine Seele oder deinen Körper, stoßen dich endlich die Menschen von sich und es ist kein Platz mehr für dich unter ihnen, um so mehr Platz findest du im Herzen der Mutter. Sie drückt das verkrüppelte, mißratene Kind noch fester ans Herz und betet noch länger und inbrünstiger.

Kann man Alexander darum gefühllos nennen, weil er sich zur Trennung entschloß? Er war zwanzig Jahre alt. Das Leben lächelte ihm seit der Geburt zu: die Mutter verhätschelte und verwöhnte ihn, wie man ein einziges Kind verwöhnt; die Kinderfrau sang ihm an der Wiege, daß er in Gold gekleidet wandeln und keinen Kummer kennen würde. Die Lehrer bestätigten, daß er es weit bringen würde, und bei seiner Rückkehr aus der Universität lächelte ihm die Tochter der Nachbarin. Selbst der alte Kater Waßjka schien freundlicher zu ihm zu sein, als zu irgend jemand im Hause.

Kummer, Tränen und Unglück kannte er nur vom Hörensagen, etwa wie man irgendeine ansteckende Krankheit kennt, die nicht ausgebrochen, sondern dumpf im Volke sich verbirgt. Daher erschien ihm seine Zukunft in Regenbogenfarben. Irgend etwas lockte ihn in die Ferne; was es war, wußte er nicht. Berückende Visionen schimmerten dort, aber er konnte sie nicht deutlich unterscheiden; er vernahm von dorther vermischte Laute — einmal die Stimme des Ruhmes, dann wieder die Stimme der Liebe, und es machte ihn süß erschauern.

Bald wurde ihm die häusliche Welt zu eng. Die Natur, die Liebkosungen der Mutter, die Verehrung der Kinderfrau und des ganzen Gesindes, das weiche Bett, die schmackhaften Gerichte und das Schnurren Wassikas — alle die Güter, die am Lebensabend so hochgeschätzt werden, tauschte er fröhlich mit dem Unbekannten, das voll lockenden und geheimnisvollen Reizes war. Sogar Sophies Liebe, die erste, zarte, rosige Liebe, konnte ihn nicht halten. Was war ihm diese Liebe? Er träumte von einer Leidenschaft, die keine Hindernisse kennt und große Heldentaten vollbringt. Er liebte Sophie vorläufig mit einer kleinen Liebe in Erwartung der großen. Er träumte auch von den Diensten, die er dem Vaterlande leisten würde. Er hatte fleißig und mancherlei gelernt. In seinem Zeugnis hieß es, daß er ein Dutzend Wissenschaften beherrschte und ein Halbdutzend alter und neuer Sprachen. Vor allem aber träumte er vom Ruhme des Dichters. Seine Verse erregten die Bewunderung der Kameraden. Viele Wege lagen ihm offen, der eine immer schöner als der andere. Er wußte nicht, auf welchen er sich stürzen sollte. Nur der gerade Weg verbarg sich seinen Blicken; hätte er ihn damals sehen können, so wäre er vielleicht gar nicht gereist.

Wie konnte er bleiben? Die Mutter wünschte es? Das war wieder eine andere und natürliche Sache. In ihrem Herzen waren alle anderen Gefühle tot, außer dem einen: der Liebe zum Sohn, und daran klammerte sie sich heiß, als an das letzte. Wenn sie ihn nicht hätte, was bliebe ihr übrig? Es sei denn sterben. Es ist längst bewiesen, daß ein Frauenherz nicht ohne Liebe leben kann.

Alexander war durch das Leben zu Hause verwöhnt, doch nicht verdorben. Er war von Natur so wohlgeschaffen, daß die Liebe der Mutter und die Verehrung der Umgebung

auf seine guten Eigenschaften nur fördernd wirkten. Sie entwickelten z. B. frühzeitig in ihm eine gewisse herzliche Anhänglichkeit und eine fast übertriebene Vertrauensseligkeit zu allem in der Welt. Dies hatte in ihm vielleicht auch das Selbstgefühl geweckt; aber Selbstgefühl ist an und für sich nur eine Form, alles hängt vom Material ab, das man in diese Form gießt.

Verhängnisvoller war für ihn, daß die Mutter, bei aller Zärtlichkeit, ihm keinen richtigen Blick auf das Leben geben konnte und ihn nicht auf den Kampf vorbereitet hatte, der ihm in Zukunft, wie jedermann, bevorstand. Aber dazu gehörte eine geschickte Hand, ein feiner Geist und ein großer Vorrat von Erfahrung, der nicht vom ländlichen Horizont beschränkt wäre. Man hätte ihn sogar weniger lieben müssen, nicht jeden Augenblick für ihn denken, nicht jede Sorge von ihm abwenden; man hätte nicht statt seiner weinen und leiden sollen, und ihn noch als Kind das Herannahen des Gewitters selbst fühlen lassen, damit er lernte, an sein Schicksal zu denken und aus eigener Kraft fertig zu werden, mit einem Wort, zu wissen, daß er ein Mann sei. Wie konnte Anna Pawlowna das alles verstehen und es gar ausführen. Der Leser hat ja gesehen, wie sie war. Wollen wir nun weiter sehen.

Sie hatte die Selbstsucht des Sohnes schon vergessen. Alexander Fedoritsch traf sie nun zum zweitenmal beim Einpacken seiner Kleider und der Sachen. In der Geschäftigkeit der Vorbereitungen zur Abreise schien sie ihren Kummer vergessen zu haben.

„Hier, Ssaschenka, merk dir's gut, wo ich alles hinlege", sprach sie. „Ganz unten, auf dem Boden des Koffers, liegen die Bettlaken: ein Dutzend. Sieh nach, ob's auch so eingeschrieben ist."

„Stimmt, Mamachen."

„Alle sind sie mit deinem Namen gezeichnet, sieh: A. A. . . . alles Ssonjuschka, das Täubchen! Ohne sie hätten sich unsere dummen Mädchen nicht so rasch gerührt. Was jetzt? Ja, die Bezüge. Ein, zwei, drei, vier . . . so, hier ist ein ganzes Dutzend. Da sind die Hemden — drei Dutzend. Was für Leinen — wunderbar! Holländisches! Ich war selbst in der Fabrik bei Wassilij Wassiljewitsch. Er hatte selbst die besten drei Stücke ausgesucht. Sieh doch jedesmal genau nach dem Waschzettel, wenn du sie von der Waschfrau bekommst. 'S ist alles neu. Dort findest du nicht viele solcher Hemden. Am Ende vertauschen sie sie dir noch: es gibt solche garstigen Frauenzimmer, die keine Gottesfurcht haben. Zweiundzwanzig Paar Socken . . . Weißt du, was ich ausgedacht habe: ich will deine Brieftasche mit dem Geld in einen Strumpf hineinlegen. Bis Petersburg brauchst du es ja nicht, und wenn, was Gott verhüten möge, dir unterwegs was zustoßen sollte, dann können die Kerle herumwühlen, ohne etwas zu finden. Auch die Briefe an den Onkel leg' ich da hinein; wie wird er sich freuen! Wir haben ja siebzehn Jahre kein Sterbenswörtchen voneinander gehört, das ist keine Kleinigkeit! Da sind die Halstücher, hier die Taschentücher; ein halbes Dutzend ist noch bei Ssonjuschka. Verliere die Taschentücher nicht, mein Herz: ein feiner Halbbatist von Michejew zu zweiundeinviertel Rubel. Nun, das ist ja die ganze Wäsche. Jetzt die Kleider . . . Aber wo bleibt Jewsej? Warum ist er nicht dabei? Jewsej!

Jewsej trat träge ins Zimmer.

„Was befehlen Sie?" fragte er noch träger.

„Was befehlen Sie?" wiederholte Anna Pawlowna zornig. „Warum siehst du denn nicht zu, wie ich einpacke? Und

wenn etwas unterwegs herausgeholt werden muß, so wühlst du alles durcheinander. Kannst dich wohl von deiner Liebsten nicht trennen, von dem Juwel! Der Tag ist lang, wirst noch Zeit genug dazu finden. Denkst du am Ende auch dort den Herrn so aufmerksam zu bedienen? Gib acht! Das ist der gute Frack — siehst du, wohin ich ihn lege? Und du, Ssaschenka, schone ihn, trag ihn nicht alle Tage; das Tuch kostet sechzehn Rubel die Elle. Wenn du zu besseren Menschen gehst, dann zieh ihn an, aber setz' dich nicht unbedacht hin, wie deine Tante, die wie absichtlich auf keinen leeren Stuhl sich setzen kann, sondern sich immer da hinplumst, wo grade ein Hut oder sonst was liegt; erst neulich setzte sie sich in einen Teller mit Eingemachtem — so ein Skandal! Wenn du zu einfacheren Leuten gehst, nimm diesen Frack aus Massaka. Jetzt die Westen — ein, zwei, drei, vier. Zwei Paar Beinkleider. Die Kleider reichen für drei Jahre. Ach, ich bin müde! Ist auch kein Wunder: seit dem frühen Morgen bin ich auf den Beinen. Geh, Jewsej! Wir wollen noch von was anderem reden, Ssaschenka. Bald kommen die Gäste und wir werden keine Zeit mehr haben."

Sie setzte sich auf das Sofa und ließ ihn neben sich sitzen.

„Nun, Ssascha," sagte sie nach einem kurzen Schweigen, „du fährst jetzt in ein fremdes Land ..."

„Wieso ein fremdes Land? Petersburg! Was reden Sie da, Mamachen!"

„Warte, warte, — höre mich zu Ende an! Gott allein weiß, was dir da begegnen wird, was du alles zu sehen bekommen wirst, Gutes und Schlechtes. Ich hoffe, Er, mein himmlischer Vater, wird dir beistehen. Und du, mein Freund, am allerwenigsten vergiß *ihn*, denke daran, daß es ohne Glauben keine Rettung gibt, nirgends und in nichts.

Wirst du hohe Ehren erlangen, wirst du berühmt werden — wir sind doch nicht geringer als die anderen: dein Vater war ein Edelmann und Major — so bescheide dich vor Gott; bete im Glück und im Unglück und nicht nach dem Sprichwort: ‚Wenn kein Donner kracht, bekreuzigt sich der Bauer nicht.' Es gibt Leute, die, wenn es ihnen gut geht, zur Kirche nicht einmal hineinriechen, und wenn es dann über sie kommt, dann können sie sich nicht genug tun, Rubelkerzen zu weihen und Bettler zu beschenken; das ist eine große Sünde. Da schon von den Bettlern die Rede ist, gib ihnen nicht zuviel auf einmal und wirf dein Geld nicht hinaus. Wozu sie verwöhnen? Wirst ihnen doch nicht imponieren. Sie vertrinken es und lachen dich noch aus. Ich weiß, du hast ein weiches Herz, du wärest imstande, ihnen bis zu zehn Kopeken zu geben. Das ist überflüssig. Gott soll ihnen geben! Wirst du auch in die Kirche gehen? Wirst du am Sonntag die Messe besuchen?"

Sie seufzte.

Alexander schwieg. Er erinnerte sich, daß er als Student in der Universitätsstadt die Kirche etwas vernachlässigt hatte. Zu Hause pflegte er die Mutter zur Messe zu begleiten, nur ihr zuliebe. Es war ihm peinlich, zu lügen. Er schwieg. Die Mutter verstand sein Schweigen und seufzte wieder.

„Nun, ich zwinge dich ja nicht," fuhr sie fort, „du bist ja jung, wie solltest du so eifrig Gott dienen, wie wir Alten? Vielleicht wird dich der Dienst hindern, oder du wirst bei feinen Leuten spät sitzenbleiben und die Messe verschlafen. Gott wird sich deiner Jugend erbarmen. Sei unbesorgt. Du hast ja eine Mutter. Sie wird nicht verschlafen. Solange in mir ein Tropfen Blutes bleibt, solange die Tränen in den Augen noch nicht ausgetrocknet sind und Gott

meine Sünden duldet, werde ich mich auf allen vieren hinschleppen, sollte ich keine Kraft haben, bis zur Kirchenschwelle zu gehen. Meine letzten Seufzer werde ich für dich aushauchen, meine letzte Träne für dich, mein Freund, weinen. Ich werde für dich Gesundheit und Würden und Orden erflehen und alle himmlischen und irdischen Güter. Sollte der barmherzige Vater die Gebete einer armen alten Frau verachten? Für mich selbst brauche ich nichts. Mag er mir alles nehmen, Gesundheit, Leben, mag er mich mit Blindheit schlagen, wenn dir nur jedwede Freude, jedwedes Glück und Gut zuteil wird ..."

Sie konnte nicht zu Ende sprechen. Sie weinte.

Alexander sprang auf.

„Mamachen!" rief er.

„Nun setz' dich, setz' dich!" sagte sie, schnell die Augen trocknend, „ich habe noch viel zu sagen ... Was war es nur? Es ist mir entfallen ... Was ich heute für ein Gedächtnis habe ... Ja ... beobachte die Fasttage: das ist eine wichtige Sache. Am Mittwoch und Freitag — das wird dir Gott verzeihen, aber die großen Fasten — behüte Gott! Da, Michailo Michailitsch wird zwar für einen klugen Menschen gehalten, aber was ist an ihm? Ob in der Fleischessenszeit oder in der Karwoche — er frißt immer dasselbe. Die Haare stehen einem zu Berge! Er hilft zwar den Armen, aber werden denn seine Wohltaten vor Gott bestehen? Man erzählt, er soll einmal einem Alten einen Zehnrubelschein gegeben haben; der nahm ihn, wandte sich ab und spuckte aus. Alle verneigen sich vor ihm und sagen ihm, weiß Gott, was für Sachen ins Gesicht, aber hinter seinem Rücken bekreuzigen sie sich wie vor Satan, wenn sie ihn nennen."

Alexander hörte mit einiger Ungeduld zu und sah von Zeit zu Zeit zum Fenster hinaus — auf die Landstraße.

„Am meisten gib auf deine Gesundheit acht", fuhr sie fort. „Wenn du krank werden solltest — was Gott verhüten möge —, und gefährlich, so schreib ... ich werde alle Kräfte zusammenraffen und kommen. Wer sollte dich sonst pflegen? Einen Kranken sucht man noch auszuplündern. Geh bei Nacht nicht durch die Straßen; von Menschen, die ein tierisches Aussehen haben, halte dich fern. Hüte das Geld ... ach, hüte es für schlimme Tage. Gib's mit Verstand aus. Von dem verdammten Geld kommt alles Gute und alles Böse. Verschwende nicht und lege dir keine überflüssigen Bedürfnisse zu. Du wirst regelmäßig von mir zweitausendfünfhundert Rubel jährlich bekommen. Zweitausendfünfhundert Rubel sind keine Kleinigkeit! Vermeide den Luxus und sonst derartiges, aber versage dir nichts, was du haben kannst; wenn du Lust hast, etwas Gutes zu essen, — spare nicht. Ergib dich nicht dem Wein — ach, er ist der erste Feind des Menschen! Und noch — hier senkte sie die Stimme —, hüte dich vor den Frauen: ich kenne sie. Es gibt solche Schamlosen, die sich einem selbst an den Hals werfen, wenn sie so einen sehen, wie du!"

Sie sah ihren Sohn liebevoll an.

„Genug, Mamachen, wollen wir nicht frühstücken?" sagte er fast ärgerlich.

„Sofort, sofort ... nur noch ein Wort ... Laß dir's nicht nach verheirateten Frauen gelüsten," beeilte sie sich auszureden; „das ist eine große Sünde! ‚Begehre nicht die Frau deines Nächsten,' heißt es in der Schrift. Wenn eine aber, Gott behüte, gar mit Heiraten kommt, wage nicht, daran zu denken! Sie sind gar gern bereit, einen zu angeln, besonders einen mit Geld und so einen schönen wie du. Es sei denn, daß dein Vorgesetzter, oder sonst ein vornehmer und reicher Würdenträger entbrennen sollte, dich mit seiner

Tochter zu verheiraten — nun — dann darfst du es; aber schreib mir genau, und ich werde irgendwie mich hinschleppen, um zu sehen, ob man dir nicht eine aufgeschwatzt hat, nur um sie loszuwerden: ein altes Mädchen oder sonst ein nichtsnutziges Ding. Einen solchen Bräutigam möchte ja jede haben. Nun, solltest du aber selbst ein Mädchen liebgewinnen, so ...“ hier sprach sie noch leiser, „so kannst du Ssonjuschka auch zur Seite schieben (die Alte war bereit, aus Liebe zu ihrem Sohne ein wenig gegen ihr Gewissen zu handeln). Und was hat sich denn eigentlich Maria Karpowna in den Kopf gesetzt? Du und ihre Tochter seid kein passendes Paar. Ein Mädchen vom Lande! Noch ganz anderen wird der Mund nach dir wässern!“

„Sophie! Nein, Mamachen, ich werde sie nie vergessen!“ sagte Alexander.

„Nun, nun, beruhige dich, mein Freund! Ich sag' ja nur so. Bleib' eine Zeitlang im Amt, und wenn du dann zurückkehrst, wird sich schon alles finden. Die Bräute laufen dir nicht davon! Wenn du sie nicht vergessen wirst, nun dann ... Nun und ...“

Sie wollte etwas sagen, traute sich aber nicht, dann neigte sie sich an sein Ohr und sagte leise: „Und wirst du auch ... an deine Mutter denken?“

„So weit sind Sie mit Ihren Reden gekommen,“ unterbrach er, „lassen Sie doch schnell hereingeben, was Sie da haben, einen Eierkuchen oder sonst was. Ich Sie vergessen! Wie konnten Sie nur diesen Gedanken fassen? Gott soll mich strafen ...“

„Hör' auf, hör' auf, Ssascha!“ begann sie eilig, „was beschwörst du da auf deinen Kopf herauf! Nein, nein, was auch kommen mag, solltest du diese Sünde begehen, so mag ich allein leiden. Du bist jung, fängst erst zu leben an, und

wenn du erst heiraten wirst, wird dir die junge Frau die Mutter und alles ersetzen ... Nein! Möge Gott dich segnen, wie ich dich segne!"

Sie küßte ihn auf die Stirn und beschloß damit ihre Belehrungen.

„Warum kommt bis jetzt niemand?" fragte sie, „weder Maria Karpowna noch Anton Iwanitsch, noch der Priester? Die Messe ist gewiß schon zu Ende! Ach, da fährt schon jemand! Es scheint Anton Iwanitsch ... so ist es, wenn man vom Wolf spricht ..."

Wer kennt nicht Anton Iwanitsch? Er ist wie der ewige Jude. Er war immer und überall von Urzeiten an, und hörte nicht auf zu sein. Er nahm an den griechischen und römischen Festmählern teil, hatte natürlich auch vom gemästeten Kalb gegessen, das der glückliche Vater bei der Heimkehr des verlorenen Sohnes geschlachtet.

Bei uns in Rußland ist er in vielerlei Gestalten vorhanden. Derjenige, von dem die Rede ist, war so beschaffen: Er hatte an die zwanzig verpfändete und überverpfändete Leibeigene, lebte fast in einer Hütte oder in einem sonderbaren Gebäude, das einem Stall oder einem Speicher glich, der Eingang war irgendwo rückwärts über Klötze, dicht am Zaun; aber er behauptete beständig seit zwanzig Jahren, daß er im nächsten Frühjahr den Bau eines neuen Hauses beginne. Zu Hause führte er keine Wirtschaft. Es gab in seiner Bekanntschaft keinen Menschen, der jemals bei ihm zu Mittag oder zu Abend gegessen oder eine Tasse Tee getrunken hätte, aber dagegen keinen Menschen, bei dem er dasselbe nicht fünfzigmal im Jahre getan hätte.

Früher trug Anton Iwanitsch weite Pumphosen und einen Kasakin, jetzt trägt er an Werktagen einen Rock und lange

Hosen, an Feiertagen einen Frack, Gott mag wissen, von welchem Schnitt. Er ist wohlbeleibt, denn er hat keine Sorgen, obwohl er so tut, als lebte er ständig in fremdem Kummer und in fremden Sorgen; aber bekanntlich machen Sorgen und Schmerzen der anderen nicht mager; so ist es einmal eingerichtet.

Eigentlich braucht niemand Anton Iwanitsch, aber ohne ihn findet keine Zeremonie statt; weder eine Hochzeit noch ein Begräbnis. Er ist bei jedem Diner, bei jeder Abendgesellschaft und bei jedem Familienrat zugegen; ohne ihn wird kein Schritt unternommen. Man könnte also meinen, daß er sehr nützlich ist, daß er da einen wichtigen Auftrag erledigt oder einen guten Rat gibt oder ein Geschäft besorgt. Durchaus nicht! Nichts dergleichen wird ihm anvertraut; er kann nichts und weiß nichts, weder bei Gericht etwas zu vertreten, noch unter den Parteien zu vermitteln oder Frieden zu stiften — rein gar nichts!

Dafür aber betraut man ihn z. B. mit der Mission, im Vorbeifahren einen Gruß von diesem und diesem an den und den zu bestellen, und er richtet es akkurat aus, wobei er gleich zum Frühstück dableibt — — oder man beauftragt ihn, die Nachricht zu überbringen, daß ein bestimmtes Schriftstück angekommen ist, ohne daß man ihm sagt, was das für ein Schriftstück sei. Doch läßt man ihn ein Fäßchen Honig oder ein Häuflein Samen abgeben, mit der strickten Weisung, nichts zu verschütten oder zu verstreuen. Oder man bittet ihn, daran zu erinnern, wann dieser oder jener seinen Namenstag hat. Auch wird Anton Iwanitsch zu Aufträgen gebraucht, die man ungern einem Bedienten anvertraut. „Es geht nicht, Petruschka zu schicken," heißt es, „er wird noch alles verwirren. Nein, laß schon lieber Anton Iwanitsch hinfahren," oder: „Es paßt nicht, einen

Diener zu schicken, dieser oder jener wird beleidigt sein, es ist schon besser, Anton Jwanitsch zu schicken."
Wie würde es alle in Staunen versetzen, wenn er einmal bei einem Diner oder bei einer Abendgesellschaft gefehlt hätte!
„Wo ist Anton Jwanitsch?" würde unbedingt jeder verwundert fragen, „was ist mit ihm? Warum ist er nicht da?"
Und das Essen wäre kein richtiges Essen mehr. Dann würde sogar jemand als Deputierter abgeordnet werden, ihn zu besuchen und nachzusehen, was mit ihm los sei, ob er nicht etwa krank oder verreist sei? Und wenn er krank ist, so wird er mit so viel Teilnahme erfreut, wie kaum ein Verwandter.
Anton Jwanitsch küßte Anna Pawlowna die Hand.
„Grüß Gott, Mütterchen, Anna Pawlowna! Habe die Ehre, zu der neuen Anschaffung zu gratulieren."
„Zu welcher, Anton Jwanitsch?" fragte Anna Pawlowna und sah an sich hinab.
„Und die Brücke am Tor! Sie scheint ja eben fertig gezimmert. Ich merke, die Bretter tanzen nicht mehr unter den Rädern, und, sieh da, die Brücke ist neu."
Er pflegte bei der Begegnung mit Bekannten, immer zu etwas zu gratulieren, zum Fasttag, zum Frühling, zum Herbst; wenn nach Tauwetter ein Frost eintrat, so beglückwünschte er zum Frost, wenn nach dem Frost Tauwetter kam, zum Tauwetter.
Diesmal war nichts Derartiges, aber er wußte doch etwas zu erfinden.
„Alexandra Wassiljewna, Matrjona Michailowna und Peter Ssergejtsch lassen Sie grüßen", sagte er.
„Ich danke ergebenst, Anton Jwanitsch. Sind da die Kinderchen wohl?"

„Gott sein Dank! Ich bringe Ihnen Gottes Segen mit; In meinen Fußtapfen folgt Ehrwürden. Haben Sie es schon gehört, meine Gnädige? Unser Ssemjon Archipitsch!"

„Was ist los?" fragte Anna Pawlowna erschreckt.

„Er hat das Zeitliche gesegnet."

„Was Sie sagen! Wann?"

„Gestern morgen. Man ließ es mich abends wissen. Ein Bursche kam geritten. Ich bin sofort hingefahren und habe die ganze Nacht nicht geschlafen. Alle in Tränen; man mußte sie trösten und allerlei anordnen, sie sind alle kopflos, nur Tränen und Tränen, und ich dazu ganz allein."

„Mein Gott, mein Gott!" sprach Anna Pawlowna kopfschüttelnd, „was ist unser Leben! Wie ist es denn gekommen? Erst vorige Woche hat er mir durch Sie einen Gruß geschickt."

„Ja, Mütterchen! Nun, er war aber schon längst kränklich, ein Greis; ein Wunder, daß er nicht schon früher zusammengebrochen war."

„Wieso alt? Er war ja nur ein Jahr älter als mein Verstorbener, Gott hab ihn selig!" sagte Anna Pawlowna, sich bekreuzigend. „Die arme Fedossja Petrowna tut mir leid; mit kleinen Kinderchen auf den Armen geblieben. Es ist nicht einfach, fünf Kinder, und fast lauter Mädchen. Wann ist die Beerdigung?"

„Morgen."

„Es scheint, daß jeder seinen Kummer haben muß, Anton Iwanitsch! Da, sehen Sie, ich rüste meinen Sohn zur Abreise aus."

„Was ist zu machen, Anna Pawlowna, wir sind alle Menschen! ‚Dulde!' steht in der Heiligen Schrift geschrieben."

„Seien Sie nur nicht böse, daß ich Sie beunruhigt habe

— ich wollte, daß Sie mir meinen Kummer tragen helfen. Sie lieben uns ja, wie ein Verwandter."

„Ach, Mütterchen, Anna Pawlowna! Wen sollte ich denn sonst lieben, als Euch! — Haben wir denn viele solche, wie Sie? Sie unterschätzen sich. Ich habe furchtbar viel zu tun; auch mein Bau geht mir im Kopf herum. Noch gestern schlug ich mich den ganzen Tag mit dem Unternehmer herum, aber wir werden noch immer nicht einig ... aber wie sollte ich nicht zu Ihnen hinfahren, dachte ich mir? ... Was fängt sie allein da ohne mich an? Sie ist kein junger Mensch mehr, wird noch den Kopf verlieren."

„Gott segne Sie dafür, daß Sie uns nicht vergessen, Anton Iwanitsch! Und in der Tat, ich bin gar nicht mehr ich selbst; eine solche Leere im Kopf, ich sehe nichts! Die Kehle ist mir vom Weinen ganz ausgebrannt. Ich bitte Sie, etwas zu sich zu nehmen. Sie sind müde und gewiß auch hungrig."

„Ich danke ergebenst! Offen gestanden, habe ich schon im Vorbeigehen bei Peter Ssergejitsch ein Gläschen genossen und eine Kleinigkeit dazu. Aber das soll mich nicht hindern. Inzwischen kommt der Priester, um unser Mahl zu segnen. Da ist er ja schon auf der Veranda!"

Der Priester erschien. Es kam auch Maria Karpowna mit ihrer Tochter, einem jungen rotbäckigen Mädchen mit verweinten Augen und einem Lächeln im Gesicht. Die Augen und der ganze Gesichtsausdruck Sophies schien zu sagen: Ich werde einfach lieben, ohne Launen, werde meinen Mann, wie eine Kinderfrau, pflegen, ihm in allem gehorchen und niemals klüger sein wollen als er. Wie kann man auch klüger sein als ein Mann? Das wäre eine Sünde! Ich werde fleißig wirtschaften, nähen; werde ihm ein halbes Dutzend Kinder gebären, sie pflegen, besorgen und

bekleiden. Die Fülle und Frische ihrer Wangen und die Üppigkeit ihres Busens bestätigte das Versprechen in Beziehung auf die Kinder. Aber die Tränen in den Augen und das traurige Lächeln verliehen ihrem Gesicht in diesem Augenblick eine durchaus unprosaische Interessantheit.

Zunächst wurde ein Gottesdienst abgehalten, zu welcher Anton Iwanitsch das Gesinde zusammenrief, eine Kerze anzündete, und als der Priester zu lesen aufhörte, nahm er ihm das Buch aus der Hand und überreichte es dem Küster; dann goß er sich vom geweihten Wasser in ein Fläschchen und steckte es zu sich, für Agaphia Nikitischna, wie er sagte. Man setzte sich zu Tisch. Außer Anton Iwanitsch und dem Priester rührte niemand etwas an, wie immer bei solchen Gelegenheiten, dagegen erwies Anton Iwanitsch diesem homerischen Frühstück alle Ehre. Anna Pawlowna weinte und trocknete sich heimlich die Tränen.

„Genug schon, Mütterchen, Anna Pawlowna, Tränen zu verschwenden!" sagte Anton Iwanitsch mit gemachtem Ärger und goß sich Likör in sein Gläschen ein. „Schicken Sie ihn denn auf die Schlachtbank?" Darauf trank er das halbe Gläschen aus und schnalzte mit der Zunge.

„Was für ein Likör! Was für Aroma! So einen findet man im ganzen Gouvernement nicht, Mütterchen!" sagte er mit dem Ausdruck sehr großen Vergnügens.

„Der ist — von — vor — drei — Jahren," sagte Anna Pawlowna schluchzend, „heute für Sie entkorkt..."

„Ach, Anna Pawlowna, es wird einem schlecht, Ihnen zuzusehen," begann Anton Iwanitsch wieder, „leider ist niemand da, Sie zu strafen; ich könnte Sie dafür schlagen."

„Bedenken Sie selbst, Anton Iwanitsch, der einzige Sohn, und geht mir aus den Augen; wenn ich sterbe, ist niemand da, der mich bestattet."

„Und wozu sind wir da? Was bin ich denn, ein Fremder? Wie? Und was haben Sie mit dem Sterben solche Eile? Vielmehr heiraten Sie und lassen Sie sehen, ob wir nicht auf Ihrer Hochzeit tanzen. Aber hören Sie doch zu weinen auf!"

„Ich kann nicht, Anton Iwanitsch! Glauben Sie es mir, ich kann nicht; ich weiß selbst nicht, woher die Tränen kommen."

„So einen Prachtkerl eingesperrt zu halten! Geben Sie ihm die Freiheit, und er wird die Fittiche ausbreiten und wer weiß welche Wunder noch vollbringen; wird da Titel einheimsen ..."

„Ich wünsche, daß Ihre Worte in Erfüllung gehen ... Aber warum haben Sie von der Pastete so wenig genommen? Nehmen Sie doch!"

„Ich nehme schon! Erst esse ich dieses Stück auf."

„Auf Ihr Wohl, Alexander Fedoritsch! Glückliche Reise! Und kehren Sie bald wieder! Und heiraten Sie bald! Ssophia Wassiljewna, warum sind Sie so rot geworden?"

„Ich, nichts ... ich bin nur ..."

„Ach, die Jugend, die Jugend! He-he-he!"

„Mit Ihnen fühlt man den Kummer nicht, Anton Iwanitsch," sagte Anna Pawlowna, „so verstehen Sie einen zu trösten. Gott segne Sie! Aber nehmen Sie noch Likör!"

„Ich trinke schon, Mütterchen, ich trinke schon! Wie sollte man zum Abschied nicht trinken!"

Das Frühstück war zu Ende. Der Kutscher hatte schon längst eingespannt. Der Wagen fuhr vor. Die Dienerschaft rannte durcheinander. Der eine trug einen Koffer, der andere ein Paket, der dritte brachte einen Sack und lief wieder zurück, um etwas zu holen. Wie Fliegen auf einem süßen Tropfen,

so klebte das Gesinde am Wagen, und jeder griff mit den Händen hinein.
„Es ist besser, den Koffer so hinzustellen,“ sagte der eine, „und die Kiste mit dem Proviant hierher.“
„Wo werden sie aber die Beine hintun?“ erwiderte ein anderer, „besser ist es, den Koffer der Länge nach und die Kiste seitlich hinzustellen.“
„Dann wird die Decke herunterrutschen, wenn der Koffer lang gestellt wird. Besser ist es quer. Was gibt's noch? Sind schon die Stiefel untergebracht?“
„Ich weiß nicht, wer hat eingepackt?“
„Ich hab' nicht eingepackt. Geh, sieh nach, ob sie dort oben sind.“
„So geh doch selbst.“
„Und wozu bist du da? Du siehst ja, ich habe keine Zeit.“
„Da ist noch etwas. Vergeßt das nicht!“ schrie eine Magd und reichte über die Köpfe ein Bündel hin.
„Gib her!“
„Schiebt das irgendwo in den Koffer hinein; vorhin haben wir es vergessen“, sagte eine andere auf den Wagentritt steigend und reichte eine Bürste und einen Kamm.
„Wo soll man das jetzt unterbringen?“ schrie sie ein wohlbeleibter Lakei ärgerlich an, „scher dich, du siehst doch, der Koffer ist ganz zu unterst.“
„Die gnädige Frau hat es befohlen. Meinetwegen schmeiß es weg! Was geht's mich an. So'n Teufel!“
„So gib's schnell her, das kann man hier in der Seitentasche unterbringen.“
Das Mittelpferd hob und senkte unaufhörlich den Kopf. Das Glöcklein gab dabei jedesmal einen grellen Ton, der an den Abschied gemahnte, und die Nebenpferde standen nachdenklich mit gesenkten Köpfen, als ahnten sie den Reiz

der bevorstehenden Reise, und nur zuweilen wedelten sie mit dem Schwanz oder näherten ihre Lippen dem Mittelpferd. Endlich kam der schicksalsvolle Augenblick. Man betete noch einmal.

„Setzt euch alle, setzen Sie sich!" kommandierte Anton Iwanitsch, „Alexander Fedoritsch! und du, Jewsej, setz' dich! Setz' dich doch, setz' dich!" Und selbst setzte er sich für kaum eine Sekunde seitwärts auf die Kante eines Stuhles. „Und jetzt mit Gott!"

Jetzt aber begann Anna Pawlowna zu schluchzen und hing sich Alexander um den Hals.

„Leb' wohl, leb' wohl, mein Freund!" hörte man zwischen dem Schluchzen, „werde ich dich wiedersehen?"

Weiter konnte man nichts verstehen. In diesem Moment vernahm man den Ton eines anderen Glöckleins und ein Wagen, mit drei Pferden bespannt, flog in den Hof. Aus dem Wagen sprang ein ganz mit Staub bedeckter junger Mann, stürzte ins Zimmer und fiel Alexander um den Hals.

„Pospelow! Adujew!" schrien beide gleichzeitig, einander in den Armen erdrückend.

„Woher kommst du? Wieso?"

„Von zu Hause! Bin extra vierundzwanzig Stunden hierher gerast, um Abschied von dir zu nehmen."

„Freund! Freund! Du wahrer Freund!" wiederholte Adujew, Tränen in den Augen, „hundertsechzig Werst zurückzulegen, um ‚Lebe wohl' zu sagen! O, es gibt Freundschaft in der Welt! Nicht wahr?" sprach Alexander, ihm heftig die Hand drückend und ihn wieder in die Arme schließend.

„Bis zum Grabe!" erwiderte jener, Alexander noch heftiger die Hände drückend und ihn umarmend.

„Schreib!"

„Ja, ja, und du auch!"
Anna Pawlowna konnte sich mit Aufmerksamkeiten gegen Pospelow gar nicht genug tun. Die Abreise verzögerte sich eine halbe Stunde. Endlich brach man auf.
Alle wollten zu Fuß bis zum Wäldchen gehen. Während man den dunklen Flur passierte, stürzten Sophie und Alexander aufeinander zu.
„Ssascha! Lieber Ssascha! Ssonjuschka!" flüsterten sie und erstarben in einem Kuß.
„Werden Sie mich dort vergessen?" fragte sie weinerlich.
„O, wie wenig Sie mich kennen! Ich werde wiederkehren, glauben Sie, und niemals wird eine andere . . ."
„Da nehmen Sie rasch, es ist eine Locke und ein Ring."
Er versteckte geschwind das eine und das andere in die Tasche.
Anna Pawlowna mit ihrem Sohn und Pospelow gingen voraus, dann folgten Maria Karpowna und ihre Tochter, zuletzt der Priester mit Anton Jwanitsch. In einiger Entfernung fuhr der Wagen. Der Kutscher konnte die Pferde kaum zurückhalten. Vor dem Tore wurde Jewsej von dem Gesinde umringt.
„Leb' wohl, Jewsej Jwanitsch, leb' wohl, Freund, vergiß uns nicht!" tönte es von allen Seiten.
„Lebt wohl, Brüder! Lebt wohl! Tragt mir nichts nach!"
„Leb' wohl, Jewsejuschka, leb' wohl, mein Teurer!" sprach seine Mutter ihn umarmend, „da hast du ein Heiligenbildchen, das ist mein Segen. Halte an deinem Glauben fest, Jewsej, tritt dort nicht zu den Heiden über! Sonst werde ich dich verfluchen! Trink nicht, stiehl nicht! Diene deinem Herrn in Treue und Wahrhaftigkeit. Leb' wohl, leb' wohl! . . ."
Sie bedeckte das Gesicht mit der Schürze und ging davon.
„Leb' wohl, Mütterchen!" brummte Jewsej träge.

Ein kleines Mädchen von etwa zwölf Jahren kam auf ihn zugestürzt.
„Verabschiede dich doch von deinem Schwesterchen", sagte eine Bäuerin.
„Auch du," sprach Jewsej und küßte das Kind, „nun, leb' wohl, leb' wohl! Jetzt aber zurück ins Haus, du Barfüßige."
Von allen abgewandt, als letzte, stand Agraphena. Sie war grün im Gesicht.
„Leben Sie wohl, Agraphena Iwanowna!" sprach Jewsej langsam, die Worte dehnend, mit erhobener Stimme und streckte ihr die Arme entgegen.
Sie ließ sich umarmen, erwiderte aber die Umarmung nicht, nur ihr Gesicht verzerrte sich.
„Hier, da hast du!" sprach sie, indem sie unter der Schürze einen Sack hervorholte und ihm reichte. „Nun ja, du wirst sicher bei den Petersburger Frauenzimmern verludern!" fügte sie hinzu, ihn von der Seite ansehend, und in diesem Blick drückte sich ihr ganzer Kummer und ihre ganze Eifersucht aus.
„Ich verludern? Ich?" begann Jewsej, „daß mich Gott strafe, gleich hier auf der Stelle, daß mir die Augen platzen! daß ich in die Erde versinke, wenn ich da ..."
„Schon gut, schon gut!" murmelte Agraphena höhnisch, „wir kennen dich schon, ach!"
„Ja, fast hätte ich es vergessen!" sagte Jewsej und holte ein speckiges Spiel Karten aus der Tasche.
„Da haben Sie, Agraphena Iwanowna, zum Andenken; Sie können es doch nirgends bekommen."
Sie streckte die Hand aus.
„Schenk's mir, Jewsej Iwanitsch!" schrie Proschka aus der Menge.

„Dir! Lieber verbrenne ich's, als dir schenken!" und er steckte die Karten wieder in die Tasche.
„Aber gib doch her, Dummkopf!" rief Agraphena.
„Nein, Agraphena Iwanowna, machen Sie, was Sie wollen, ich geb' sie nicht. Sonst spielen Sie mit ihm! Leben Sie wohl!"
Ohne sich umzusehen, machte er eine Bewegung mit der Hand und ging träge weiter, dem Wagen folgend, den er, wie es schien, mitsamt Alexander und dem Kutscher auf den Schultern hätte tragen können.
„Verdammter!" rief ihm Agraphena nach, die Tränen mit dem Zipfel des Tuches trocknend.
Am Wäldchen wurde haltgemacht. Während Anna Pawlowna schluchzte und von ihrem Sohn sich verabschiedete, klopfte Anton Iwanitsch dem einen Pferd auf den Hals, packte es an den Nüstern und schüttelte es, was dem Pferde gar nicht zu gefallen schien, da es die Zähne fletschte und zu wiehern begann.
„Zieh doch den Gurt beim Mittelpferd fester," sagte er zum Kutscher, „sieh doch, das Rückenpolster ist auf die Seite gerutscht."
Der Kutscher nahm das Rückenpolster in Augenschein, und da er sah, daß es in Ordnung war, rührte er sich nicht vom Bock, sondern richtete nur mit der Peitsche die Zugleinen.
„Nun ist es Zeit, mit Gott!" sprach Anton Iwanitsch, „genug der Qual, Anna Pawlowna! Und Sie, Alexander Fedoritsch, setzen Sie sich; Sie müssen noch bei Tageslicht Schischkowo erreichen. Leben Sie wohl! Leben Sie wohl! Gott schenke Ihnen Glück, Titel, Orden, viel Hab und Gut, alles Gute und Schöne! Nun, mit Gott! Fahr' zu, aber da am Abhang sieh dich vor und fahre langsamer," fügte er hinzu, sich an den Kutscher wendend.

Alexander setzte sich ganz in Tränen aufgelöst in den Wagen und Jewsej trat zur Herrin, verneigte sich bis zur Erde und küßte ihr die Hand. Sie gab ihm einen Fünfrubelschein.

„Sieh zu, Jewsej, denk daran: wirst du gut dienen, dann verheirate ich dich mit Agraphena, sonst ..."

Sie konnte nicht weiter sprechen. Jewsej stieg auf den Bock. Der Kutscher, des langen Wartens überdrüssig, schien aufzuleben; er drückte die Mütze fest auf den Kopf, rückte sich auf seinem Platz zurecht und erhob die Zügel; die Pferde setzten zuerst in leichtem Trab ein. Er strich mit der Peitsche die Nebenpferde eins nach dem anderen, sie bäumten sich, reckten sich, und das Dreigespann jagte über den Weg in den Wald hinein.

Die Begleitenden blieben in der Staubwolke laut- und regungslos zurück, bis der Wagen ganz ihren Augen entschwand. Anton Iwanitsch kam als erster zu sich.

„Nun, jetzt nach Hause!" sagte er. Alexander schaute solange es ging aus dem Wagen zurück, dann fiel er auf die Polster mit dem Gesicht nach unten.

„Verlassen Sie mich Verwaiste nicht, Anton Iwanitsch! Essen Sie hier zu Mittag."

„Schön, Mütterchen, ich bin bereit, meinetwegen auch zu Abend."

„Wenn Sie auch übernachten wollten ..."

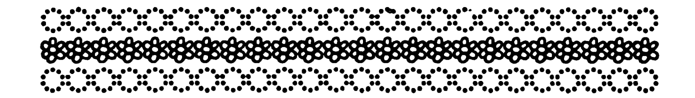
„Es geht nicht! Morgen ist die Beerdigung."

„Ach ja! Nun, ich will Sie nicht zwingen. Grüßen Sie Fedossja Petrowna von mir und sagen Sie ihr, daß mich ihr Leid herzlich betrübt und ich hätte sie selbst besucht, aber Gott hat auch mir einen Kummer geschickt — mein Sohn ist verreist."

„Ich werde es ausrichten, nicht vergessen."

„Mein Herz, Sſaſchenka!“ flüſterte ſie, ſich umſehend, „er iſt nicht mehr da, meine Augen ſehen ihn nicht mehr!“
Die Adujewa ſaß den ganzen Tag ſchweigend, aß weder zu Mittag noch zu Abend. Dafür ſprach und aß zu Mittag und zu Abend Anton Jwanitſch.
„Wo mag er jetzt ſein, mein Liebling?“ fragte ſie nur ab und zu.
„Jetzt iſt er gewiß ſchon in Repluſewo. Nein, was ſchwatz' ich? Noch nicht in Repluſewo, er nähert ſich ihm jetzt; wird da Tee trinken“, antwortete Anton Jwanitſch.
„Nein, um dieſe Zeit trinkt er nie Tee.“
Und ſo reiſte Anna Pawlowna in Gedanken mit ihm. Nachher als er nach ihren Berechnungen ſchon in Petersburg ſein mußte, betete ſie, legte Karten oder ſprach über ihn mit Maria Karpowna.
Und er?
Jhm werden wir in Petersburg begegnen.





Zweites Kapitel

Peter Iwanitsch Adujew, der Onkel unseres Helden, wurde ebenso wie dieser mit zwanzig Jahren von seinem älteren Bruder, Alexanders Vater, nach Petersburg geschickt und lebte an diesem Orte seit siebzehn Jahren. Seit dem Tode des Bruders unterhielt er keinen Briefwechsel mit den Verwandten, und seitdem er sein kleines Gut, das in der Nähe ihres Dorfes lag, auch noch verkauft hatte, wußte Anna Pawlowna nichts von ihm.

In Petersburg hatte er den Ruf eines wohlhabenden Mannes, und vielleicht nicht ohne Grund; er diente bei irgendeiner wichtigen Persönlichkeit als Beamter für besondere Aufträge, trug verschiedene Bändchen im Knopfloch seines Fracks, hatte in einer der Hauptstraßen eine schöne Wohnung, hielt drei Diener und ebenso viele Pferde. Er war nicht alt, sondern was man so einen Mann im rechten Mannesalter nennt, zwischen fünfunddreißig und vierzig. Übrigens liebte er es nicht, über sein Alter sich auszulassen, nicht aus kleinlicher Eitelkeit, sondern aus einer überlegten Berechnung, als wenn er die Absicht hätte, sein Leben möglichst hoch zu versichern. Jedenfalls lag in der Manier, sein wirkliches Alter zu verheimlichen, keine eitle Prätension dem schönen Geschlecht zu gefallen.

Er war ein schlank gewachsener, proportioniert gebauter Mann mit starken regelmäßigen Zügen des bräunten blassen Gesichts, mit gleichmäßigem, schönem Gang und zurückhaltenden, aber angenehmen Manieren. Einer von den Männern, die man gewöhnlich als bel-homme bezeichnet.
In seinem Gesicht war die gleiche Zurückhaltung, das heißt, die Fähigkeit zur Selbstbeherrschung, um es nicht zum Spiegel der Seele zu machen. Er hielt es für unbequem für sich und für die anderen. So erschien er in der Gesellschaft. Doch konnte man dieses Gesicht nicht hölzern nennen, es war nur ruhig. Nur manchmal waren Spuren von Müdigkeit darauf sichtbar — wahrscheinlich von angestrengter Arbeit. Er war als ein tätiger tüchtiger Mensch bekannt. In seiner Kleidung war er sorgfältig, sogar elegant, aber ohne Übertreibung, nur geschmackvoll. Er trug tadellose Wäsche; seine Hände waren voll und weiß, seine Nägel weiß und gepflegt.
Eines Morgens, als er erwachte und klingelte, brachte ihm der Diener mit dem Tee drei Briefe und meldete: Es sei ein junger Herr dagewesen, der sich Alexander Fedoritsch Adujew und ihn, Peter Iwanitsch, seinen Onkel nannte und gegen zwölf Uhr wiederzukommen versprach.
Peter Iwanitsch empfing die Nachricht nach seiner Gewohnheit ruhig, spitzte aber ein wenig die Ohren und zog die Brauen hoch.
„Schön, geh", sagte er zum Diener.
Dann nahm er einen Brief, wollte ihn öffnen, hielt aber inne und wurde nachdenklich.
„Ein Neffe aus der Provinz — eine Überraschung!" brummte er. „Und ich hoffte, daß man mich in jener Gegend ganz vergessen hat. Übrigens, was brauche ich mit ihm Umstände zu machen! Ich werd' ihn schon los . . ."

Er läutete nochmals.
„Sag' dem Herrn, wenn er kommt, daß ich gleich nach dem Aufstehen nach der Fabrik verreist sei und erst in drei Monaten zurückkomme."
„Jawohl!" antwortete der Diener, „und was befehlen Sie mit den Geschenken zu tun?"
„Mit welchen Geschenken?"
„Ein Diener hat sie gebracht; die gnädige Frau, sagte er, hat ländliche Geschenke geschickt."
„Geschenke?"
„Ja, ein Fäßchen Honig, einen Beutel getrockneter Himbeeren . . ."
Peter Iwanitsch zuckte die Achseln.
„Auch zwei Stücke Leinwand und Eingemachtes."
„Ich kann mir denken, wie gut die Leinwand ist . . ."
„Die Leinwand ist gut und die Früchte sind mit Zucker eingemacht."
„Nun geh, ich werde bald nachsehen."
Er nahm einen Brief, öffnete ihn und übersah mit einem Blick die Seite. Wie eine große altslawische Urkunde: Den Buchstaben B ersetzten zwei oben und unten durchstrichene Stäbchen und den Buchstaben K einfach zwei Stäbchen. Interpunktion fehlte.
Adujew begann halblaut zu lesen:

„Sehr geehrter Herr Peter Iwanitsch!

Da ich mit Ihrem seligen Vater gut bekannt und befreundet war und Sie selbst in Ihrer Kindheit nicht wenig erfreut und in Ihrem Hause oft Salz und Brot gekostet habe, darum fühle ich auch Eifer und Wohlgeneigtheit, daß Sie den alten Wassilij Tichonitsch nicht vergessen haben, und wir gedenken hier Ihrer und Ihrer Eltern auf allerlei Weise im Guten und beten zu Gott . . ."

„Was ist das für ein Unsinn! Von wem ist es denn?“ sagte Peter Iwanitsch, die Unterschrift betrachtend. „Wassilij Sajesschalow . . . schlag mich tot, ich kann mich nicht erinnern. Was will er von mir?“

Und er las weiter.

„Und meine untertänigste Bitte und Belästigung an Sie — verweigern Sie es nicht, Väterchen . . . Ihnen in Petersburg ist gewiß alles, was Sie und Ihre Nächsten angeht bekannt, nicht so wie uns. Ein verfluchter Prozeß hat sich mir aufgedrängt, und so ist es schon das siebente Jahr, daß ich ihn nicht los werden kann. Sie erinnern sich gewiß an mein Wäldchen, das zwei Werst von meinem Dörflein entfernt liegt? Der Gerichtshof hatte in dem Kaufbrief einen Fehler gemacht und mein Gegner Medwedjew besteht darauf; diese Klausel, sagt er, ist falsch, und tue ihm was. Derselbe Medwedjew hatte immer auf Ihren Gütern ohne Erlaubnis gefischt; Ihr seliger Vater hatte ihn oft fortgejagt und beschämt, wollte ihn sogar wegen Eigenmächtigkeit beim Gouverneur verklagen, aber aus Güte unterließ er es, Gott hab' ihn selig, aber man sollte einen solchen Bösewicht nicht schonen. Helfen Sie mir, Väterchen, Peter Iwanitsch; die Angelegenheit ist jetzt beim regierenden Senat; ich weiß nicht in welchem Departement und bei wem, aber Ihnen wird man gewiß sofort sagen. Fahren Sie zu den Sekretären und Senatoren hin, gewinnen Sie sie für mich und sagen Sie ihnen, daß ich wegen des Fehlers, wahrlich wegen des Fehlers im Kaufbrief leide; für Sie werden sie alles tun. Gleichzeitig besorgen Sie mir dort Patente auf drei Titel und schicken Sie mir zu. Außerdem habe ich noch ein Anliegen an Sie, Väterchen, Peter Iwanitsch, von äußerster Dringlichkeit; haben Sie Mitleid mit einem unschuldig unterdrückten Dulder und helfen

Sie mit Rat und Tat. Wir haben in der Gouvernementsverwaltung einen Rat Drosdow, kein Mensch, sondern Gold; wird lieber sterben, als die Seinigen verraten. In der Stadt kenne ich kein anderes Absteigequartier, als seine Wohnung, — wenn ich ankomme, geh ich direkt zu ihm, wohne da wochenlang — und Gott behüte auch nur daran zu denken, bei jemand anders abzusteigen, er füttert einen zu Tode, und Boston gibt's bei ihm vom Mittag bis tief in die Nacht hinein. Und so ein Mensch ist übergangen worden und jetzt setzt man ihm zu, daß er seinen Abschied einreichen soll. Gehen Sie, Väterchen, zu den Würdenträgern und bringen Sie ihnen bei, was für ein Mensch Aphanassij Iwanitsch ist; die Arbeit brennt nur so in seinen Händen; sagen Sie, daß er fälschlich denunziert ist, — infolge der Intriguen des Sekretärs des Gouverneurs, man wird auf Sie hören, und berichten Sie es mir postwendend. Außerdem besuchen Sie meinen alten Kollegen Kostjakow. Ich hörte von einem Zugereisten, Studenitzin, auch einem von Ihren Petersburgern — Sie kennen ihn gewiß —, daß er auf Peski wohnt; dort werden Ihnen die Kinder das Haus zeigen. Seien Sie nicht faul und schreiben Sie mir mit derselben Post, ob er lebt und gesund ist, was er macht und ob er sich noch meiner erinnert. Lernen Sie ihn kennen und befreunden Sie sich mit ihm; ein prachtvoller Mensch, sehr offenherzig und was für ein Spaßvogel. Ich schließe das Briefchen mit noch einer kleinen Bitte ..."

Adujew hörte auf zu lesen, zerriß langsam den Brief in vier Teile und warf ihn unter den Tisch in den Korb, dann reckte er sich und gähnte.

Er nahm den anderen Brief und begann ebenso halblaut zu lesen.

„Liebes Brüderchen, sehr geehrter Herr Peter Iwanitsch!"

„Was ist das für ein Schwesterchen!" sagte Adujew, die Unterschrift betrachtend, „Maria Gorbatowa ..." Er hob die Augen zur Decke, als erinnerte er sich an etwas. „Was ist das? Etwas Bekanntes. Ah, prachtvoll! Mein Bruder war mit einer Gorbatow verheiratet, das ist ihre Schwester, das ist sie ... Ah, ich weiß schon ..."
Er runzelte die Stirn und begann zu lesen:
„Obwohl das Schicksal uns vielleicht für immer getrennt hat und ein Abgrund zwischen uns liegt; vergangen sind Jahre ..."
Er übersprang einige Zeilen und las weiter.
„Bis an das Ende meines Lebens werde ich gedenken, wie wir zusammen am Seeufer spazierend, Sie mit Gefahr für Ihr Leben und Ihre Gesundheit bis ans Knie ins Wasser stiegen und für mich aus dem Schilf eine große gelbe Blume holten, und wie aus dem Stengel derselben ein Saft herauskam, der uns die Hände beschmutzte, und Sie mit der Mütze Wasser schöpften, damit wir sie waschen konnten; und wir haben damals sehr viel darüber gelacht. Wie war ich damals glücklich! Dieselbige Blume wird noch heute in dem Büchlein aufbewahrt ..."
Adujew hielt inne. Es war offenbar, daß ihm diese Begebenheit nicht gefiel; er schüttelte sogar mißtrauisch den Kopf.
„Und haben Sie noch das Band," fuhr er zu lesen fort, „daß Sie aus meiner Kommode, trotz all meiner Bitten und Flehen, entwendet hatten ..."
„Ich habe ein Band entwendet", sprach er laut, sich verdüsternd. Nach kurzem Schweigen las er weiter, einige Zeilen überspringend:
„Und ich habe mich dem unehelichen Leben geweiht und fühle mich glücklich. Niemand verbietet mir, dieser seligen Zeiten zu gedenken."

„Ah! Eine alte Jungfer!“ dachte Peter Iwanitsch, „kein Wunder, daß sie gelbe Blumen im Kopf hat. Was gibt's noch?“

„Sind Sie verheiratet, liebstes Brüderchen, und mit wem? Wer ist die liebe Gefährtin, die den Pfad Ihres Daseins verschönt? Nennen Sie sie mir, ich werde sie lieben wie meine leibliche Schwester und in meinen Träumen ihr Bild mit dem Ihrigen vereinigen. Ich werde beten. Und wenn Sie nicht verheiratet sind, so sagen Sie mir aus welchem Grund, schreiben Sie es mir offen; Ihr Geheimnis wird niemand bei mir lesen, ich werde es auf meiner Brust aufbewahren, man wird es mir nur mit dem Herzen entreißen. Zögern Sie nicht, ich brenne vor Ungeduld, Ihre unerklärlichen Zeilen zu lesen.“

„Ja, deine Zeilen sind wirklich unerklärlich!“ dachte Peter Iwanitsch.

„Ich wußte nicht, daß unser Ssaschenka die Residenz besuchen wird — der Glückliche! Er wird die prachtvollen Häuser und Geschäfte sehen, wird den Luxus genießen und den vergötterten Onkel an seine Brust drücken. — Und ich? Ich werde indessen Tränen vergießen, der glücklichen Zeiten gedenkend. Wenn ich von seiner Abreise gewußt hätte, wäre ich Tag und Nacht gesessen und hätte ein Kissen für Sie gestickt: einen Mohren mit zwei Hunden. Sie glauben nicht, wie oft ich geweint habe, dieses Muster betrachtend. Was kann heiliger sein, als Freundschaft und Treue?... Jetzt interessiert mich nur dieser eine Gedanke, ihm will ich meine Tage weihen, aber ich habe hier keine gute Wolle und darum bitte ich ergebenst, mir nach diesen Pröbchen, die ich hier beifüge, die beste englische Wolle aus dem besten Geschäft in allerkürzester Zeit zu schicken. Aber was sage ich? Was für ein furchtbarer Gedanke läßt meine Feder inne-

halten! Vielleicht haben Sie mich schon vergessen, und wie sollten Sie einer armen Dulderin gedenken, die von der Welt sich zurückgezogen hat und Tränen vergießt. Aber nein! Ich kann nicht glauben, daß Sie ein solcher Unmensch wären, wie die anderen Männer. Nein! Mir sagt das Herz, daß Sie für uns alle Ihre früheren Gefühle bewahrt haben, inmitten der Pracht und Vergnügungen der Residenz. Dieser Gedanke ist Balsam für mein leidendes Herz! Verzeihen Sie, ich kann nicht weiter, meine Hand zittert...

Bis an das Grab die Ihrige
Marie Garbatowa.

P. S. Haben Sie schöne Bücher, liebes Brüderchen? Schicken Sie sie mir doch, wenn Sie sie selbst nicht mehr brauchen; ich würde bei jeder Seite an Sie denken und weinen, oder besorgen Sie im Laden neue, wenn es nicht zu teuer ist. Man sagt, daß die Werke des Herrn Sagoskin sehr gut sind und des Herrn Marlinski — so besorgen Sie wenigstens diese; sonst habe ich noch in den Zeitungen den Titel gelesen: „Von den Vorurteilen" von Herrn Pusina — schicken Sie es mir — ich kann Vorurteile nicht leiden.

Als Adujew zu Ende gelesen, wollte er den Brief dem vorigen nachschicken, hielt aber inne.

„Nein," dachte er, „ich werd' ihn aufbewahren: es gibt Liebhaber solcher Briefe; manche sammeln ganze Kollektionen. Vielleicht kann ich jemand damit gefällig sein."

Er warf den Brief in ein perlenbestícktes Körbchen an der Wand, nahm den dritten und begann zu lesen:

„Mein liebster Schwager, Peter Iwanitsch! Erinnern Sie sich noch, wie wir vor siebzehn Jahren Ihren Abschied feierten? Gott hat es gefügt, daß ich mein Kind zu einer weiten Reise segnen muß. Betrachten Sie ihn mit Wohlgefallen und erinnern Sie sich an den Gottseligen, an

unsern lieben Fedor Iwanitsch. Ssaschenka ist ganz sein Ebenbild. Nur Gott allein weiß, was mein mütterliches Herz erduldet, ihn in die Fremde zu schicken. Ich schicke ihn, meinen Freund, direkt zu Ihnen; ich habe ihm befohlen, nirgends abzusteigen als bei Ihnen ...

Adujew schüttelte den Kopf.

„Dumme Alte", brummte er und las weiter:

„Er würde vielleicht aus Unerfahrenheit in einem Gasthof absteigen, aber ich weiß, wie es einem leiblichen Onkel kränken kann und ich habe ihm beigebracht, gleich zu Ihnen zu fahren. Ich kann mir die Freude dieser Begegnung denken. Verlassen Sie ihn nicht, liebster Schwager, mit Ihren Ratschlägen und nehmen Sie ihn unter Ihre Obhut. Ich übergebe ihn Ihnen von Hand zu Hand."

Peter Iwanitsch hielt wieder inne.

„Er hat ja dort nur Sie allein, las er weiter. Geben Sie acht auf ihn, verwöhnen Sie ihn nicht zu sehr, aber seien Sie auch nicht zu streng gegen ihn. Streng werden schon andere sein, aber gut behandeln kann nur ein Verwandter. Und er selbst ist so freundlich; wenn Sie ihn nur erblicken, dann werden Sie nicht von ihm lassen. Und sagen Sie dem Vorgesetzten, unter dem er dienen wird, daß er meinen Ssaschenka hüte und ihn vor allem sehr zart behandle, denn er ist sehr zart. Hüten Sie ihn vor Wein und Karten. In der Nacht — ich hoffe, Sie werden im selben Zimmer schlafen — ist Ssaschenka gewöhnt, auf dem Rücken zu liegen; davon stöhnt er laut und wirft sich herum. Wecken Sie ihn leise und schlagen Sie ein Kreuz über ihn, sofort wird es besser, und im Sommer bedecken Sie ihm den Mund mit einem Tüchlein; er hält ihn im Schlaf auf und gegen Morgen kriechen die verfluchten Fliegen nur so hinein. Im Notfalle lassen Sie ihn mit Geld auch nicht im Stich ...

Adujews Gesicht verdüsterte sich, hellte sich aber wieder auf, als er weiter las:

„Und ich werde schicken, was nötig ist, und jetzt habe ich ihm tausend Rubel ausgehändigt, daß er sie nur nicht für Dummheiten ausgibt, und daß die Schmeichler es ihm nicht entlocken, denn da bei euch in der Hauptstadt gibt es viele Schurken und gewissenlose Menschen. Und somit entschuldigen Sie, lieber Schwager, — ich bin gar nicht mehr gewöhnt zu schreiben. Ich verbleibe Ihre Sie herzlich verehrende Schwägerin

A. Adujewa.

P. S. Hierbei füge ich einige unserer ländlichen Geschenke hinzu: Himbeeren aus meinem Garten, weißen tränenklaren Honig, holländisches Leinen für zwei Dutzend Hemden und im Hause eingemachte Früchte. Lassen Sie es sich gut schmecken und tragen Sie es mit Vergnügen, wenn der Vorrat zu Ende ist, schicke ich noch. Geben Sie auf Jewsej acht; er ist friedlich und trinkt nicht, aber er kann vielleicht in der Hauptstadt verdorben werden, da dürfen Sie ihn auch ab und zu durchprügeln.

Peter Iwanitsch legte langsam den Brief auf den Tisch, zündete sich noch langsamer eine Zigarre an, rollte sie in den Händen und begann zu rauchen. Er dachte lange über den Streich, wie er es nannte, nach, den seine Schwägerin ihm spielte. Er überlegte genau, was er nun zu tun hatte.

In folgende Prämissen zerlegte er nun diesen ganzen Fall. Seinen Neffen kennt er nicht, folglich liebt er ihn auch nicht und darum kann ihm das Herz keine Pflichten auferlegen; die Sache muß nach den Gesetzen der Vernunft und der Gerechtigkeit entschieden werden. Sein Bruder hatte geheiratet und das eheliche Leben genossen, sollte denn er,

Peter Iwanitsch, sich dafür mit der Fürsorge um den Sohn des Bruders belasten, er, der die Vorteile des Ehelebens nicht genossen hatte? Natürlich nicht.

Aber andererseits dachte er: die Mutter hat ihren Sohn direkt zu ihm geschickt, in seine Hände übergeben, ohne zu wissen, ob er diese Last auf sich nehmen wollte, sogar ohne zu wissen, ob er noch lebte und imstande wäre, etwas für seinen Neffen zu tun. Selbstverständlich ist das dumm; aber wenn die Sache geschehen ist, und der Neffe in Petersburg ohne Hilfe, ohne Bekannte, ja ohne Empfehlungen sich befindet, jung, ohne Erfahrung, wäre er dann im Recht, ihn so der Willkür des Schicksals zu überlassen, ihn in die Menge hinauszustoßen, ohne Belehrung, ohne Rat, — und wenn ihm was widerfahren sollte — könnte er es vor seinem Gewissen verantworten ...?

Hier erinnerte sich Adujew, wie vor siebzehn Jahren sein seliger Bruder und dieselbe Anna Pawlowna ihn selbst nach Petersburg geschickt hatten. Sie konnten natürlich in Petersburg nichts für ihn tun, er fand selbst seinen Weg ... aber er erinnerte sich an ihre Tränen, wie die einer Mutter, an ihre Liebkosungen und Pasteten und schließlich an ihre letzten Worte: Wenn Ssaschenka groß wird, — damals war er erst drei Jahre alt — werden Sie, lieber Bruder, vielleicht gut zu ihm sein ... Hier stand Peter Iwanitsch auf und ging raschen Schrittes ins Vorzimmer ...

„Wassilij," sagte er, „wenn mein Neffe kommt, weise ihn nicht ab. Geh auch und erkundige dich, ob das Zimmer hier oben, das unlängst zu vermieten war, frei ist, und wenn es noch nicht besetzt ist, so laß es für mich reservieren. Ah! Das sind die Geschenke! Nun, was sollen wir damit?"

„Vorhin hat unser Kaufmann gesehen, wie die Sachen hinaufgetragen wurden und fragte, ob wir ihm den Honig

abgeben wollen. Ich, sagte er, werde einen guten Preis zahlen, die Himbeeren nimmt er auch ..."

„Schön! Du kannst sie ihm geben. Nun, und mit der Leinwand wohin? Vielleicht taugt sie für Bezüge? ... So schließ die Leinwand ein und das Eingemachte auch, — man kann es essen, es scheint gut zu sein."

Kaum daß Peter Iwanitsch sich zu rasieren begann, erschien Alexander Fedoritsch. Er wollte dem Onkel um den Hals fallen, aber dieser hielt ihn, mit kräftiger Hand seine zarte jugendliche fest drückend, in einiger Entfernung von sich, wie um ihn zu betrachten, aber in Wahrheit mehr um diesen Ausbruch zu dämpfen und ihn auf den Händedruck zu beschränken.

„Deine Mutter hat Recht," sagte er, „du bist das leibhaftige Bild meines verstorbenen Bruders; ich hätte dich auf der Straße erkannt. Aber du bist hübscher als er. Nun, ich werde ohne Umstände das Rasieren fortsetzen. Setz' dich hierher, damit ich dich sehen kann, und wir wollen miteinander plaudern."

Darauf nahm Peter Iwanitsch seine Beschäftigung wieder auf, wie wenn niemand zugegen wäre, und seifte sich die Backen ein, bald die eine, bald die andere mit der Zunge spannend. Alexander war durch diesen Empfang verwirrt und wußte kein Gespräch anzufangen. Er führte die Kälte des Onkels darauf zurück, daß er nicht bei ihm abgestiegen war.

„Nun, was macht deine Mutter? Ist sie wohl? Sie ist wohl gealtert?" fragte der Onkel, Grimassen vor dem Spiegel schneidend.

„Mamachen ist Gott sei Dank wohl und läßt Sie grüßen und die Tante Maria Pawlowna auch", sagte Alexander Fedoritsch schüchtern. „Die Tante hat mir aufgetragen, Sie zu umarmen ..."

Er erhob sich und ging auf den Onkel zu, um ihn auf die Wange, auf den Kopf oder auf die Schultern zu küssen, wohin es eben gelingen würde.

„Es wäre an der Zeit, daß deine Tante mit den Jahren klüger würde, und wie ich sehe, bleibt sie dieselbe Närrin, die sie war ..."

Der verblüffte Alexander kehrte rückwärts auf seinen Platz zurück.

„Haben Sie den Brief bekommen, Onkelchen?" sagte er.

„Ja."

„Wassilij Tichonitsch Sajesschalow", begann Alexander Fedoritsch, „bittet Sie dringend, sich über seine Angelegenheit zu informieren und sich darum zu kümmern ..."

„Ja, er schreibt mir ... Sind denn diese Esel bei euch noch nicht ausgestorben?"

Alexander wußte nicht, was zu denken, so niederschmetternd waren diese Antworten.

„Verzeihen Sie, Onkel ..." begann er fast bebend.

„Was?"

„Verzeihen Sie, daß ich nicht gleich zu Ihnen kam, sondern im Posthaus abgestiegen bin ... Ich kannte Ihre Wohnung nicht ..."

„Was gibt's da sich zu entschuldigen? Deine Mutter hat da was ausgedacht! Wie könntest du zu mir kommen, ohne zu wissen, ob man bei mir absteigen kann oder nicht? Wie du siehst, hab' ich eine Junggesellenwohnung, nur für eine Person: Wohnzimmer, Eßzimmer, ein Herrenzimmer und noch ein Arbeitszimmer, ein Garderoben- und ein Ankleidezimmer, nichts Überflüssiges. Ich würde dich und du mich stören ... Aber ich habe für dich in diesem Hause eine Wohnung gefunden ..."

„Ach, Onkel, wie soll ich Ihnen für diese Fürsorge danken?"

Und er sprang wieder auf in der Absicht, seine Dankbarkeit in Wort und Tat auszudrücken.

„Ruhig, ruhig! Rühr' mich nicht an!" rief der Onkel, „die Rasiermesser sind sehr scharf, du kannst im Handumdrehen dich und mich schneiden."

Alexander sah ein, daß es ihm trotz seiner Anstrengungen an diesem Tage nicht gelingen würde, den vergötterten Onkel an die Brust zu drücken, und verschob die Ausführung auf ein andermal.

„Das Zimmer ist sehr gemütlich," begann Peter Iwanitsch, „die Fenster sehen zwar nach der Hofmauer, aber du wirst ja nicht immer am Fenster sitzen; wenn du zu Hause bist, wirst du gewiß etwas zu tun haben und keine Zeit, aus dem Fenster zu gaffen. Und nicht teuer, vierzig Rubel im Monat. Für den Diener ist das Vorzimmer da. Du mußt dich von Anfang daran gewöhnen, allein zu leben, ohne Kinderfrau; dir eine kleine Wirtschaft einrichten, das heißt, deinen eigenen Tisch und Tee halten, mit einem Wort, deinen eigenen Winkel haben, — un chez soi, wie die Franzosen sagen. Übrigens, wenn ich zu Hause esse, bist du mir willkommen und an anderen Tagen — hier essen gewöhnlich die jungen Leute im Wirtshaus, aber dir rate ich, das Mittagbrot holen zu lassen; zu Hause ist es bequemer und man riskiert nicht mit Gott weiß wem zusammenzutreffen. Ist es nicht so?"

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, lieber Onkel . . ."

„Wofür denn dankbar? Bist mir doch verwandt? Ich erfülle nur meine Pflicht. So, jetzt werde ich mich ankleiden und ausfahren; ich habe meinen Dienst und meine Fabrik . . ."

„Ich wußte nicht, daß Sie eine Fabrik haben, Onkel."

„Eine Glas- und Porzellanfabrik; übrigens gehört sie nicht mir allein. Ich habe noch zwei Teilhaber."

„Geht sie gut?"
„Ja, ziemlich; wir setzen mehr in den inneren Gouvernements ab, auf den Jahrmärkten. Die letzten zwei Jahre waren sehr gut, noch fünf solcher Jahre und ... Ein Teilhaber ist allerdings unzuverlässig, er verschwendet viel, aber ich verstehe ihn im Zaume zu halten. Nun, auf Wiedersehen. Sieh dir jetzt die Stadt an, bummle ein wenig durch die Straßen, iß irgendwo zu Mittag und komme abends zu mir zum Tee; ich werde zu Hause sein, dann können wir miteinander sprechen. He, Wassilij, du wirst Ihnen das Zimmer zeigen und einrichten helfen."
„So ist es also hier in Petersburg," dachte Alexander, in seinem neuen Heim sitzend; „wenn ein leiblicher Onkel so ist, wie mögen erst die anderen sein?"
Der junge Adujew ging im Zimmer auf und ab, sehr in Gedanken vertieft, und Jewsej sprach zu sich selbst, während er das Zimmer in Ordnung brachte.
„Was ist das für ein Leben!" knurrte er, „bei Peter Iwanitsch, hörte ich, wird der Küchenherd einmal im Monat geheizt, die Menschen essen bei Fremden ... Ach Gott! Ist das ein Völkchen! Nicht zu sagen! Und sind noch Petersburger! Bei uns frißt doch jeder Hund aus seinem eigenen Napf."
Alexander teilte, wie es schien, Jewsejs Meinung, obwohl er schwieg. Er ging ans Fenster und sah lauter Schornsteine, Dächer, die schwarzen, schmutzigen Ziegelmauern der Häuser ... und verglich es mit dem, was er vor zwei Wochen aus den Fenstern seines Landhauses gesehen hatte. Er wurde traurig.
Er ging auf die Straße hinaus. Welch ein Lärm! Alle laufen irgend wohin, nur mit sich selbst beschäftigt, kaum die Vorübergehenden ansehend, und auch das nur, um nicht

übereinander zu stolpern. Er erinnerte sich an die Gouvernementsstadt, wo jede Begegnung, mit wem immer, interessant ist. Da geht Iwan Iwanitsch zu Peter Petrowitsch, und die ganze Stadt weiß, wozu er hingeht. Da fährt Maria Martinowna aus der Kirche, da geht Aphanassij Ssawitsch auf den Fischfang. Dort stürzt ein Gendarm Hals über Kopf vom Gouverneur zum Arzt, und jeder weiß, daß ihre Exzellenz zu gebären geruht, obwohl man nach der Meinung der Gevatterinnen und Tanten vorher eigentlich nichts davon wissen durfte. Alle fragen: „Ist es ein Töchterchen oder ein Sohn?" Und die Damen bereiten ihre Staatshauben vor. Da tritt Matwej Matwejitsch in der sechsten Stunde nachmittags mit einem dicken Stock in der Hand aus seinem Hause, und jeder weiß, daß er sich auf seinen Abendspaziergang begibt, ohne welchen sein Magen schlecht verdaut, und daß er unbedingt am Fenster des Rats stehen bleiben wird, der, wie auch allgemein bekannt ist, zu dieser Zeit Tee trinkt. Wer immer einem begegnet, grüßt und spricht einige Worte. Und wenn man einander auch nicht begrüßt, so weiß man doch ganz genau, wer einer ist, wohin er geht und wozu, und auch in seinen Augen liest man: ich weiß, wer und was Sie sind, und wohin Sie gehen. Wenn endlich Unbekannte sich begegnen, die einander noch nicht gesehen haben, dann verwandeln sich ihre Gesichter in Fragezeichen; sie bleiben stehen, drehen sich ein paarmal um, und wenn sie nach Hause kommen, beschreiben sie die Kleidung und den Gang der neuen Person, und man erschöpft sich in Deutungen und Vermutungen, wer sie sei, woher und zu welchem Zwecke sie gekommen. Und hier stößt man mit den Blicken einander aus dem Wege, als wären alle Feinde.

Alexander sah zuerst jeden Menschen, der ihm begegnete

und der anständig gekleidet war, besonders an und hielt ihn wenigstens für einen Minister, einen Gesandten oder für irgendeinen berühmten Schriftsteller. „Ist das vielleicht dieser?“ dachte er, „oder jener?“ Aber bald wurde er es müde, denn die Minister, Gesandten und Schriftsteller begegneten ihm auf Schritt und Tritt.

Er sah die Häuser an, und ihm wurde noch langweiliger: die einförmigen steinernen Massen, die wie Riesengräber in dichten Reihen an ihm vorüberzogen, machten ihn traurig. „Da ist eine Straße zu Ende, das wird eine Augenweide sein,“ dachte er, „ein Hügel vielleicht oder etwas Grünes, oder ein verfallener Zaun“ — nein, wieder beginnt dieselbe Reihe gleichförmiger Häuser mit vier Reihen Fenster. Aber auch diese Straße ist zu Ende, und wieder folgt eine ebensolche Reihe ebensolcher Häuser. Wo du hinsiehst, rechts, links — überall bist du von diesen steinernen Massen umgeben, überall Häuser, Häuser, Häuser, Steine und Steine, immer dasselbe. Gar keine Weite, gar keine Aussicht für das Auge; man ist von allen Seiten eingesperrt und es scheint, daß die Gedanken und Gefühle mit eingesperrt sind.

Trübe sind die ersten Eindrücke eines Provinzlers in Petersburg. Ihm ist wüst und traurig zumute; niemand bemerkt ihn; er verliert sich hier; weder das Neue, noch das Vielerlei, noch die Menge kann ihn zerstreuen. Sein provinzieller Egoismus erklärt allem, was er sieht, den Krieg. Er wird nachdenklich und in Gedanken sieht er sich wieder in seiner Heimatstadt. Was für ein wohltuender Anblick! Das eine Haus hat ein spitzes Dach und ein Vorgärtchen mit Akazien. Auf dem Dache ein Anbau — der Kaufmann Isjumin liebt es, die Tauben aufzuscheuchen, darum hat er einen Taubenschlag auf dem Dach errichtet. Und morgens und abends steht er im Schlafrock und Zipfelmütze auf dem Dach,

pfeift und fuchtelt mit einem Stock herum, auf dem ein Lappen hängt. Ein anderes Haus ist wie eine Laterne: von allen Seiten mit Fenstern und mit einem flachen Dach, ein Haus von altertümlicher Bauart; es sieht aus, als müßte es jeden Augenblick einstürzen, oder von selbst in Flammen aufgehen; die Dachschindeln haben eine eigentümliche hellgraue Farbe angenommen. Es ist beängstigend, in so einem Hause zu wohnen, aber man wohnt drin eben. Zwar sieht der Wirt manchmal die schiefe Decke kopfschüttelnd an und fragt sich: „Wird sie bis zum Frühjahr aushalten? Vielleicht!" sagt er dann und fährt fort, drin zu wohnen, weniger um sich, als um seine Tasche besorgt. Neben ihm prangt das verwilderte Häuschen des Doktors, das sich im Halbkreise ausbreitet, mit zwei Flügeln, die wie Schilderhäuschen aussehen; ein anderes hat der Straße den Rücken zugekehrt, und weiter dehnt sich zwei Kilometer lang ein Zaun, hinter welchem rotwangige Äpfel auf den Bäumen herausgucken, eine Verführung für die Straßenjugend. Vor den Kirchen sind die Häuser in eine respektvolle Entfernung zurückgetreten. Um sie selbst wächst dichtes Gras, stehen Grabsteine. Die öffentlichen Gebäude sind sofort als solche zu erkennen, niemand tritt ohne besondere Notwendigkeit nah an sie heran. Und hier in der Hauptstadt kann man sie von anderen Häusern kaum unterscheiden, und, wie peinlich! sogar ein Kramladen befindet sich in einem von ihnen. Und wenn man in der kleinen Stadt zwei, drei Straßen durchwandert hat, so fühlt man schon die frische Luft, es beginnen die grünen Hecken, dann die Gemüsegärten, schließlich das freie Feld mit dem sommerlichen Getreide. Und die Stille, die Unbewegtheit, die Langeweile! Auf der Straße, in den Menschen, überall derselbe gesegnete Stillstand! Alle leben frei, offen, niemand ist es

zu eng; sogar die Hühner und Hähne wandeln frei durch die Straßen, die Ziegen und Kühe rupfen das Gras, die Kinder lassen Drachen steigen.

Und hier ... wie traurig! Der Provinzler seufzt nach dem Zaun, gegenüber seinen Fenstern, nach der staubigen schmutzigen Straße und nach dem Schild über der Schenke. Es ist ihm höchst unangenehm, zu gestehen, daß die Issaaij-Kathedrale schöner und höher ist, als die Kathedrale in seiner Stadt, und der Saal der Adelsversammlung größer, als der dortige. Bei solchen Vergleichen schweigt er erbost, und manchmal wagt er es zu sagen, daß man diesen Stoff oder jenen Wein zu Hause billiger bekommen könne, daß man da allen den ausländischen Krebsen und Muscheln und den roten Fischen gar keine Beachtung schenken würde, und daß es ja eure Sache sei, bei den Ausländern Stoffe und Bijouterien zu kaufen; sie betrügen euch und euch macht es Spaß, die Narren zu sein. Wie ist er dagegen erfreut, wenn er vergleicht und feststellt, daß der Kaviar, die Birnen oder die Semmeln in seiner Stadt besser sind. „Das nennt man bei euch eine Birne?" sagt er dann, „bei uns würde ja nicht einmal das Gesinde so etwas essen ..."

Noch trauriger wird der Provinzler, wenn er mit einem Empfehlungsschreiben aus der Ferne ein Haus betritt. Er denkt, daß die Arme sich ihm weit öffnen werden, daß man vor Freude nicht wissen wird, wie man ihn empfangen, wo man ihn hinsetzen und womit man ihn bewirten soll; man wird, denkt er, geschickt ausforschen, welche seine Lieblingsspeisen sind; wie ihn all diese Aufmerksamkeit verlegen machen, wie er schließlich alle Förmlichkeiten ablegen und den Hausherrn und die Hausfrau abküssen und sie duzen wird, als wären sie schon zwanzig Jahre miteinander be-

kannt, dann wird man Likör trinken, vielleicht ein Lied zusammen singen ...

Aber es kommt anders! Man sieht ihn kaum an, rümpft die Nase, entschuldigt sich, daß man zu tun hat; zur Unterredung wird eine Zeit bestimmt, in der weder zu Mittag noch zu Abend gegessen wird; die Admiralstunde scheint man hier gar nicht zu kennen — es gibt weder Schnaps noch einen Imbiß. Der Hausherr weicht vor den Umarmungen zurück, sieht den Gast seltsam an. Im anstoßenden Zimmer wird mit Löffeln und Gläsern geklappert; jetzt wäre es an der Zeit einzuladen, aber statt dessen ist man bemüht, mit geschickten Andeutungen ihn loszuwerden. Alles ist verschlossen; überall gibt es Glocken; ist das nicht kleinlich? Und was für kalte menschenfeindliche Gesichter! Dort bei uns kannst du überall getrost eintreten; hat man schon zu Mittag gegessen, so beginnt man dem Gast zu Ehren noch einmal zu essen. Der Samowar kommt morgens und abends nicht vom Tisch. Und Glocken gibt es nicht einmal in den Geschäften. Man küßt und umarmt sich mit jedem, den man trifft. Ein Nachbar ist da ein wirklicher Nachbar, man lebt miteinander Hand zu Hand, Herz zu Herz; ein Verwandter ist wirklich ein Verwandter, bereit, für die Seinen zu sterben ... Und hier — wie traurig!

Alexander erreichte den Admiralitätsplatz und blieb wie angewurzelt stehen. So stand er vielleicht eine ganze Stunde vor dem ehernen Reiterstandbild Peter des Großen, aber ohne den bitteren Vorwurf im Herzen, wie der arme Jewgenij*), sondern voll begeisterter Gedanken. Er sah die Njewa und die sie umrahmenden Gebäude, und seine Augen leuchteten auf. Er schämte sich plötzlich seiner Vorliebe für holprige Brücken, Vorgärtchen und verfallene Garten-

*) Aus dem Poëm von Puschkin; „Der eherne Reiter.“

zäune. Es wurde ihm froh und leicht zumute. Das Gewirr und die Menge bekamen in seinen Augen eine andere Bedeutung. Wieder tauchten Hoffnungen auf, die eine Zeitlang von den traurigen Eindrücken getrübt wurden. Das neue Leben breitete ihm die Arme entgegen und lockte mit etwas Unbekanntem. Sein Herz klopfte sehr. Er träumte von edler Arbeit, von hohen Bestrebungen und schritt würdevoll den Njewskij-Prospekt entlang, sich als Bürger der neuen Welt fühlend ... In Träume versunken kehrte er nach Hause zurück.

Abends um elf ließ ihn der Onkel zum Tee rufen.

„Ich komme eben aus dem Theater", sagte der Onkel, der auf dem Sofa lag.

„Wie schade, daß Sie es mir vorhin nicht gesagt haben; ich wäre ja mitgekommen."

„Ich hatte nur einen Sitz, hätte ich dich auf den Schoß nehmen sollen?" fragte Peter Iwanitsch, „wenn du willst, kannst du ja morgen hingehen."

„Allein, lieber Onkel, ist es traurig unter der Menge. Man hat niemand, mit dem man die Eindrücke teilen könnte."

„Ist auch gar nicht nötig! Man muß allein fühlen und denken, mit einem Wort, für sich allein leben können. Mit der Zeit wirst du es nötig haben. Und wenn du ins Theater gehst, mußt du dich anständig anziehen."

Alexander betrachtete seinen Anzug und war über die Worte des Onkels sehr erstaunt. „Was, bin ich nicht anständig gekleidet?" dachte er, „blauen Rock, blaue Beinkleider ..."

„Ich habe viele Sachen," sagte er, „Königstein hat sie gemacht. Er arbeitet bei uns für den Gouverneur."

„Und wenn schon, sie taugen doch nicht; in den nächsten

Tagen fahre ich mit dir zu meinem Schneider; aber das sind Kleinigkeiten. Wir haben wichtigere Dinge zu besprechen. Sag' mal, wozu bist du hergekommen?"

„Ich bin hergekommen ... um ... zu leben ..."

„Leben? das heißt, wenn du darunter essen, trinken und schlafen verstehst, so war es nicht der Mühe wert, so weit zu reisen; dir wird es hier doch nicht gelingen, so gut zu essen und zu schlafen wie zu Hause; hast du aber was anderes gemeint, so erkläre es mir."

„Das Leben zu genießen, wollte ich sagen," bemerkte Alexander über und über errötend, „auf dem Lande ist es mir langweilig geworden, immer ein und dasselbe."

„Ach so! Nun, du willst also eine Etage auf dem Njewskij-Prospekt mieten, eine Equipage halten, einen großen Bekanntenkreis erwerben, Empfangstage haben?"

„Das ist doch sehr kostspielig", bemerkte Alexander naiv.

„Deine Mutter schreibt, daß sie dir tausend Rubel mitgegeben hat, das ist allerdings zu wenig", sagte Peter Iwanitsch. „Ein Bekannter von mir ist vor kurzem hierhergekommen, er war auch des Landlebens überdrüssig; er wollte das Leben genießen und brachte fünfzigtausend Rubel mit, und wird jedes Jahr ebensoviel bekommen. Er wird wirklich das Leben in Petersburg genießen, du aber nicht. Deswegen bist du nicht hergekommen."

„Nach Ihren Worten zu urteilen, Onkel, weiß ich dann selbst nicht, wozu ich hergekommen bin."

„Fast so. Das ist schon besser gesagt, entspricht mehr der Wahrheit. Aber es stimmt noch nicht ganz. Hast du dir denn diese Frage nicht vorgelegt, als du die Absicht hattest, hierher zu reisen? Das wäre nicht überflüssig gewesen."

„Bevor ich mir die Frage stellte, hatte ich schon die Antwort bereit!" erwiderte Alexander mit Stolz.

„Warum sagst du es denn nicht? Nun, wozu?"
„Mich lockte eine unüberwindliche Sehnsucht, der Durst nach edler Tätigkeit; in mir brannte der Wunsch, mir klar zu machen und zu verwirklichen ..."
Peter Iwanitsch erhob sich ein wenig vom Sofa und spitzte die Ohren.
„Diese Hoffnungen zu verwirklichen, die sich drängten ..." fuhr Alexander fort.
„Machst du Verse?"
„Auch Prosa. Soll ich es Ihnen zeigen?"
„Nein, nein! ... ein andermal; ich fragte nur ..."
„Weshalb denn?"
„Du sprichst so ..."
„Nicht gut etwa?"
„Nein, vielleicht ist es auch gut, aber es klingt so wild."
„Unser Professor für Ästhetik sprach genau so und galt für den bedeutendsten Professor", sagte Alexander verlegen.
„Worüber sprach er denn?"
„Über seinen Gegenstand. Wie soll ich denn anders sprechen, Onkel?"
„Etwas einfacher, wie alle, und nicht wie der Professor für Ästhetik. Übrigens, das läßt sich mit einem Male nicht erklären; du wirst es nachher selbst einsehen. Soweit ich mich an die Universitätsvorlesungen erinnern kann und deine Sprache mir richtig übersetze, meintest du wohl, daß du hierher gekommen bist, um hier Karriere und dein Glück zu machen. Ist es so?"
„Ja, Onkel, Karriere ..."
„Und Glück", fügte Peter Iwanitsch hinzu. „Was ist Karriere ohne Glück? Der Gedanke ist gut, und doch ... bist du vergeblich hierher gereist."

„Warum denn? Ich hoffe, Sie sprechen so nicht aus eigener Erfahrung", sagte Alexander, indem er sich im Zimmer umsah.

„Ganz vernünftig bemerkt. Gewiß bin ich gut eingerichtet und mit meinen Geschäften steht es auch nicht schlecht. Aber, soweit ich sehe, ist zwischen dir und mir ein großer Unterschied."

„Ich wage es keinesfalls, mich mit Ihnen zu vergleichen."

„Nicht darauf kommt es an; du bist vielleicht zehnmal klüger und besser als ich ... aber deine Natur scheint nicht danach, sich sofort der neuen Ordnung zu fügen, und die dortige Ordnung — oho! Siehst du, du bist von deiner Mutter verzärtelt und verwöhnt. Wie sollst du das alles aushalten, was ich ausgehalten habe? Du bist vielleicht ein Träumer und hier ist keine Zeit zu träumen. Unsereiner kommt hierher, um etwas zu tun."

„Vielleicht bin ich auch imstande, etwas zu tun, wenn Sie mir mit Ihrem Rat beistehen wollen."

„Ich fürchte dir zu raten. Ich kann für deine ländliche Natur nicht einstehen; wenn etwas Dummes herauskommt, wirst du mir Vorwürfe machen; aber dir meine Meinung zu sagen, das schlage ich dir nicht ab; kannst auf mich hören oder auch nicht, wie du willst. Aber nein, ich hoffe auf keinen Erfolg. Ihr habt dort eine eigentümliche Vorstellung vom Leben. Wie soll ich sie ändern? Ihr habt dort fixe Ideen von Liebe, Freundschaft, von Reizen des Lebens, von Glück. Ihr denkt, daß das Leben nur aus Oh! und Ach! besteht. Man weint, flennt, schneidet die Cour, tut aber nichts Gescheites ... wie soll ich dir das alles abgewöhnen? Das ist sehr schwierig."

„Ich werde mir Mühe geben, den modernen Anschauungen mich anzupassen, lieber Onkel. Schon heute, als ist diese

Riesengebäude sah, diese Schiffe, die uns Gaben aus den fernen Ländern bringen, dachte ich an die Erfolge der modernen Menschheit, verstand ich die Bewegung dieser vernünftig-tätigen Menge und bin bereit, mit ihr zusammenzufließen."

Peter Iwanitsch hob bei diesem Monolog die Augenbrauen ziemlich hoch und sah den Neffen unverwandt an. Dieser hielt im Sprechen inne.

„Die Sache ist so einfach, wie mir scheint," sagte der Onkel, „und sie brauchen, weiß Gott, was für Worte: vernünftig-tätige Menge!!, Meiner Treu, es wäre besser für dich, dort zu bleiben. Du hättest da prachtvoll dein Leben verbringen können; wärest klüger als alle, würdest als Schriftsteller und beredter Mann gelten, an ewige und unveränderliche Freundschaft und Liebe glauben, würdest heiraten, unmerklich das Greisenalter erreichen und vielleicht wirklich glücklich sein. Auf unsere Art aber wirst du nicht glücklich werden; hier muß man all diese Anschauungen umkrempeln."

„Wieso denn, Onkel? Sind denn Freundschaft und Liebe, diese heiligen und hohen Gefühle, die wie zufällig vom Himmel in den irdischen Schmutz herabfielen . . ."

„Wie?"

Alexander hielt inne.

„Liebe und Freundschaft sind in den Schmutz gefallen! Wie kannst du nur so etwas von dir geben?"

„Sind sie denn hier nicht dieselben, wie dort, wollte ich sagen."

„Auch hier gibt es Liebe und Freundschaft, wo mangelt es denn an diesen Gütern? Aber keine solche wie dort bei euch. Mit der Zeit wirst du es selbst einsehen . . . Vergiß vor allem diese *heiligen* und *himmlischen* Gefühle und sieh die Dinge einfacher an; so wie sie sind, sind sie wirklich

besser, und du wirst auch lernen, dich einfacher auszudrücken. Übrigens ist das nicht meine Sache. Du bist hierher gekommen, kannst also nicht zurückkehren; wenn du nicht findest, was du gesucht hast, mach dich selbst dafür verantwortlich. Ich werde dir sagen, was meiner Meinung nach für dich gut ist und was schlecht, und dann kannst du machen, was du willst.. Versuchen wir es. Vielleicht gelingt es doch, etwas aus dir zu machen... Ja, deine Mutter bat mich, dich mit Geld zu versehen... Weißt du, was ich dir sagen will: erbitte kein Geld von mir, das pflegt immer unter anständigen Menschen das Einvernehmen zu zerstören. Übrigens denk nicht, daß ich es dir abschlage; wenn es so kommen sollte, daß es keinen Ausweg mehr gibt, so wende dich an mich, es bleibt schließlich nichts übrig... Immer besser, von einem Onkel zu nehmen als von einem Fremden, es kostet wenigstens keine Zinsen. Aber damit es nicht zu diesem Äußersten kommt, werde ich dir möglichst bald eine Stellung verschaffen, daß du Geld hast. Nun auf Wiedersehen! Sprich morgen noch vor, damit wir besprechen, wie und was anzufangen ist."

Alexander Fedoritsch wollte gehen.

„Hör' mal, möchtest du zu Abend essen?" rief ihm Peter Iwanitsch nach.

„Ja, Onkel... ich möchte gern..."

„Ich habe nichts."

Alexander schwieg. „Wozu dann dieses verbindliche Anerbieten?" dachte er.

„Ich führe keine eigene Küche und die Wirtshäuser sind jetzt geschlossen", fuhr der Onkel fort. „Da hast du schon fürs erste eine Lehre! Merk's dir. Bei euch steht man mit der Sonne auf und geht mit ihr schlafen, ißt und trinkt, wann die Natur befiehlt; wenn es kalt ist, zieht man eine Mütze

mit Ohrenklappen an und kümmert sich um nichts; wenn es hell ist, so ist es Tag, wenn dunkel, Nacht. Dir fallen schon die Augen zu, und ich werde noch an die Arbeit gehen. Ich muß bis zum Monatsende die Rechnungen abschließen. Dort atmet ihr das ganze Jahr frische Luft, und hier kostet dieses Vergnügen Geld — und auch sonst ist alles anders! völlige Antipoden! Hier zum Beispiel ißt man nicht zu Abend, besonders nicht auf eigene Kosten und auch auf meine nicht. Das ist dir sogar nützlich: du wirst bei Nacht nicht stöhnen und dich nicht herumwälzen, denn ich habe keine Zeit, Kreuze über dich zu schlagen."

„Daran gewöhnt man sich leicht, Onkel ..."

„Schön, wenn es so ist. Und bei euch ist noch alles beim Alten? Man kann nachts zu Besuch kommen, und sofort wird ein Abendessen frisch bereitet."

„Aber, Onkel, ich hoffe, daß man diesen Zug nicht tadeln wird. Die Tugend des Russen ..."

„Laß gut sein! Was ist das für eine Tugend? Aus Langeweile ist da jeder Schuft willkommen. ‚Bitte sehr, iß, wieviel du willst, wenn du nur unsere Trägheit auf irgendeine Weise unterhältst, hilf uns die Zeit totschlagen und laß uns dich ansehen, es ist doch etwas Neues. Aufs Essen soll es uns nicht ankommen, es kostet so wie so nichts ...' Eine abscheuliche Tugend!"

So legte sich denn Alexander schlafen und versuchte zu ergründen, was für ein Mensch der Onkel wohl sei. Er erinnerte sich an das ganze Gespräch. Vieles hatte er nicht verstanden, anderes glaubte er nicht ganz. „Wie, ich spreche nicht schön?" dachte er, „Liebe und Freundschaft sind nicht ewig? Macht sich der Onkel über mich lustig? Ist denn hier eine andere Weltordnung? Was gefiel denn Sophie sonst an mir, wenn nicht meine Beredsamkeit? Und ist

ihre Liebe nicht ewig? Und ißt man denn hier wirklich nicht zu Abend?"

Er wälzte sich noch lange im Bette herum, der Kopf, der voll unruhiger Gedanken war, und der leere Magen ließen ihn nicht schlafen. —

Zwei Wochen vergingen.

Peter Iwanitsch war mit seinem Neffen immer zufriedener.

„Er hat Takt," sagte er zu einem der Mitinhaber seiner Fabrik, „was ich von einem Burschen vom Lande durchaus nicht erwartet hätte. Er ist nicht zudringlich, kommt nicht ungerufen; und wenn er bemerkt, daß er überflüssig ist, geht er sofort; und Geld bittet er auch nicht; es ist ein ruhiger Kerl. Er hat wohl einige Sonderbarkeiten an sich ... will immer zärtlich sein, spricht wie ein Seminarist ... nun ja, das wird er sich abgewöhnen; auch das ist gut, daß er mir nicht zur Last fällt."

„Hat er Vermögen?" fragte jener.

„Nein, etwa an die hundert Seelen."

„Nun denn! Wenn er begabt ist, so wird er hier vorwärtskommen ... Sie haben ja auch nicht mit viel angefangen und Gott sei Dank ..."

„Nein! Er wird nichts ausrichten. Diese dumme Begeisterung ist nichts wert: Oh! und Ach! ... Er wird sich an die hiesige Ordnung nicht gewöhnen, wie sollte er Karriere machen! Er ist umsonst hierher gereist ... Übrigens ist das seine Sache ..."

Alexander hielt es für seine Pflicht, den Onkel zu lieben, aber er konnte sich durchaus nicht an seine Gesinnung gewöhnen.

„Mein Onkel scheint ein guter Mensch zu sein," schrieb er eines Morgens an Pospelow, „er ist ein sehr kluger, aber sehr prosaischer Mensch, immer in Geschäfte und Berech-

nungen vertieft ... Sein Geist ist an die Erde festgeschmiedet und schwingt sich nie zu reiner, von irdischen Drangsalen losgelöster Betrachtung der Erscheinungen der geistigen Natur des Menschen auf. Der Himmel ist für ihn unzertrennlich mit der Erde verbunden, und unserer beiden Seelen werden nie vollkommen eins werden. Als ich hierher reiste, dachte ich, daß er als Onkel mir einen Platz in seinem Herzen einräumen, mich in dieser kalten Menge mit den heißen Umarmungen der Freundschaft erwärmen würde. Denn die Freundschaft, du weißt es, ist eine zweite Vorsehung. Aber auch er ist nichts anderes als der Ausdruck dieser Menge. Ich dachte, mit ihm die Zeit zu teilen, keinen Augenblick mich von ihm zu trennen, und was traf ich? — kühle Ratschläge, die er sachlich nennt; besser sie wären unsachlich, aber voll warmer, herzlicher Teilnahme. Er ist vielleicht gar nicht stolz, sondern nur ein Feind von Herzensergüssen. Weder essen wir zusammen zu Mittag, noch zu Abend, noch fahren wir miteinander aus. Wenn er nach Hause kommt, erzählt er nie, wo er war, was er getan, er sagt auch nie, wohin er fährt und wozu, was er für Bekannte hat, ob ihm etwas gefällt oder nicht, oder wie er die Zeit verbringt. Er ist niemals besonders böse oder freundlich, weder traurig, noch heiter. Seinem Herzen ist jeder Drang nach Liebe oder Freundschaft, sowie alles Streben nach Schönheit fern. Oft spreche ich und spreche wie ein flammender Prophet, fast wie unser großer unvergeßlicher Iwan Ssemjonitsch, wenn er, weißt du noch, vom Katheder herabdonnerte und wir voll Begeisterung vor seinem feurigen Blick und Wort erbebten. Und der Onkel? Hört mit hochgezogenen Brauen zu und sieht einen ganz seltsam an, oder beginnt so eigentümlich zu lachen, ein Lachen, das mich erstarren macht, und mit meiner

Begeisterung ist es vorbei! Manchmal seh' ich in ihm einen puschkinischen Dämon ... Er glaubt nicht an Liebe und so weiter, sagt, daß es kein Glück gebe, daß es uns niemand versprochen habe, sondern es gebe einfach Leben, das zu gleichen Teilen aus Gut und Böse, aus Lust, Erfolg, Gesundheit und Ruhe und aus Unlust, Mißerfolg, Unruhe und Krankheit und so weiter besteht, daß man das alles einfach betrachten müsse und sich nicht den Kopf mit unnützen — was sagst du dazu? — mit unnützen Fragen vollstopfen dürfe, daß das nicht unsere Sache sei, und wir deswegen nicht sehen, was vor unserer Nase liegt und unsere Pflicht nicht tun ... Du hörst von ihm nichts als arbeiten! Du kannst bei ihm nicht unterscheiden, ob er unter dem Eindruck eines Genusses oder eines prosaischen Geschäftes sich befindet: bei den Rechnungen, im Theater, überall ist er derselbe. Er kennt keine starken Eindrücke, und wie es scheint, liebt er das Schöne nicht: es ist seiner Seele fremd; ich vermute, daß er nicht einmal Puschkin gelesen hat ..."

Peter Iwanitsch kam unverhofft in das Zimmer seines Neffen und überraschte ihn beim Schreiben dieses Briefes.

„Ich komme, um zu sehen, wie du dich eingerichtet hast," sagte der Onkel, „und möchte mit dir etwas besprechen."

Alexander sprang auf und bedeckte das Geschriebene hastig mit der Hand.

„Verstecke dein Geheimnis, versteck' es," sagte Peter Iwanitsch, „ich werde mich so lange wegwenden. Nun, hast du es schon versteckt? Und was ist da herausgefallen? Was ist das?"

„Das ist nichts, Onkel ...", begann Alexander, wurde aber verwirrt und schwieg.

„Es scheinen Haare zu sein! In der Tat, macht nichts! Hab' ich schon das eine gesehen, so zeig' auch, was du in der Hand versteckst."

Alexander öffnete, wie ein überführter Schüler, unwillkürlich die Hand und zeigte einen Ring.

„Was ist das? woher?" fragte Peter Iwanitsch.

„Das sind sichtbare Zeichen... unsichtbarer Beziehungen."

„Was? was? Gib mal diese Zeichen her."

„Es sind Unterpfänder..."

„Du hast sie gewiß vom Lande mitgebracht?"

„Von Sophie, Onkel, zur Erinnerung... beim Abschied."

„Stimmt also. Und das hast du tausendfünfhundert Werst mitgeführt?"

Der Onkel schüttelte den Kopf.

„Lieber hättest du noch einen Beutel getrockneter Himbeeren mitgebracht, die konnte man doch wenigstens im Laden verkaufen, aber diese Pfänder..."

Er betrachtete abwechselnd das Haar und den Ring, roch an dem Haar und wiegte den Ring prüfend in der Hand. Darauf nahm er ein Stückchen Papier vom Tisch, wickelte darin beide Zeichen ein, drückte es zu einem Päckchen fest zusammen und warf es zum Fenster hinaus. „Onkel!" rief Alexander außer sich und faßte ihn bei der Hand, aber es war zu spät. Das Päckchen flog um die Ecke des benachbarten Daches, fiel in den Kanal auf den Rand einer mit Ziegeln beladenen Barke und rollte ins Wasser.

Alexander sah den Onkel schweigend mit dem Ausdruck des bittersten Vorwurfs an.

„Onkel!" wiederholte er.

„Was denn?"

„Wie soll ich Ihre Handlung nennen?"

„Nenne es ein Hineinwerfen in den Kanal der sichtbaren Zeichen und sonstigen Plunders und Unsinns, den man gar nicht bei sich zu behalten braucht."

„Das soll unsinniges Zeug sein?"

„Und was dachtest du? Etwa die Hälfte deines Herzens? Ich komme zu dir in einer wichtigen Angelegenheit, und du beschäftigst dich mit solchen Dingen, sitzt und sinnst über solchem Plunder."

„Stört es denn die Arbeit?"

„Sehr. Die Zeit vergeht, und du hast mir bis dato noch nicht einmal deine Absichten eröffnet: ob du in den Staatsdienst eintreten willst oder eine andere Beschäftigung gewählt hast — mit keinem Wort! und das alles nur deshalb, weil du Sophie im Kopf hast und die Zeichen. Du scheinst da einen Brief an sie zu schreiben? Nicht wahr?"

„Ja, ich habe angefangen . . ."

„Und an die Mutter hast du schon geschrieben?"

„Noch nicht, ich wollte morgen schreiben."

„Warum denn morgen? An die Mutter morgen, an die Sophie, die man nach einem Monat vergessen muß, heute . . ."

„Sophie? Wie kann man sie vergessen?"

„Man muß. Wenn ich deine Unterpfänder nicht hinausgeworfen hätte, hättest du sie womöglich einen Monat mehr im Gedächtnis behalten. Ich habe dir einen doppelten Dienst erwiesen. Nach einigen Jahren hätten dich die Zeichen an eine Dummheit erinnert, die dich erröten machen würde."

„Erröten! bei einer solchen reinen heiligen Erinnerung? Das bedeutet die Poesie verleugnen."

„Welche Poesie kann an etwas sein, was dumm ist? Poesie ist zum Beispiel im Briefe deiner Tante! Die gelbe Blume, der See, ein Geheimnis . . . Als ich es gelesen hatte, wurde mir so schlecht, wie ich dir kaum schildern kann! Ich bin fast rot geworden, und dabei habe ich mir das Rotwerden schon lange abgewöhnt."

„Das ist furchtbar, Onkel, das ist furchtbar! Sie haben also nie geliebt?"
„Zeichen konnte ich nie leiden."
„Das ist ja ein hölzernes Leben!" rief Alexander in großer Aufregung, „ein Vegetieren ohne Begeisterung, ohne Tränen, ohne Leben, ohne Liebe!"
„Und ohne Haare", fügte der Onkel hinzu.
„Wie können Sie denn so kalt spotten über das, was das Beste ist auf Erden? Das ist doch ein Verbrechen ... Liebe ... heilige Wallungen!"
„Ich kenne diese heilige Liebe. In deinem Alter braucht man nur eine Locke, einen Stiefel, ein Strumpfband zu sehen oder eine Hand zu berühren, und die heilige erhabene Liebe überläuft den ganzen Körper, und wenn du dem nachgibst, so ... Die Liebe liegt leider noch vor dir, du kannst ihr auf keinen Fall entrinnen, aber die Arbeit läuft dir davon, wenn du dich nicht mit ihr befaßt."
„Ist denn die Liebe keine Beschäftigung?"
„Nein, nur eine angenehme Zerstreuung. Man darf sich ihr aber nicht zu viel widmen, sonst kommt Unsinn heraus. Das ist es eben, was ich für dich fürchte."
Der Onkel schüttelte den Kopf.
„Ich habe für dich eine Stellung gefunden. Du willst doch in den Staatsdienst?" fragte er.
„Ach, Onkel, wie bin ich froh!"
Alexander stürzte zu ihm hin und küßte ihn auf die Wange.
„Hat doch eine Gelegenheit erwischt!" sagte der Onkel, sich über die Wange streichend, „Wie konnte ich mich nur nicht vorsehen! Nun, höre also. Sag, was kannst du, wozu fühlst du dich befähigt."
„Ich kann Theologie, bürgerliches, Kriminal-, Kameral-

und Volksrecht, Diplomatie, Nationalökonomie, Philosophie, Ästhetik, Archäologie ..."
„Halt, halt! Kannst du auch ordentlich Russisch schreiben? Vorläufig ist das das Wichtigste."
„Was für eine Frage, Onkel! Ob ich Russisch schreiben kann!" sagte Alexander und stürzte zur Kommode, aus der er allerlei Papiere hervorzuholen begann, währenddem der Onkel ein Papier vom Tisch nahm und zu lesen anfing.
Alexander kam mit den Papieren an den Tisch und sah, daß der Onkel den Brief las. Die Papiere entfielen seinen Händen.
„Was lesen Sie?" fragte er erschrocken.
„Hier lag ein Brief, gewiß an deinen Freund. Verzeihe, ich wollte sehen, wie du schreibst."
„Und Sie haben alles gelesen?"
„Ja, fast alles, nur noch zwei Zeilen fehlen, ich bin bald fertig, na, und? Es sind doch keine Geheimnisse drin, sonst würde es wohl nicht so herumliegen ..."
„Was denken Sie jetzt von mir ...?"
„Ich denke, daß du ordentlich schreibst, richtig, glatt ..."
„So haben Sie doch nicht gelesen, was drin steht?" fragte Alexander lebhaft.
„Doch, mir scheint alles," sagte Peter Iwanitsch, beide Seiten betrachtend, „zuerst beschreibst du Petersburg, deine Eindrücke, dann mich."
„O, mein Gott!" rief Alexander und bedeckte das Gesicht mit den Händen.
„Was hast du denn? Was ist dir?"
„Und Sie sagen das so ruhig? Sie sind nicht böse auf mich, Sie hassen mich nicht?"
„Nein! Warum sollte ich denn böse sein?"
„Wiederholen Sie es, beruhigen Sie mich."

„Aber nein, nein, nein."

„Ich glaub's noch immer nicht; beweisen Sie es mir, Onkel."

„Womit denn?"

„Umarmen Sie mich."

„Verzeih, das kann ich nicht."

„Warum denn nicht?"

„Weil in dieser Tat keine Vernunft läge, kein Sinn, oder mit den Worten deines Professors zu sprechen, das Bewußtsein bewegt mich nicht dazu; wenn du eine Frau wärest, dann wäre es was anderes: da geschieht es ohne Sinn, aus einem anderen Beweggrund."

„Das Gefühl, Onkel, will ans Licht, fordert den Aufschwung, die Aussprache."

„Weder wünscht es bei mir, noch fordert es, und wenn es gewünscht hätte, würde ich mich enthalten, was ich auch dir rate."

„Warum?"

„Damit du hinterher, wenn du den Menschen angesehen, den du umarmt hast, deiner Umarmungen wegen nicht zu erröten brauchst."

„Kommt es denn nicht vor, daß man einen Menschen abweist und es nachher bereut?"

„Es kommt vor. Darum stoße ich auch niemand zurück."

„Werden Sie auch mich für dieses Vergehen nicht zurückstoßen, mich nicht ein Ungeheuer nennen?"

„Für dich ist jeder, der Unsinn schreibt, ein Ungeheuer. Da müßte es ihrer eine unzählige Menge geben."

„Aber solche bitteren Wahrheiten über sich zu lesen und von wem? Von seinem leiblichen Neffen!"

„Und du bildest dir ein, daß du die Wahrheit geschrieben hast . . .?"

„O, lieber Onkel! Gewiß, ich habe mich geirrt ... ich werde es korrigieren ... verzeihen Sie ..."
„Willst du, daß ich dir die Wahrheit diktiere ...?"
„Bitte sehr!"
„Setz dich und schreib."
Alexander nahm einen Bogen und die Feder, und Peter Iwanitsch begann zu diktieren, den von ihm gelesenen Brief vor den Augen haltend.
‚Lieber Freund!'
„Hast du schon?"
„Ja."
‚Ich werde dir Petersburg und meine Eindrücke nicht beschreiben.'
„Nicht beschreiben", wiederholte Alexander, als er aufgeschrieben hatte.
‚Petersburg ist schon längst beschrieben, und was nicht beschrieben ist, muß man selbst gesehen haben. Meine Eindrücke kannst du zu nichts brauchen. Es lohnt sich nicht, umsonst Papier und Zeit zu verschwenden. Lieber werde ich Dir meinen Onkel beschreiben, weil das mich persönlich betrifft.'
„Den Onkel", wiederholte Alexander.
„Nun du schreibst da, daß ich sehr gut und klug bin, vielleicht ist es wahr, vielleicht auch nicht; wir wollen lieber die Mitte nehmen, schreib:"
‚Mein Onkel ist weder dumm, noch schlecht, mir wünscht er Gutes ...'
„Onkel, ich fühle es und verstehe es zu schätzen ..." sagte Alexander und machte eine Bewegung, ihn zu umarmen.
‚Obwohl er sich nicht um meinen Hals hängt', fuhr Peter Iwanitsch zu diktieren fort. Alexander setzte sich schnell auf seinen Platz zurück, ohne den Onkel erreicht zu haben.

‚Und Gutes wünscht er mir darum, weil er keinen Grund hat, mir Schlechtes zu wünschen, und weil meine Mutter für mich bat, die ihm einst Gutes erwiesen hatte. Er sagt, daß er mich nicht liebt, und ganz mit Recht: in zwei Wochen kann man einander nicht liebgewinnen, und auch ich liebe ihn noch nicht, obwohl ich ihm das Gegenteil versichere.‘
„Wie können Sie nur!“ sagte Alexander.
„Schreib, schreib:“
‚Aber wir fangen an, uns aneinander zu gewöhnen. Er sagt sogar, daß man ganz ohne Liebe auskommen kann. Er sitzt nicht von früh bis abends Arm in Arm mit mir, weil es gar nicht nötig ist und er außerdem wenig Zeit hat.‘
‚Ein Feind aufrichtiger Herzensergüsse,‘ das kannst du stehen lassen, das ist gut. — Hast du es?“
„Ja.“
„Nun, was hast du noch da? ‚Prosaischer Geist, Dämon ...‘ Schreib.“
Während Alexander schrieb, nahm Peter Iwanitsch ein Papier vom Tisch, rollte es zusammen und zündete sich damit eine Zigarre an, das Papier aber warf er weg und zertrat es.
‚Mein Onkel ist weder ein Dämon, noch ein Engel, sondern ein Mensch, wie alle anderen,‘ diktierte er, ‚nur uns nicht ganz ähnlich. Er denkt und fühlt auf irdische Art und Weise, glaubt, daß, wenn wir auf der Erde leben, wir nicht von hier in den Himmel zu fliegen brauchen, wohin man uns vorläufig nicht ruft, sondern wir müssen uns mit menschlichen Dingen befassen, zu denen wir berufen sind. Darum dringt er auch in alles Irdische ein und unter anderem in das Leben, so wie es ist und nicht wie wir es wünschen. Er glaubt an das Gute und auch an das Böse, an das Schöne und an

das Allerhäßlichste. Auch glaubt er an Liebe und Freundschaft, nur denkt er nicht, daß sie vom Himmel in den Schmutz gefallen, sondern, daß sie mit den Menschen und für die Menschen geschaffen sind und daß man sie so verstehen muß. Überhaupt muß man die Dinge aufmerksam von ihrer richtigen Seite ansehen, und nicht Gott weiß wohin sich versteigen. Er räumt unter ehrlichen Menschen die Möglichkeit der Zuneigung ein, die infolge des häufigen Verkehrs und der Gewohnheit sich zu Freundschaft entwickelt. Aber er meint auch, daß die Gewohnheit in der Trennung ihre Macht verliert und die Menschen einander vergessen, und daß das gar kein Verbrechen sei. Darum behauptet er, daß ich dich vergessen werde und du mich. Das kommt mir und auch gewiß dir ganz unsinnig vor, aber er rät, daß wir uns an diesen Gedanken gewöhnen, was uns beiden nicht zum Nachteil gereichen würde. Von der Liebe ist er derselben Meinung, nur mit einigen Schattierungen: er glaubt nicht an eine ewige, unwandelbare Liebe, wie er nicht an Geister glaubt und rät auch uns, nicht daran zu glauben. Übrigens rät er mir, möglichst wenig darüber nachzudenken, was ich meinerseits auch dir rate. Das wird von selbst und ungerufen kommen, sagt er; er sagt, daß das Leben nicht nur in der Liebe allein bestehe, daß sie wie alles andere ihre Zeit habe, und daß es dumm sei, das ganze Leben nur von Liebe zu träumen. Diejenigen, die sie immer suchen und keinen Moment ohne sie auskommen können, leben mit dem Herzen und mit noch etwas Schlimmerem auf Kosten des Verstandes. Der Onkel arbeitet gern, was er auch mir rät und ich dir rate: wir gehören der Gesellschaft, sagt er, die unser bedarf. Bei der Arbeit vergißt er auch sich nicht: die Arbeit bringt Geld und das Geld verschafft den Komfort, den er sehr liebt.

Außerdem hat er Absichten, infolge deren ich vielleicht nicht sein Erbe werde... Mein Onkel denkt nicht immer an seinen Dienst und an seine Fabrik, er kennt nicht nur Puschkin auswendig...'

„Sie, Onkel?" fragte Alexander erstaunt.

„Ja, du wirst dich vielleicht einmal davon überzeugen. Schreib:"

‚Er liest in zwei Sprachen alles Hervorragende, was auf sämtlichen Gebieten des menschlichen Wissens erscheint, liebt die Kunst, besitzt eine prachtvolle Sammlung von Bildern flämischer Schule, die seinem Geschmack zusagen, geht oft ins Theater, aber er rennt nicht herum und macht keinen Lärm, weil er glaubt, daß das Kinderei ist, und daß man sich zusammennehmen und niemand seine Eindrücke aufdrängen muß, weil niemand Bedürfnis danach fühlt. Er spricht keine verstiegene Sprache, was er auch mir rät und ich dir ebenfalls rate. Leb' wohl, schreib seltener und verliere keine Zeit unnütz. Dein Freund soundso.' „Nun, jetzt Monat und Datum."

„Wie kann man denn so einen Brief abschicken?" sagte Alexander, „‚schreib seltener', einem Menschen dies zu schreiben, der hundertsechzig Werst zurückgelegt hatte, um mir ein letztes Lebewohl zu sagen. ‚Ich rate dir das eine, das andere, das dritte', er ist nicht dümmer, als ich: er ist als zweiter Kandidat von der Universität abgegangen."

„Macht nichts, schick es trotzdem ab: vielleicht wird er klüger, das wird ihn auf allerlei neue Gedanken bringen. Obwohl ihr schon das Studium beendigt habt, fängt eure Schule doch erst jetzt an."

„Ich kann mich doch nicht entschließen, Onkel..."

„Ich mische mich nie in fremde Angelegenheiten, aber du selbst hast mich gebeten, etwas für dich zu tun; ich bemühe

mich, dich auf den richtigen Weg zu leiten und dir den ersten Schritt zu erleichtern. Aber du widerstrebst dem. Also wie du willst; ich sage nur meine Meinung, will dich aber nicht zwingen. Ich bin nicht deine Kinderfrau."

„Verzeihen Sie, Onkel! Ich bin bereit zu gehorchen", sagte Alexander und schloß sofort den Brief.

Als er ihn versiegelt hatte, begann er seinen zweiten Brief an Sophie zu suchen. Er sah auf den Tisch — da war er nicht, unter dem Tisch auch nicht, auch in der Schublade war er nicht zu finden.

„Du suchst etwas?..."

„Ich suche den Brief... an Sophie."

Der Onkel begann mit zu suchen.

„Wo mag er sein?" sagte Peter Iwanitsch, „ich habe ihn doch nicht aus dem Fenster geworfen..."

„Was haben Sie getan, Onkel? Sie haben ja mit ihm Ihre Zigarre angezündet!" sagte Alexander bekümmert und hob die verbrannten Reste des Briefes auf.

„Ist es möglich?" rief der Onkel, „wie hab' ich es denn nur angestellt? Ich hab's nicht bemerkt. Sieh da, ich habe da vielleicht eine Kostbarkeit verbrannt. Übrigens ist es vielleicht gut, weißt du..."

„Ach, Onkel, bei Gott, es ist keinesfalls gut..." sagte Alexander verzweifelt.

„Aber gewiß gut: mit der heutigen Post kannst du ihr nicht mehr schreiben und bis zur nächsten hast du es dir schon überlegt. Du wirst mit dem Dienst beschäftigt sein und an anderes zu denken haben. Auf diese Weise wirst du eine Dummheit weniger begehen."

„Was wird sie von mir denken?"

„Was sie will. Ich aber denke, daß es für sie nützlich ist. Du wirst sie doch nicht heiraten? Sie wird glauben, daß

du sie vergessen hast und dich auch vergessen und weniger vor ihrem zukünftigen Bräutigam zu erröten brauchen, wenn sie ihm beteuert, daß sie niemand außer ihn je geliebt."

„Sie sind ein seltsamer Mensch, Onkel! Für sie existiert keine Beständigkeit, keine Heiligkeit des Versprechens... Das Leben ist so schön, so voll Reiz und Wonne... es ist wie ein glatter, herrlicher See..."

„Auf dem gelbe Blumen wachsen, nicht wahr?" unterbrach der Onkel.

„Wie ein See," fuhr Alexander fort, „es ist voll, von etwas Geheimnisvollem, Verlockendem, das so viel in sich birgt."

„Schlamm, mein Lieber."

„Wozu schöpfen Sie denn den Schlamm, Onkel, wozu zerstören und vernichten Sie alle Freuden, Hoffnungen, Güter, warum sehen Sie alles von der düsteren Seite an?"

„Ich sehe es von der richtigen an, und rate es auch dir, du wirst es nicht bereuen. Mit deinen Ansichten ist das Leben nur dort in der Provinz gut, da wo man es nicht kennt. Dort leben keine Menschen, sondern Engel: Sajesschalow ist ein heiliger Mann, deine Tante eine erhabene gefühlvolle Seele, Sophie, denk' ich mir, eine ebensolche Närrin, wie die Tante und noch ähnliche..."

„Sprechen Sie zu Ende!" sagte Alexander wütend.

„Und noch ähnliche Schwärmer wie du, die mit der Nase in der Luft herumschnuppern, ob es von nicht irgendwo nach unwandelbarer Freundschaft und Treue riecht. Ich sage zum hundersten Male: du bist umsonst hierher gereist."

„Sie sollte dem Bräutigam beteuern, daß sie niemand geliebt hätte!" sprach Alexander fast wie für sich.

„Und du bist noch immer dabei!"

„Nein, ich bin überzeugt, daß sie offen, mit edler Aufrichtigkeit ihm meine Briefe übergeben wird und..."

„Die Zeichen“, sagte Peter Iwanitsch.

„Ja, und die Unterpfänder unserer Beziehungen … und wird sagen: ‚dies war er, der zuerst die Saiten meines Herzens geweckt hatte, bei diesem Namen kamen sie zum erstenmal in Schwingung‘ …“

Die Augenbrauen des Onkels hoben sich empor, und die Augen erweiterten sich. Alexander hielt inne.

„Warum hast du denn aufgehört, auf diesen Saiten zu spielen? Nun, mein Lieber, deine Sophie wäre tatsächlich dumm, einen solchen Streich zu verüben. Hoffentlich hat sie eine Mutter oder sonst jemand, der sie von einer solchen Dummheit abhält.“

„Sie wagen es, diesen heiligsten Aufschwung der Seele, diesen edlen Erguß des Herzens eine Dummheit zu nennen? was soll ich von Ihnen denken?“

„Was dir beliebt. Sie würde damit dem Bräutigam, weiß Gott, auf welche Gedanken bringen. Die Hochzeit kommt dann womöglich nicht zustande und weshalb? Weil ihr dort zusammen gelbe Blumen gepflückt habt … Nein, so geht es nicht. — Nun also, du kannst richtig russisch schreiben — fahren wir morgen in das Departement, ich habe mit einem früheren Kollegen von dir gesprochen, mit dem Abteilungschef; er sagte, es gibt da eine Vakanz. Wir dürfen keine Zeit verlieren … Was hast du da für einen Stoß Papiere herausgeholt?“

„Das sind meine Vorlesungsnotizen. Erlauben Sie mir, Ihnen diese Blätter da aus den Vorlesungen Iwan Ssemjonitschs über Griechenland vorzulesen.“

Er fing schon an, rasch die Seiten zu durchblättern.

„Ach, tu mir den Gefallen und verschone mich“, sagte Peter Iwanitsch stirnrunzelnd. „Und was ist das?“

„Das sind meine Aufsätze. Ich möchte sie meinem Vor-

gesetzten zeigen, besonders ist hier ein Projekt, das ich ausgearbeitet habe ..."
„Ach! eins von den Projekten, die entweder schon vor tausend Jahren ausgeführt oder unausführbar und unbrauchbar sind."
„Was denken Sie, Onkel? Dieses Projekt ist einer bedeutenden Persönlichkeit, einem Liebhaber der Aufklärung vorgelegt worden. Dafür wurde ich zweimal mit dem Rektor zusammen zum Mittagessen eingeladen."
„Iß auch bei mir zweimal zu Mittag und schlag dir dieses Projekt aus dem Kopf."
„Weshalb denn?"
„Deshalb, weil du jetzt noch nichts Gutes schreiben kannst und unnütz Zeit vergeudest."
„Wie denn, nachdem ich Vorlesungen gehört habe? ..."
„Sie werden dir mit der Zeit schon nützen, aber jetzt sieh dich um, lies, lerne und tu, was man dir aufgibt."
„Wie wird denn der Vorgesetzte meine Fähigkeit erkennen?"
„Er wird sofort erkennen; er ist ein Meister darin. Aber was für eine Stellung möchtest du?"
„Ich weiß nicht, Onkel, was für eine ..."
„Es gibt Ministerstellungen," sagte Peter Iwanitsch, „auch die der Ministergehilfen, der Direktoren, Vizedirektoren, Abteilungschefs, Bureauchefs und ihrer Gehilfen, oder der Beamten für besondere Aufträge und sonst noch allerlei ..."
Alexander verfiel in Nachdenken. Er war ganz verwirrt und wußte nicht, welche er wählen sollte.
„Fürs erste wäre die Stellung eines Bureauchefs nicht übel."
„Ja, gewiß wäre es nicht übel", wiederholte Peter Iwanitsch.

„Ich würde mich hineinarbeiten, und so könnte ich nach zwei Monaten Abteilungschef werden ...“
Der Onkel spitzte die Ohren.
„Gewiß, gewiß!“ sagte er, „und dann nach drei Monaten Direktor und nach einem Jahre Minister, nicht wahr?“
Alexander wurde rot und schwieg.
„Der Abteilungschef hat Ihnen doch wohl gesagt, was für eine Vakanz da ist?“ fragte er nachher.
„Nein,“ erwiderte der Onkel, „er hat mir nichts gesagt, und wir wollen uns lieber auf ihn verlassen. Du siehst ja, daß wir selbst wegen der Wahl verlegen sind, na, er wird schon wissen, wohin er dich setzen soll. Sag ihm nichts von deiner Verlegenheit wegen der Wahl und auch der Projekte erwähne mit keinem Wort, er könnte sich sonst gekränkt fühlen, daß wir ihm nicht vertrauen und dir ordentlich Angst einjagen; er ist sehr schroff. Ich würde dir auch nicht raten, den hiesigen Schönen von sichtbaren Zeichen zu sprechen; sie werden es nicht verstehen, wie sollten sie auch, das ist zu hoch für sie. Auch ich hab' es kaum begriffen, sie aber werden Grimassen schneiden.“
Während der Onkel sprach, drehte Alexander in den Händen eine Rolle.
„Was hast du da noch?“
Alexander hatte mit Ungeduld auf diese Frage gewartet.
„Das sind ... ich wollte Ihnen schon längst zeigen ... Verse. Sie haben sich einmal dafür interessiert ...“
„Ich kann mich nicht erinnern; ich glaube, ich habe mich nicht interessiert ...“
„Sehen Sie, Onkel, ich denke, der Dienst ist eine trockene Beschäftigung, an der die Seele nicht teilnimmt, und die Seele dürstet danach sich auszusprechen, den Überfluß an Gefühlen und Gedanken mit dem Nächsten zu teilen ...“

„Nun und was weiter?" fragte der Onkel ungeduldig.

„Ich fühle in mir den Beruf zum Schaffen ..."

„Das heißt, in meine Sprache übersetzt, du willst dich außer des Dienstes mit noch etwas anderem befassen. Nun, das ist lobenswert. Womit denn? Mit Literatur?"

„Ja, Onkel, ich wollte Sie bitten, ob Sie nicht Gelegenheit hätten, etwas von mir unterzubringen ..."

„Bist du auch sicher, daß du Talent hast? Ohne Talent wirst du nur ein Handlanger der Kunst, was ist denn Schönes daran? Talent — ja — das ist was anderes. Da lohnt es sich, zu arbeiten; man kann vieles Gutes damit stiften, außerdem ist es ein Kapital, das hundert Seelen wert ist."

„Auch das messen Sie mit Geld?"

„Womit denn sonst? Je mehr man dich liest, desto mehr verdienst du."

„Und der Ruhm, der Ruhm, das ist doch der wirkliche Lohn für den Sänger ..."

„Er ist es müde, mit den Sängern sich wie eine Amme mit den Kindern abzugeben. Es gibt zu viele, die darauf Anspruch erheben. Das war früher einmal, da ist der Ruhm wie eine Frau hinter jedem hergewesen, und jetzt — hast du es nicht bemerkt? — jetzt gibt es gar keinen Ruhm mehr, er hat sich versteckt — jawohl! Es gibt etwas wie Berühmtheit, aber keinen Ruhm, oder er tritt jetzt in neuen Formen auf: wer besser schreibt, der verdient mehr Geld, wer schlechter — darf sich nicht beklagen. Dafür lebt heute aber ein ordentlicher Schriftsteller anständig, erfriert nicht und stirbt nicht Hungers in einer Bodenkammer, wenn man ihm auch nicht auf den Straßen nachläuft und nicht mit den Fingern auf ihn zeigt, wie auf einen Narren. Man hat es begriffen, daß der Dichter kein Himmels-

bewohner ist, sondern ein Mensch, der ebenso geht, denkt und Dummheiten macht, wie die anderen, und es gibt also nichts zu gaffen."

„Wie die anderen — wie können Sie das sagen? Der Dichter ist mit einem besonderen Zeichen gestempelt. In ihm verbirgt sich die Anwesenheit einer höheren Kraft ..."

„Wie manchmal auch in anderen, im Mathematiker, im Uhrmacher, oder in einem unseresgleichen, in einem Fabrikanten. Newton, Gutenberg und Watt waren ebenso mit einer höheren Kraft begabt, wie Shakespeare, Dante usw. Und wenn ich vermittels irgendeines Prozesses es zustande brächte, unseren Thon in ein besseres Porzellan zu verwandeln als das Meißner oder Sèvre, glaubst du, es würde keine höhere Kraft darin liegen?"

„Sie verwechseln die Kunst mit dem Handwerk."

„Bewahre! Laß die Kunst Kunst sein und das Handwerk Handwerk, aber schöpferische Kraft kann in dem einen wie in dem anderen sein, oder auch nicht sein. Fehlt sie, so ist der Handwerker eben Handwerker und nicht Schöpfer, und der Dichter ist ohne diese schöpferische Kraft kein Dichter, sondern ein Schriftsteller ... Hat man es euch denn auf der Universität nicht gesagt? Was habt ihr denn da gelernt?"

Der Onkel war ärgerlich, daß er sich auf solche Erklärungen eingelassen, die er für Gemeinplätze hielt.

„Das sieht den aufrichtigen Herzensergüssen ähnlich", dachte er.

„Zeig mal, was hast du da?" fragte er, „Gedichte!"

Der Onkel nahm ein Heft und begann zu lesen:

> Woher kommt die Wolke geflogen,
> Von Kummer und Leid beschwert?
> Das Herz ist ums Leben betrogen ...

„Alexander gib mir Feuer!"
Er zündete sich eine Zigarre an und las weiter:

Der Wünsche Schwarm verheert.
Woher senkt sich der düstre Traum
Wie trübes Wetter voll Unheil . . .

„Dasselbe ist ja schon in den ersten vier Zeilen gesagt, darum ist es seicht", bemerkte Peter Iwanitsch und las:

Warum? Wer weiß es zu sagen,
Tränentropfen die bleiche Stirn . . .

„Wie ist denn das? Die Stirn kann sich mit Schweiß bedecken, mit Tränen ist mir nicht bekannt."

Furchtbar und schrecklich dräuet
Des Himmels Stille herab . . .

„Furchtbar und schrecklich ist dasselbe."

Am Himmel steh, wie der Mond . . .

„Natürlich der Mond! Der darf nicht fehlen! Wenn drin noch ein Traum und eine Maid vorkommen, dann bist du verloren, dann sage ich mich von dir los."

Am Himmel steh, wie der Mond
Leis' hinschwebt in duftigem Glanz . . .

„Nicht übel. Gib mir mal wieder Feuer . . . Die Zigarre ist ausgegangen. Wo bin ich stehengeblieben? Ja, da!"

Im Äther die Sterne erzittern . . .

Der Onkel gähnte laut und fuhr fort.

Wie im Sande die Spuren der Tiere
Der Steppenwind verweht . . .

„Nun das mit den Tieren ist gar nicht gut. Was bedeutet dieser Strich hier? Aha, das handelte von Schmerz und das hier von der Freude."

Und ein neuer froher Geist
Zieht ins Herz uns ein!

„Weder schlecht noch gut!“ sagte er, als er fertig war. „Übrigens manche andere haben schlechter angefangen; versuche es, schreibe, arbeite, wenn du Lust hast. Vielleicht zeigt sich Talent, dann wird man ja sehen.“
Alexander war sehr betrübt. Er erwartete einen ganz anderen Bescheid. Es tröstete ihn ein wenig, daß er den Onkel für einen kalten, fast herzlosen Menschen hielt.
„Da ist eine Übersetzung aus Schiller“, sagte er.
„Genug, ich sehe, du kennst also auch Sprachen.“
„Ich kann Französisch, Deutsch und ein wenig Englisch.“
„Ich gratuliere dir! Warum hast du es nicht gleich gesagt? Man kann manches aus dir machen. Vorhin hast du mir von Nationalökonomie, Philosophie, Archäologie und, Gott weiß wovon gesprochen und von der Hauptsache kein Wort — eine Bescheidenheit, die gar nicht angebracht ist. Ich werde sofort eine literarische Beschäftigung für dich finden.“
„Ist es möglich, Onkel? Wie werden Sie mich verpflichten! — Erlauben Sie mir, Sie zu umarmen.“
„Warte damit, bis ich gefunden habe.“
„Wollen Sie nicht etwas von meinen Werken meinem zukünftigen Vorgesetzen zeigen, um ihm eine Vorstellung von mir zu geben.“
„Nein, es ist nicht nötig; sollte es notwendig sein, dann kannst du es ihm ja selbst zeigen, vielleicht wird es aber gar nicht nötig sein. Schenk’ mir doch alle deine Projekte und Werke.“
„Schenken? — bitte sehr, Onkel!“ sagte Alexander, dem die Forderung des Onkels schmeichelte. „Wenn Sie wünschen, will ich ein Inhaltsverzeichnis der Aufsätze in chronologischer Reihenfolge anfertigen.“
„Nein, es ist nicht nötig. Danke für das Geschenk. Jewsej, trage diese Papiere zu Wassilij hin.“

„Warum denn zu Wassilij, und nicht in Ihr Arbeitszimmer?"
„Er bat mich um Papier, um etwas zu tapezieren."
„Wie?" fragte Alexander erschrocken und riß den Haufen wieder an sich.
„Du hast es mir ja doch geschenkt, was geht dich denn an, was für einen Gebrauch ich davon mache?"
„Sie schonen nichts... nichts!" stöhnte er in Verzweiflung, die Papiere mit beiden Händen fest an die Brust drückend.
„Alexander, hör' auf mich," sagte der Onkel und entriß ihm die Papiere, „du wirst später nicht zu erröten brauchen und mir noch danken."
Alexander gab die Papiere aus den Händen.
„Da, Jewsej, trag's hin", sagte Peter Iwanitsch. „Nun, jetzt ist es in deinem Zimmer sauber und schön, es sind keine Dummheiten mehr drin. Von dir wird es abhängen, ob du es wieder mit närrischem Zeug füllst oder mit etwas Tüchtigem. Wir wollen jetzt eine Spazierfahrt in die Fabrik machen, frische Luft einatmen, uns zerstreuen und sehen, wie gearbeitet wird." —
Am Morgen darauf brachte Peter Iwanitsch seinen Neffen in das Departement, und während er selbst mit seinem Freund, dem Abteilungschef, sprach, machte Alexander die Bekanntschaft dieser für ihn neuen Welt. Er träumte noch immer von Projekten und zerbrach sich den Kopf, was für ein Staatsproblem ihm zur Lösung aufgegeben werden wird. Indessen stand er da und sah sich um.
„Wie die Fabrik meines Onkels!" beschloß er bei sich. Wie dort der Meister ein Stück der Porzellanmasse ergreift, sie in die Maschine wirft und eine, zwei oder drei Umdrehungen macht, und es nimmt die Form eines Kegels, eines

Ovals oder eines Halbkreises an; dann übergibt er es dem andern, der trocknet es im Feuer, der dritte vergoldet, der vierte bemalt es, und so entsteht eine Tasse, eine Vase oder eine Schale. Und hier: es erscheint ein Bittsteller und reicht mit einem kläglichen Lächeln ein Papier ein. Der Meister ergreift es, berührt es kaum mit der Feder und übergibt es einem andern. Der andre wirft es in einen Haufen von tausend Papieren, aber es geht da nicht unter. Mit Nummer und Datum versehen wandert es unbeschädigt durch zwanzig Hände und erzeugt eine Menge seinesgleichen. Dann nimmt es ein dritter in die Hand, geht zu einem Schrank, sieht in ein Buch oder in ein anderes Papier hinein, sagt dem vierten einige magische Worte und der kritzelt wieder etwas mit der Feder. Nachdem er einige Zeit gekritzelt hat, übergibt er die Mutter mit dem neugeborenen Kind einem fünften, der kritzelt seinerseits mit der Feder, und es wird eine neue Frucht geboren. Der sechste schmückt sie aus und gibt sie weiter. Und so wandert das Papier und wandert und geht nie verloren. Seine Erzeuger sterben, aber es selbst lebt Jahrhunderte fort. Sogar wenn Jahrhunderte alter Staub es bedeckt, auch dann noch wird es beunruhigt und zu Rate gezogen. Und jeden Tag, jede Stunde, heute, morgen, übermorgen, Jahrhunderte hindurch arbeitet die bureaukratische Maschine glatt, ununterbrochen, ohne auszuruhen, als wenn es keine Menschen gäbe, sondern nur Räder und Sprungfedern.

„Wo ist die Vernunft, die diese Fabrik von Papier belebt?" dachte Alexander, „in den Büchern, in den Papieren selbst oder in den Köpfen dieser Menschen?"

Und was für Gesichter sah er hier! Solche, denen man auf der Straße nicht begegnet, und die nie ans Licht kommen. Es schien, als wären sie hier geboren, hier erzogen,

mit ihren Plätzen verwachsen, und hier werden sie auch sterben. Adujew sah den Abteilungschef aufmerksam an: wie Jupiter, der Donnerer! Er macht den Mund auf, sofort stürzt Merkur mit einem Messingblech auf der Brust auf ihn zu, er streckt die Hand mit einem Papier aus, und zehn Hände drängen sich, es zu ergreifen.
„Iwan Iwanitsch!" rief er.
Iwan Iwanitsch sprang von seinem Platz am Tisch auf, stürzte auf Jupiter zu und blieb vor ihm wie angewurzelt stehen. Auch Alexander wurde befangen, ohne zu wissen warum.
„Geben Sie mir eine Prise."
Dieser reichte ihm unterwürfig mit beiden Händen die offene Tabatiere.
„Und prüfen Sie diesen Herrn!" sagte der Vorgesetzte auf Adujew hinweisend.
„Dieser also wird mich prüfen!" dachte Adujew, die gelbe Figur Iwan Iwanitschs mit den durchstoßenen Ellenbogen betrachtend. „Kann denn auch dieser Mensch Staatsprobleme lösen?"
„Haben Sie eine gute Hand?" fragte Iwan Iwanitsch.
„Eine Hand?"
„Jawohl, die Schrift. Bitte, haben Sie die Güte, dieses Schriftstück abzuschreiben."
Alexander verwunderte sich sehr über diese Forderung, erfüllte sie aber. Iwan Iwanitsch runzelte die Stirn und sah die Arbeit an.
„Sie geruhen, schlecht zu schreiben", bemerkte er zum Abteilungschef.
Dieser sah es an.
„Ja, nicht schön: ins reine kann er nicht schreiben. Nun, vorläufig kann er Konzepte abschreiben und dann, wenn er

sich etwas daran gewöhnt hat, sich auch mit der Anfertigung von Papieren befassen. Vielleicht wird er nützen: er hat ja auf der Universität studiert."

Bald wurde auch Adujew eine von den Sprungfedern der Maschine. Er schrieb, schrieb, schrieb ohne Ende und wunderte sich beinahe, daß man am Morgen etwas anderes tun konnte. Und wenn er sich an seine Projekte erinnerte, stieg ihm das Blut zu Kopfe.

„Onkel," dachte er, „in diesem Punkte hast du recht gehabt, unbarmherzig recht; ist es auch in allem so? Ist es möglich, daß ich mich in meinen begeisterten Träumen geirrt hätte und in meinem heißen Glauben an Liebe, an Freundschaft, an die Menschen ... und auch an mich selbst? ... Was ist das Leben?"

Er bückte sich über das Papier und kritzelte stärker mit der Feder, aber auf seinen Wimpern schimmerten Tränen.

„Das Glück lächelt dir entschieden", sagte Peter Iwanitsch seinem Neffen. „Ich habe zuerst ein ganzes Jahr ohne Gehalt gedient, und du bist gleich mit einer anständigen Gage eingetreten. Das sind doch siebenhundertfünfzig Rubel und mit Gratifikationen tausend. Fürs erste prachtvoll! Der Abteilungschef lobt dich; nur meint er, daß du zerstreut bist: einmal läßt du die Kommata aus, ein andermal vergißt du das Rubrum anzugeben. Bitte, gewöhne dir es ab; achte hauptsächlich darauf, was vor deinen Augen ist und versteige dich nicht dahin." Der Onkel zeigte nach oben. Seit der Zeit wurde er noch freundlicher zu seinem Neffen.

„Was für ein prachtvoller Mensch mein Bureauvorsteher ist, Onkel!" sagte einmal Alexander.

„Woher weißt du es?"

„Wir sind uns nähergekommen. Eine so erhabene Seele,

eine so edle, ehrliche Gedankenrichtung! Und der Gehilfe ebenso. Das scheint ein Mensch von festem Willen und eisernem Charakter zu sein."

„Du hast dich mit ihnen angefreundet?"

„Ja, gewiß."

„Hat dich etwa der Bureauvorsteher zu seinen Donnerstagen eingeladen?"

„Ach sehr: zu allen Donnerstagen. Er scheint eine besondere Neigung zu mir gefaßt zu haben ..."

„Und hat dich der Gehilfe schon angepumpt?"

„Ja, nur eine Kleinigkeit ... ich gab ihm fünfundzwanzig Rubel, soviel ich bei mir hatte; er wollte noch fünfzig."

„Gleich mußt du auch geben! Ach!" sagte der Onkel ärgerlich, „daran bin ich zum Teil schuld, daß ich dich nicht vorher gewarnt habe. Aber ich dachte nicht, daß du in solchem Grade einfältig bist, um nach einer Bekanntschaft von zwei Wochen, Geld zu verborgen. Nichts zu machen. Wir wollen es teilen, zwölfeinhalb trage ich."

„Warum denn, Onkel, er gibt es ja zurück!"

„Da kannst du lange warten. Ich kenne ihn; meine hundert Rubel sind bei ihm verloren, noch seit der Zeit, als ich da gedient habe. Er nimmt von jedem. Wenn er dich noch einmal um Geld bittet, sag' ihm, daß ich ihn bitte, sich an meine Schuld zu erinnern, so wirst du ihn los. Und zu deinem Bureauvorsteher geh nicht."

„Warum nicht?"

„Er ist ein Kartenspieler, wird dich noch mit zwei ebensolchen Kerlen hinsetzen, und dich bis auf den letzten Pfennig ausplündern."

„Ein Kartenspieler," rief Alexander erstaunt, „ist das möglich? Und neigt doch so sehr zu freundschaftlichen Aussprachen."

„Sag' ihm einmal gelegentlich im Gespräch, daß du all dein Geld mir zur Aufbewahrung übergeben hast, dann wirst du sehen, ob er noch zu aufrichtigen Aussprachen geneigt sein und dich zu seinen Donnerstagen einladen wird.“

Alexander wurde nachdenklich. Der Onkel schüttelte den Kopf.

„Und du dachtest, daß da neben dir Engel sitzen. Aufrichtige Herzensergüsse, besondere Zuneigung! Wie kommt man denn nicht sofort auf den Gedanken, daß das Schufte sind? Du bist vergeblich hierhergekommen,“ sagte er, „wahrhaftig vergeblich!“ —

Einmal, als Alexander kaum erwacht war, brachte ihm Jewsej ein großes Paket mit einem Zettel vom Onkel.

„Endlich hast du auch eine literarische Beschäftigung,“ stand im Zettel, „ich habe gestern einen bekannten Journalisten gesprochen; er schickt dir versuchsweise eine Arbeit.“

Alexander zitterten die Hände vor Freude als er das Paket öffnete. Drin war ein deutsches Manuskript.

„Was ist das? — Prosa!“ sagte er, „wovon handelt es denn?“

Und er las den darauf mit Bleistift geschriebenen Titel:

„Vom Dünger, ein Aufsatz für die Rubrik Landwirtschaft. Es wird gebeten, ihn möglichst rasch zu übersetzen.“

Lange saß er nachdenklich über dem Aufsatz, dann ergriff er mit einem Seufzer langsam die Feder und begann zu übersetzen. In zwei Tagen war der Aufsatz fertig und abgeschickt.

„Prachtvoll, prachtvoll!“ sagte ihm nach einigen Tagen Peter Iwanitsch. „Der Redakteur ist höchst zufrieden, nur findet er, daß der Stil nicht sachlich genug ist; aber fürs erste kann man ja nicht alles fordern. Er will mit dir

bekannt werden. Geh morgen so gegen sieben Uhr zu ihm; er hat für dich noch einen Aufsatz bereit."

„Wieder über dasselbe Thema?"

„Nein, über was anderes: er sagte mir, aber ich hab's vergessen ... ach ja, über Kartoffelsyrup. Du bist gewiß ein Sonntagskind, Alexander. Ich beginne schließlich zu hoffen, daß aus dir noch etwas wird: bald werde ich dir nicht mehr sagen, du seist vergeblich hierhergekommen. Es ist kaum ein Monat vergangen und von allen Seiten regnet das Geld auf dich herab. Dort tausend Rubel, und der Redakteur hat hundert Rubel im Monat für vier Druckbogen versprochen, das sind doch zweitausendundzweihundert Rubel! Nein, ich habe nicht so angefangen!" sagte er, die Augenbrauen zusammenziehend. „Schreib doch der Mutter, daß du untergekommen bist und auf welche Weise. Ich werde ihr auch antworten und schreiben, daß ich alles für dich getan habe, was ich gekonnt, zum Dank für das Gute, das sie mir erwiesen."

„Meine Mutter wird Ihnen sehr dankbar sein, Onkel, und ich auch ..." sagte Alexander mit einem Seufzer, aber er stürzte nicht mehr auf ihn los, um ihn zu umarmen.





Drittes Kapitel

Mehr als zwei Jahre waren vergangen. Wer hätte in diesem elegant gekleideten jungen Manne von feinen Manieren unseren Provinzler wiedererkannt. Er hatte sich sehr verändert und ein männliches Aussehen bekommen. Die Weichheit der Linien des Jünglingsgesichtes, die Durchsichtigkeit und Zartheit der Haut, der Flaum auf dem Kinn — alles war verschwunden. Ebenso hatte sich die schüchterne Verlegenheit und die graziöse Ungeschicktheit der Bewegungen verloren. Die Linien des Gesichts waren gereift und bildeten ein Physiognomie, die auf einen Charakter hinwies. Die Lilien und Rosen waren einer leichten Gebräuntheit, der Flaum einem kleinen Backenbart gewichen. Der leichte schwankende Gang wurde gleichmäßig und sicher. Die Stimme hatte noch einige Baßtöne bekommen. Aus einem untermalten Bild war ein Porträt geworden: der Jüngling hatte sich in einen Mann verwandelt. In seinen Augen leuchtete Selbstbewußtsein und Kühnheit, nicht jene Kühnheit, die schon von weitem sich bemerkbar macht, die alles frech ansieht und mit Mienen und Blicken jedem zu verstehen gibt: „Sieh dich vor, Brüderchen, tritt mir nicht auf die Zehen, sonst mach' ich kurzen

Prozeß — verstanden?" Nein, der Ausdruck der Kühnheit, von der ich spreche, ist nicht abstoßend, sondern anziehend. Sie wird am Streben nach Gutem, nach Erfolg erkannt, am Wunsch, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen ... Die frühere Begeisterung in Alexanders Gesicht war durch einen leichten Schatten von Nachdenklichkeit gedämpft, dem ersten Zeichen des Mißtrauens, das in seiner Seele Platz gegriffen; vielleicht die einzige Folge der Lehren des Onkels und der schonungslosen Analyse, welcher er alles zu unterziehen pflegte, was an den Augen und am Herzen Alexanders vorbeiglitt. Alexander hatte sich endlich auch Takt angeeignet, das heißt, ein richtiges Betragen gegenüber den Menschen. Er warf sich niemand mehr an den Hals, besonders seitdem der Mann, der zu den aufrichtigen Herzensergüssen neigte, ihn trotz der Warnungen des Onkels zweimal im Kartenspiel ausgeplündert, und der andere Mann, mit dem eisernen und festen Willen, nicht wenig Geld leihweise von ihm entnommen hatte. Auch andere Menschen und Vorkommnisse halfen zu seiner Veränderung. An einem Ort hatte er bemerkt, daß man über seine jugendliche Begeisterung heimlich lachte und ihn einen Romantiker nannte. An einem anderen wurde er kaum beachtet, weil er für sie ni chaud, ni froid war. Er gab keine Diners, hatte keine Equipage, spielte nicht hoch. Früher hatte es Alexander sehr weh getan, und die Zusammenstöße seiner rosigen Hoffnungen mit der Wirklichkeit hatten sein Herz zusammengepreßt. Er dachte gar nicht daran, sich zu fragen: was habe ich denn so Hervorragendes geleistet, wodurch habe ich mich hervorgetan? Wo sind meine Verdienste und wofür müßte man mir besondere Aufmerksamkeit schenken? Und doch hatte seine Eigenliebe darunter sehr gelitten.

Später ließ er allmählich den Gedanken gelten, daß es im

Leben offenbar nicht nur Rosen gibt, sondern auch Dornen, die manchmal stechen, aber nicht so sehr, wie der Onkel es darstellt. Und so lernte er sich beherrschen, ließ sich immer seltener von Ausbrüchen und Aufregungen überwältigen, sprach auch nicht mehr die ursprüngliche „wilde" Sprache, wenigstens nicht vor den anderen.

Aber noch immer war er, zum nicht geringen Kummer Peter Iwanitschs, von dem kalten Zerlegen in die einfachsten Grundbestandteile, alles dessen, was die menschliche Seele aufregt und erschüttert, weit entfernt. Er wollte von einem verstandesmäßigen Aufklären aller Geheimnisse und Rätsel des menschlichen Herzens nichts hören.

Morgens pflegt ihm Peter Iwanitsch eine ordentliche Lektion zu erteilen. Alexander hört zu, wird verlegen und nachdenklich, später aber begibt er sich in irgendeine Abendgesellschaft und kehrt ganz verwandelt zurück, und die Theorie des Onkels geht zum Teufel. Der Zauber und der Rausch der Ballatmosphäre, der Klang der Musik, die nackten Schultern, das Feuer der Blicke, das Lächeln der rosigen Lippen lassen ihn die ganze Nacht nicht einschlafen. Er träumt von der Taille, die er berührte, von einem schmachtenden, langen Blick, den man ihm beim Abschied zugeworfen, von dem heißen Atem, der ihn beim Walzer fast vergehen ließ, von einem halblauten Gespräch am Fenster, unter dem Rhythmus der Mazurka, als die Blicke so funkelten und die Zunge, Gott weiß, was sprach. Und sein Herz klopft. Mit krampfhaftem Zittern umfaßt er das Kissen und wälzt sich lange und schlaflos herum.

„Wo ist denn die Liebe? O, ich dürste nach Liebe, Liebe!" sprach er, „wann wird sie kommen? Wann werden diese wunderbaren Augenblicke kommen, diese süßen Schmerzen, das Zittern der Seligkeit, Tränen ...?"

Am nächsten Tag ist er wieder beim Onkel.
„Was war das für eine Gesellschaft gestern bei Saraiskijs!" sagte Alexander in Erinnerungen an den Ball versunken.
„Schön?"
„O, wundervoll!"
„Gab es ein anständiges Abendessen?"
„Ich habe nicht mitgegessen."
„Wieso denn? Wie kann man nur in deinem Alter nicht zu Abend essen? Aber du gewöhnst dich, wie ich sehe, im Ernst an die hiesige Ordnung, sogar zu sehr. Nun, war alles ordentlich, Toiletten, Beleuchtung ...?"
„Ja."
„Auch feine Leute?"
„O ja, sehr! Was für Augen, Schultern ...!"
„Schultern! Wessen Schultern?"
„Sie fragten doch ..."
„Wonach?"
„Nach den jungen Mädchen!"
„Nein, ich habe nicht nach ihnen gefragt; aber gleichviel — gab's da viele hübsche?"
„O, sehr viele ... Schade nur, daß sie einander so gleichen. Was die eine in irgendeinem Falle sagt und tut, das wiederholen die anderen, wie eine auswendig gelernte Aufgabe. Eine war da ... die war den anderen nicht ganz ähnlich ... sonst trifft man weder Selbständigkeit noch Charakter. Die Bewegungen, die Blicke bei allen gleich; man bekommt weder einen eigenen Gedanken zu hören, noch einen Schimmer von Gefühl ..., alles ist bedeckt und lackiert von der gleichen Appretur. Nichts dringt hindurch. Wird es durchs ganze Leben verschlossen bleiben und niemand sich offenbaren? Wird das Korsett immer die Seufzer der Liebe und den Schrei des zerrissenen

Herzens unterdrücken? Wird es dem Gefühl nie die Freiheit lassen ...?"

„Dem Manne wird sich alles offenbaren; denn wenn sie so laut wie du ihre Meinung aussprechen würden, müßten viele von ihnen ihr Leben lang Jungfrauen bleiben. Es gibt solche Törinnen, die vor der Zeit offenbaren, was sie lieber verbergen und unterdrücken sollten, dafür gibt's aber nachher nur Tränen: es verbietet sich also."

„Auch darin Berechnung?"

„Wie in allem, mein Lieber. Und wer nicht überlegt, den nennt man auf russisch einen unüberlegten Dummkopf, kurz und bündig."

„Den edlen Ausbruch des Gefühls in der Brust unterdrücken!

„O, ich weiß, du würdest ihn nicht unterdrücken. Du bringst es fertig, auf der Straße, im Theater, dich einem Freunde um den Hals zu werfen und zu schluchzen."

„Was schadet das? Man würde höchstens sagen: dies ist ein Mensch mit starken Gefühlen; wer so empfindet, ist zu allem Edlen und Schönen fähig, und unfähig ..."

„Zu überlegen. Eine großartige Figur, ein Mensch mit starken Gefühlen, mit enormen Leidenschaften! Es ist alles nur Temperamentverschiedenheit. In der Begeisterung, in der Exaltation hat der Mensch am wenigsten etwas Menschenähnliches. Es ist nichts Rühmenswertes daran! Die Frage ist, ob einer sein Gefühl beherrschen kann. Wenn er es kann, so ist er ein Mensch."

„Ihrer Meinung nach muß man mit dem Gefühl wie mit dem Dampf umgehen," bemerkte Alexander, „bald ein wenig herauslassen, bald wieder abstellen, das Ventil öffnen und schließen."

„Gewiß, die Natur hat dem Menschen nicht umsonst ein solches Ventil gegeben —: die Vernunft, und du machst

nicht immer Gebrauch von ihr — schade! und bist doch sonst ein anständiger Kerl!"

„Ach, Onkel, es ist traurig, Sie anzuhören! Machen Sie mich lieber mit dieser zugereisten Dame bekannt ..."

„Mit welcher? Mit der Lubetzkaja? War sie gestern auch da?"

„Ja, sie sprach lange mit mir von Ihnen und erkundigte sich nach ihrer Angelegenheit."

„Ach ja, es fällt mir eben ein ..."

Der Onkel entnahm der Schublade ein Papier.

„Bring' ihr dieses Schriftstück und sag' ihr, daß ich es erst gestern und mit großer Schwierigkeit vom Gericht bekommen habe; erkläre ihr die Sache genau, du warst ja dabei, als ich mit dem Beamten sprach."

„Gut, gut! Ich werde es ihr erklären."

Alexander ergriff das Schriftstück mit beiden Händen und steckte es zu sich. Peter Iwanitsch sah ihn an.

„Was liegt dir so sehr an der Bekanntschaft? Ich finde sie uninteressant mit der Warze an der Nase."

„Eine Warze? Ich erinnere mich nicht! Haben Sie es bemerkt?"

„Im Gesicht! Wie kann man das nicht bemerken? Was willst du denn von ihr?"

„Sie ist so gut und würdig ..."

„Die Warze an der Nase hast du nicht bemerkt, dagegen hast du sehr bald erfahren, daß sie gut und würdig ist! Das ist seltsam ... Aber erlaube ... sie hat eine Tochter — die kleine Brünette. Ach so, jetzt wundere ich mich nicht mehr. Also deshalb hast du die Warze an der Nase nicht bemerkt!"

Beide lachten.

„Und ich wundere mich meinerseits, daß Sie die Warze an der Nase eher bemerkt haben als die Tochter."

„Gib mal das Schriftstück her. Du wirst da womöglich dein Gefühl mit Dampf loslassen und das Ventil zu schließen vergessen, Dummheiten anrichten und ihr, Gott weiß was sagen, statt zu erklären ..."
„Nein, Onkel, ich werde nichts anstellen. Machen Sie, was Sie wollen, das Schriftstück bleibt bei mir ..."
Damit verschwand er aus dem Zimmer. —
Bis jetzt gingen die Dinge ihren gewöhnlichen Weg. Im Amt wurde die Begabung Alexanders bemerkt, und er bekam eine ordentliche Stellung. Iwan Iwanitsch begann ihm respektvoll seine Schnupftabakdose anzubieten, in der richtigen Ahnung, daß auch er, wie so viele andere, in kürzester Zeit ihn überholen, sich ihm auf den Nacken setzen und sich zum Abteilungschef und weiter womöglich zum Vizedirektor oder gar zum Direktor hinaufschwingen wird, wie der und jener, die ebenfalls unter seiner Anleitung begonnen haben. „Und ich muß für sie arbeiten!" — pflegte er hinzuzufügen. Auch in der Redaktion der Zeitschrift wurde Alexander eine wichtige Persönlichkeit. Er befaßte sich mit der Auswahl der Übersetzungen und mit dem Verbessern fremder Aufsätze, schrieb auch selbst theoretische Aufsätze über die Landwirtschaft. Geld hatte er nach seiner Meinung mehr als er brauchen konnte, nach der Meinung des Onkels aber, noch viel zu wenig. Aber er arbeitete nicht immer des Geldes wegen. Er gab den tröstlichen Gedanken an einen anderen, höheren Beruf nicht auf. Seine jugendliche Kraft reichte für alles. Er stahl sich die Zeit vom Schlaf, vom Dienst, und schrieb Gedichte, Erzählungen, historische Skizzen und Biographien. Der Onkel tapezierte nicht mehr die Wände mit seinen Werken, sondern las sie schweigend, pfiff, oder sagte: „Ja! das ist besser als das vorige." Einige seiner Aufsätze erschienen unter fremdem Namen. Alexander

hörte mit freudigem Zittern den beifälligen Urteilen seiner Freunde zu, deren er eine Menge besaß, im Amt sowohl als in den Kaffeehäusern und im privaten Umgang. Sein nach dem von der Liebe ihm wertvollster Traum schien in Erfüllung zu gehen. Die Zukunft versprach ihm viel Glanz und Sieg; ein nicht ganz gewöhnliches Los schien ihn zu erwarten, aber plötzlich ...

Es vergingen einige Monate. Alexander wurde nirgends mehr gesehen, als wäre er verlorengegangen. Den Onkel besuchte er selten. Jener schrieb es seinen Arbeiten zu und störte ihn nicht. Aber der Redakteur der Zeitschrift beklagte sich einmal bei einer Begegnung mit Peter Iwanitsch, daß Alexander die Aufsätze zu lange bei sich behielt. Der Onkel versprach, bei der ersten Gelegenheit mit Alexander zu sprechen. Die Gelegenheit bot sich ungefähr nach drei Tagen. Alexander stürzte am Morgen wie ein Wahnsinniger zum Onkel herein. In seinem Gang und in seinen Bewegungen war eine freudige Aufregung bemerkbar.

„Guten Tag, Onkel! Ach, wie froh bin ich, Sie zu sehen!" sagte er und wollte ihn umarmen, aber jener zog sich hinter den Tisch zurück.

„Guten Tag, Alexander! Warum hast du dich so lange nicht sehen lassen?"

„Ich ... war beschäftigt, ich machte Auszüge aus den deutschen Nationalökonomen ..."

„So! Warum lügt denn der Redakteur? Er sagte mir vorgestern, daß du nichts machst — so ein Journalist! Ich werde ihm nächstens den Text lesen!"

„Nein, nein, sagen Sie ihm nichts," unterbrach Alexander, „ich habe ihm meine Arbeit noch nicht geschickt, darum hat er es gesagt."

„Aber was ist denn mit dir? Du strahlst ja! Bist du Assessor geworden, oder hast du einen Orden bekommen?“
Alexander schüttelte den Kopf.
„Geld?“
„Nein.“
„Also weshalb siehst du denn wie ein Feldherr aus? Wenn nichts Besonderes vorgefallen ist, dann stör' mich nicht. Setz' dich lieber hin und schreib an den Kaufmann Dubassow nach Moskau, daß er mir schleunigst den Rest des Geldes schicke. Lies seinen Brief durch! Wo ist er? Hier!“
Beide schwiegen und begannen zu schreiben.
„Ich bin fertig!“ sagte Alexander nach einigen Minuten.
„So flink! Du bist ein Kerl! Zeig mal her. Was ist denn das? Schreibst du an mich? ‚Sehr geehrter Herr Peter Iwanitsch!‘ Er heißt doch Timophej Nikonitsch. Und wieso Rubel in Worten? Was hast du denn?“
Peter Iwanitsch legte die Feder hin und sah den Neffen an. Dieser wurde rot.
„Bemerken Sie nichts in meinem Gesicht?“ fragte er.
„Es ist ein bißchen dumm ... Laß sehen ... Bist du verliebt?“
Alexander schwieg.
„Ist es so? Hab' ich's erraten?“
Alexander nickte zustimmend, mit feierlichem Lächeln und strahlendem Blick.
„Also das ist es! Wie hab' ich es nur nicht gleich erraten? Deshalb also hast du angefangen zu faulenzen, und darum sieht man dich nirgends! Saraiskijs und Skatschins verfolgen mich immerzu mit Fragen: Wo steckt Alexander Fedoritsch? Und er ist im siebenten Himmel!“
Peter Iwanitsch begann weiterzuschreiben.
„Nadjenka Ljubetzkaja!“ sagte Alexander.

„Ich habe nicht nach dem Namen gefragt," sagte der Onkel, „wer immer sie sei, bleibt es die gleiche Dummheit. Was für für eine Ljubetzkaja? Die mit der Warze?"

„Ach, Onkel!" unterbrach ihn Alexander ärgerlich, „was für eine Warze?"

„Direkt an der Nase. Hast du's noch immer nicht bemerkt?"

„Sie verwechseln das. Die Mutter, glaube ich, hat eine Warze an der Nase."

„Das ist gleich!"

„Das ist gleich? Nadjenka, dieser Engel! Ist das möglich, daß Sie sie nicht bemerkt haben? Sie nur einmal zu sehen und nicht zu bemerken!"

„Was ist denn an ihr Besonderes? Was ist da zu bemerken? Du sagst ja selbst, daß sie nicht einmal eine Warze hat."

„Was wollen Sie mit dieser Warze? Sündigen Sie nicht, Onkel; kann man denn behaupten, daß sie mit allen anderen äußerlichen, steifen Puppen Ähnlichkeit hat? Betrachten Sie doch nur ihr Gesicht, was für ein stiller, tiefer Gedanke auf ihm ruht! Sie ist nicht allein ein fühlendes, sondern auch ein denkendes Mädchen, eine tiefe Natur ..."

Der Onkel begann mit der Feder auf dem Papier zu kritzeln, Alexander fuhr fort:

„Sie werden in einem Gespräch mit ihr nie ein frivoles Wort oder einen Gemeinplatz hören. Was für eine helle Vernunft in ihren Gedanken leuchtet! Welch ein Feuer in den Gefühlen! Wie tief versteht sie das Leben! Sie vergiften es mit Ihrem Blick, und Nadjenka versöhnt mich mit ihm."

Alexander schwieg eine Weile und versank in Träume von Nadjenka. Dann begann er wieder.

„Und wenn sie die Augen aufschlägt, dann merken Sie

sofort, welch leidenschaftlichem und zartem Herzen sie zum Ausdruck dienen! Und die Stimme! Welcher Wohlklang, welche Wonne ist in ihr! Und wenn diese Stimme in einem Bekenntnis der Liebe ertönen wird... O, es gibt keine höhere Seligkeit auf Erden! Onkel! wie schön ist das Leben, wie bin ich glücklich!"

Tränen traten ihm in die Augen. Er stürzte sich auf den Onkel und umarmte ihn aus Leibeskräften.

„Alexander!" schrie Peter Iwanitsch von seinem Sitz aufspringend, „schließ sofort das Ventil, du hast ja den ganzen Dampf herausgelassen! Du bist ja ganz verrückt! Sieh doch bloß, was du angerichtet hast! In einem Moment genau zwei Dummheiten: meine Frisur zerdrückt und den Brief bekleckst. Ich dachte, du hättest deine alte Gewohnheit ganz aufgegeben. Schon lange warst du nicht so. Sieh dich doch um Gottes willen im Spiegel an: kann man ein dümmeres Gesicht machen? Und du bist doch nicht dumm!"

Alexander lachte: „Ich bin glücklich, Onkel!"

„Das sieht man."

„Nicht wahr? Ich weiß es, in meinem Blick leuchtet die Freude. Ich sehe auf die Menge herab, wie nur ein Held, ein Dichter, ein Verliebter herabsehen kann, glücklich in erhörter Liebe..."

„Oder wie ein Narr, oder was schlimmeres... Was soll ich jetzt mit den Briefen anfangen?"

„Erlauben Sie, ich will es ausradieren, es wird nicht zu merken sein", sagte Alexander.

Er stürzte an den Tisch und begann noch in der Erregung den Tintenfleck zu radieren und zu säubern und rieb glücklich ein Loch in den Brief. Durch das Reiben geriet der Tisch ins Wackeln und stieß dabei an die Etagere. Auf der Etagere stand eine kleine Büste von Sophokles oder Äschylus

aus italienischem Alabaster. Der würdige tragische Dichter wackelte erst dreimal auf seinem leichten Postament, stürzte dann von der Etagere herab und zerbrach in Stücke.
„Die dritte Dummheit, Alexander!“ sagte Peter Iwanitsch, die Scherben auflesend, „und diese kostet fünfzig Rubel!“
„Ich will's bezahlen, Onkel, ich will's bezahlen, aber schelten Sie nicht über meinen Ausbruch, er ist rein und edel; ich bin glücklich, glücklich! O, Gott! wie schön ist das Leben!“
Der Onkel verzog das Gesicht und schüttelte den Kopf.
„Wann wirst du klüger werden, Alexander? Wie du bloß daherredest!“
Er sah dabei mit Bedauern auf die zerbrochene Büste.
„Ich will's bezahlen!“ wiederholte er, „das würde die vierte Dummheit sein. Ich sehe, du willst mir von deinem Glück erzählen. Da ist nichts zu machen. Wenn die Onkel schon verurteilt sind, an jeder Dummheit ihrer Neffen Anteil zu nehmen, so muß es eben geschehen. Ich gebe dir eine Viertelstunde Zeit: sitz ruhig, mach' keine fünfte Dummheit, erzähle und geh' dann fort; ich habe keine Zeit. Also, du bist glücklich ... schön ... und was weiter? Erzähl' rasch.“
„Wenn es auch so ist, so lassen sich diese Sachen nicht gut erzählen“, sagte Alexander mit bescheidenem Lächeln.
„Ich habe dich gewarnt, und trotzdem fängst du mit dem gewöhnlichen Präludium an. Das bedeutet, daß deine Erzählung eine ganze Stunde dauern wird; ich habe keine Zeit; die Post wartet nicht. Ich mache dir einen Vorschlag, ich will es dir erzählen.“
„Sie mir? Das ist lustig!“
„Also höre: es ist sehr lustig! Du hast gestern deine Schöne unter vier Augen gesprochen ...“

„Woher wissen Sie das? rief Alexander hitzig, „lassen Sie mich denn beobachten?“

„Und ob! Ich halte bezahlte Spione für dich. Was fällt dir ein, zu glauben, daß ich mich so um dich sorge? Was kümmert's mich?“

Diese Worte wurden von einem eisigen Blick begleitet.

„Woher wissen Sie es aber?“ fragte Alexander, dem Onkel sich nähernd.

„Bleib um Gottes willen sitzen, tritt nicht an den Tisch heran, sonst wirst du wieder etwas zerschlagen. Es steht ja alles auf deinem Gesicht geschrieben. Ich will es ablesen. Also ihr habt euch ausgesprochen“, sagte er.

Alexander wurde rot und schwieg.

Es war offenbar, daß der Onkel wieder ins Schwarze getroffen hatte.

„Ihr habt euch, wie es gewöhnlich geschieht, beide dumm benommen“, sagte Peter Iwanitsch.

Der Neffe machte eine ungeduldige Bewegung.

„Die Sache begann, als ihr allein geblieben seid, mit etwas Belanglosem, mit einem Muster ...“ fuhr der Onkel fort, „du fragst, für wen sie das stickt? Sie antwortet: für Mama oder für die Tante und dergleichen, und dabei zittertet ihr beide wie im Fieber ...“

„So war's doch nicht. Sie haben nicht erraten. Es war kein Muster, wir waren im Garten ...“ versprach sich Alexander und schwieg.

„Also mit einer Blume meinetwegen,“ sagte Peter Iwanitsch, „vielleicht sogar mit einer gelben, — es ist gleich — was uns eben in die Augen fällt, um nur ein Gespräch daran zu knüpfen: sonst trauen sich die Worte nicht von der Zunge. Du fragtest, ob ihr die Blume gefiele; sie antwortete: ja. Warum denn? ‚So,‘ sagte sie; und beide

schwiegt ihr, weil ihr ganz was anderes sagen wolltet und das Gespräch kam nicht vom Fleck. Dann saht ihr einander an, lächeltet und wurdet rot."

„Ach, Onkel, was reden Sie da!" sagte Alexander in größter Verlegenheit.

„Nachher," fuhr der unerbittliche Onkel fort, „begannst du so nebenher davon zu sprechen, daß sich dir eine neue Welt eröffnet hat. Darauf sah sie dich plötzlich an, als wenn sie etwas unerhört Neues vernommen hätte; du, denk' ich, warst verlegen, verwirrt, dann sprachst du kaum vernehmlich, daß du jetzt erst den Wert des Lebens erkannt hättest, daß du sie ... wie heißt sie doch? Marie? — schon früher gekannt ..."

„Nadjenka ..."

„... aber nur wie durch einen Traum gesehen, die Begegnung mit ihr geahnt; daß euch die Sympathie zusammengeführt und daß du nämlich von jetzt ab deine ganzen Gedichte und deine Prosa ihr allein widmen wirst. Wie magst du da mit den Armen gearbeitet haben, stell' ich mir vor! Sicherlich hast du dabei etwas umgeschmissen oder zerschlagen."

„Onkel, Sie haben mich belauscht!" schrie außer sich Alexander.

„Jawohl, ich bin hinter dem Busch gesessen. Ich hab' ja nichts anderes zu tun, als dir nachzulaufen und allen möglichen Unsinn zu belauschen."

„Woher wissen Sie aber alles so genau?"

„Es ist nicht schwer! Seit Adam und Eva widerfährt mit geringen Unterschieden so ziemlich allen die gleiche Geschichte, und wenn man den Charakter der beteiligten Personen kennt, so kennt man auch diese Unterschiede. Das wundert dich, und du willst ein Schriftsteller sein! Jetzt wirst du drei Tage lang hopsen und tanzen, wie ein Narr

jedem um den Hals fallen, nur um Gottes willen nicht mir! Ich würde dir raten, dich für diese Zeit in deinem Zimmer einzuschließen, dort deinen ganzen Dampf herauszulassen, und alle diese Streiche mit Jewsej anzustellen, damit es niemand sieht. Nachher wirst du dich ein wenig besinnen, wirst schon mehr erreichen wollen — einen Kuß zum Beispiel ..."

„Einen Kuß von Nadjenka! O welche höchste himmlische Belohnung!" brüllte fast Alexander.

„Eine himmlische!"

„Sie denken wohl eine materielle, irdische?"

„Zweifellos; die Wirkung der Elektrizität: Verliebte gleichen zweien Leidener Flaschen; beide sind stark geladen; durch Küsse entlädt sich die Elektrizität, und wenn sie einmal sich ganz entladen hat, dann adieu, Liebe! — es folgt das Erkalten."

„Onkel ..."

„Jawohl! Was hast du dir gedacht?"

„Was für Ansichten, was für Vorstellungen!"

„Ach ja, ich hab's vergessen: bei dir müssen noch sichtbare Zeichen mitspielen! Du wirst wieder eine ganze Menge unsinnigen Zeugs nach Hause bringen, es immerzu anstarren und deine Arbeit vernachlässigen."

Alexander griff nach der Tasche.

„Wie? Hast du schon welche? Du mußt aber auch alles das tun, was Menschen tun seit Beginn der Welt!"

„Also auch dasselbe, was Sie getan haben, Onkel?"

„Ja, nur dümmer."

„Dümmer! Nennen Sie es vielleicht eine Dummheit, daß ich stärker und tiefer liebe als Sie, Gefühle nicht verspotte, nicht scherze und kalt mit ihnen spiele wie Sie ... und von den heiligen Geheimnissen die Hüllen nicht herunterreiße ..."

„Du wirst so lieben wie alle anderen, weder tiefer noch stärker; wirst auch die Hüllen von den Geheimnissen herunterreißen ... nur wirst du an die Ewigkeit und Unwandelbarkeit der Liebe glauben und an nichts anderes denken. Und das ist eben dümmer: du schaffst dir dadurch mehr Kummer, als du hättest, wenn er von selbst käme."

„O, es ist furchtbar, was Sie da sagen, Onkel! Wie oft habe ich es mir versprochen, vor Ihnen zu verheimlichen, was in meinem Herzen vorgeht!"

„Warum hast du es nicht gehalten? Kommst hereingestürzt, störst mich ..."

„Sie sind ja der einzige Mensch, der mir nahesteht. Mit wem sollte ich sonst den Überschwang der Gefühle teilen? Und Sie stecken ohne Erbarmen Ihr anatomisches Messer in die heimlichsten Windungen meines Herzens."

„Ich tue es nicht zu meinem Vergnügen, du selbst hast mich um Rat gebeten. Wie oft habe ich dich vor Dummheiten gewarnt!"

„Nein, Onkel, lieber will ich in Ihren Augen ewig dumm erscheinen, aber mit solchen Vorstellungen vom Leben und von den Menschen kann ich nicht existieren. Das ist schmerzlich, traurig! Dann brauche ich das Leben nicht, so will ich's nicht, hören Sie, so will ich's nicht."

„Ich höre! Aber was soll ich tun? Ich kann es dir doch nicht nehmen?"

„Und das!" rief Alexander, „Und trotz Ihrer Prophezeiungen werde ich glücklich sein und ewig und unwandelbar lieben!"

„Ach, hör' auf! Ich ahne, daß du noch eine ganze Menge Sachen bei mir zerschlagen wirst; aber das wäre das Schlimmste nicht; lassen wir nur Liebe Liebe sein; niemand hindert dich; ich hab' es nicht eingeführt, daß man sich in

deinem Alter besonders eingehend mit der Liebe befassen muß. Aber andererseits darf die Arbeit nicht darunter leiden; laß die Liebe Liebe und die Arbeit Arbeit sein ..."
„Aber ich mache ja Auszüge aus den deutschen ..."
„Laß doch! Du machst keine Auszüge, du ergibst dich der süßen Wonne, und der Redakteur wird dir kündigen."
„Meinetwegen! Ich leide keine Not. Kann ich denn jetzt an den verächtlichen Mammon denken, wenn ..."
„So bau dir doch eine Hütte in den Bergen, iß Brot und Wasser und singe:

Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein zärtlich liebend Paar.

Aber wenn du keinen verächtlichen Mammon mehr haben wirst, so bitte mich nicht darum. Von mir bekommst du keinen."
„Ich habe, scheint mir, Sie nicht oft beunruhigt."
„Bis jetzt, Gott sei Dank, nicht, aber es kann kommen, wenn du die Arbeit aufgibst. In der Liebe braucht man Geld, allerlei überflüssigen Tand und sonst mancherlei ... Ach, diese Liebe mit zwanzig Jahren! Wie erbärmlich! Taugt nichts!"
„Welche taugt denn? Die mit vierzig?"
„Ich weiß nicht, wie die Liebe mit vierzig Jahren ist, sondern mit neununddreißig ..."
„Wie Ihre?"
„Vielleicht wie meine."
„Das heißt, wie gar keine!"
„Woher weißt du denn das?"
„Können Sie denn überhaupt lieben?"
„Warum nicht? Bin ich denn kein Mann, oder achtzig Jahre alt? Nur daß ich, wenn ich liebe, vernünftig liebe, mich in der Gewalt habe und nichts zerschmeiße."

„Vernünftige Liebe! Eine herrliche Liebe, die sich in der Gewalt hat!" bemerkte Alexander spöttisch, „Welche sich keinen Augenblick vergißt ..."
„Die wilde tierische Liebe vergißt sich, aber die menschliche muß sich in der Gewalt haben; sonst ist sie eben nicht Liebe ..."
„Sondern?"
„Nun, eine Gemeinheit, wie du es nennen würdest ..."
„Sie ... lieben?" fragte Alexander, den Onkel ungläubig betrachtend, und lachte.
Peter Iwanitsch schrieb schweigend weiter.
„Wen denn, Onkel?" fragte Alexander weiter.
„Du möchtest es wissen?"
„Ja."
„Meine Braut."
„Braut!" konnte Alexander kaum hervorbringen, indem er vom Sitz aufsprang und vor den Onkel trat.
„Nicht zu nah, nicht zu nah, Alexander, schließ das Ventil!" rief der Onkel, als er bemerkte, was für große Augen sein Neffe machte, und schob die kleinen Gegenstände auf seinem Tisch, Büsten, Figuren, Uhr und Tintenfaß, näher zu sich heran.
„Sie heiraten also?" fragte Alexander mit dem gleichen Staunen.
„Gewiß!"
„Und Sie sind so ruhig? Sie schreiben Briefe nach Moskau, sprechen von nebensächlichen Dingen, fahren in die Fabrik und räsonieren so höllisch kalt über die Liebe?"
„Höllisch kalt? Das ist neu! Man sagt doch höllisch heiß. Aber warum siehst du mich so wild an?"
„Sie heiraten?"
„Was ist denn Erstaunliches daran?" fragte Peter Iwanitsch, die Feder hinlegend.

„Sie können noch fragen? Sie wollen heiraten und sagen mir kein Wort davon!"
„Verzeih, ich vergaß, dich um Erlaubnis zu bitten."
„Nicht um Erlaubnis zu bitten, Onkel, sondern ich mußte es wissen. Mein leiblicher Onkel heiratet, und ich weiß nichts davon; mir sagen Sie's nicht einmal!"
„Ich hab's doch gesagt."
„Sie haben es gesagt, weil es ins Gespräch paßte."
„Ich bemühe mich, alles zur passenden Zeit zu tun."
„Nein, daß Sie nicht mir zu allererst Ihre Freude mitgeteilt haben!... Sie wissen doch, wie ich Sie liebe, und wie ich daran teilnehme!"
„Ich liebe nichts zu teilen, und beim Heiraten schon gar nicht."
„Wissen Sie, Onkel..." sagte Alexander lebhaft, „vielleicht... ein, nein, ich kann's doch nicht vor Ihnen verheimlichen... Ich bin nun so... ich will Ihnen alles sagen..."
„Nein, Alexander, ich habe keine Zeit; wenn es eine neue Geschichte ist, kannst du sie nicht bis morgen verschieben?"
„Ich will nur sagen, daß auch ich vielleicht diesem Glück nahe bin..."
„Wie?" fragte Peter Iwanitsch, leicht die Ohren spitzend, „das ist sehr spannend..."
„Aha! Spannend? So werde ich Sie ein bißchen quälen, ich sag's nicht."
Peter Iwanitsch nahm gleichgültig ein Kuvert, steckte den Brief hinein und begann ihn zu versiegeln.
„Auch ich werde mich vielleicht verheiraten!" flüsterte Alexander dem Onkel ins Ohr.
Peter Iwanitsch unterbrach das Siegeln und sah ihn sehr ernst an.

„Schließ das Ventil, Alexander!"
„Sie scherzen, Onkel, und ich rede gar nicht im Scherz. Ich werde meine Mutter um Erlaubnis bitten ..."
„Du willst heiraten?"
„Warum denn nicht?"
„In deinem Alter?"
„Ich bin dreiundzwanzig Jahre alt."
„Höchste Zeit! In diesem Alter heiraten nur Bauern, wenn sie eine Arbeiterin im Hause brauchen."
„Aber wenn ich ein Mädchen liebe und die Möglichkeit da ist, sie zu heiraten, soll ich es nach Ihrer Meinung nicht tun dürfen? ..."
„Ich rate dir überhaupt ab, eine Frau zu heiraten, in die du verliebt bist."
„Wie? Das ist etwas neues! Das hab' ich nie gehört!"
„Du hast noch vieles nicht gehört."
„Ich dachte immer, daß es keine Ehe ohne Liebe geben darf."
„Die Ehe ist eine Sache für sich und die Liebe eine Sache für sich."
„Wie soll man aber heiraten? ... Aus Berechnung?"
„Nicht aus Berechnung, sondern mit Überlegung. Diese Überlegung darf allerdings nicht das Geld allein in Betracht ziehen. Der Mann ist so beschaffen, daß er in Gemeinschaft mit einer Frau leben muß. Wenn du aus Überlegung zu heiraten dich entschließest, dann wirst du unter den Frauen suchen, wählen ..."
„Suchen, wählen!" wiederholte Alexander verwundert.
„Ja, wählen. Darum rate ich dir ab, zu heiraten, wenn du verliebt bist. Daß die Liebe vergeht, ist doch bereits ein Gemeinplatz."
„Das ist die größte Lüge und Verleumdung!"

„Nun ja, jetzt ist es unmöglich, dich zu überzeugen; mit der Zeit wirst du es selbst einsehen, und jetzt merk' dir nur meine Worte: die Liebe vergeht, wiederhole ich, und die Frau, die für dich das Bild der Vollkommenheit war, wird dir dann vielleicht sehr unvollkommen erscheinen, aber dann wird es zu spät sein. Die Liebe verschleiert den Mangel an Eigenschaften, die für eine gute Ehefrau nötig sind. Wenn du aber wählen kannst, dann bist du imstande, kaltblütig zu überlegen, ob diese oder jene Frau die Eigenschaften besitzt, die du dir wünschest. Darin hauptsächlich besteht die Überlegung. Und wenn du eine solche Frau gefunden hast, wird sie dir immer gefallen, weil sie deinen Wünschen entspricht. Daraus werden zwischen dir und ihr nahe Beziehungen entstehen, welche nachher zur ..."

„Liebe werden? ..." fragte Alexander.

„Ja, zur Gewohnheit."

„Heiraten ohne ... die Poesie der Liebe, ohne Leidenschaft, überlegen wie und wozu! ..."

„Und du möchtest heiraten, ohne zu überlegen, ohne dich zu fragen, wozu? Genau so, wie du nicht gefragt hast, wozu du hierhergereist bist."

„Sie heiraten also aus Berechnung?" fragte Alexander.

„Mit Überlegung", bemerkte Peter Iwanitsch.

„Das ist einerlei."

„Nein! Aus Berechnung heißt, des Geldes wegen heiraten, das ist gemein; aber eine Heirat ohne Überlegung ist dumm ... Und du darfst überhaupt noch nicht heiraten."

„Wann soll ich denn heiraten? Wenn ich alt geworden bin? Was brauche ich unsinnigen Beispielen zu folgen."

„Darunter auch dem meinigen? Danke!"

„Ich spreche nicht von Ihnen, Onkel, sondern im allgemeinen. Wenn man einmal von einer Hochzeit hört und

hingeht, sie anzusehen — was sieht man da? Man sieht ein herrliches, zartes Wesen, fast noch ein Kind, welches noch die zauberische Berührung der Liebe erwartet, um sich in eine üppige Blume zu entfalten, das plötzlich der Kinderfrau, den Puppen, den Kinderspielen, den Tänzen entrissen, und Gott sei gedankt, wenn es nur diesen Dingen entrissen wird; denn meistens fragt man nicht einmal nach ihrem Herzen, das vielleicht nicht mehr ihr gehört. Man schmückt sie mit Schleier, Spitzen, Blumen, und ungeachtet ihrer Tränen und ihrer Blässe, schleppt man sie, wie ein Opfer, und stellt sie — neben wen? — neben einen bejahrten, meistens häßlichen Menschen, der den Glanz der Jugend schon verloren hat. Er wirft ihr entweder Blicke voll beleidigender Wünsche zu, oder betrachtet sie kalt vom Kopf bis zu den Zehen und denkt bei sich: du bist schön, aber hast Schrullen im Kopf: Liebe und Rosen. Ich werde dir diese Verrücktheit schon austreiben. Das sind Dummheiten: bei mir darfst du nicht seufzen und träumen, sondern mußt dich anständig benehmen. Oder was noch schlimmer ist, er träumt von ihrem Gut. Der jüngste unter ihnen ist dreißig Jahre alt. Meistens ist er kahlköpfig, aber mit einem Bändchen im Knopfloch oder gar mit einem Stern geschmückt. Und ihr wird gesagt: das ist der Mann, dem all die Schätze deiner Jugend verfallen sind, ihm gehört das erste Pochen deines Herzens, das Geständnis, deine keuschen Zärtlichkeiten und dein ganzes Leben. Um sie herum drängen sich in Menge alle, die an Jugend und Schönheit ihrer wert, denen eigentlich der Platz neben der Braut gehören müßte. Sie verzehren das arme Opfer mit Blicken, als wenn sie sagen wollten: wenn wir unsere Frische und unsere Gesundheit erschöpft haben, wenn wir kahlköpfig geworden sind, dann werden auch wir heiraten.

und auch uns wird eine solche üppige Blume zufallen ... Schrecklich!"

„Du sprichst wild und nicht schön, Alexander!" sagte Peter Iwanitsch. „Du schreibst schon zwei Jahre über Dünger, über Kartoffeln und über sonstige ernsthafte Gegenstände in einem ernsten, gesetzten Stil und sprichst noch immer wild. Überlaß dich um Gottes willen nicht der Ekstase, oder wenn diese Verrücktheit über dich kommt, so schweig doch wenigstens, laß sie vorübergehen; denn du sagst und tust dabei nichts Gescheites."

„Wie denn, Onkel? Wird der Gedanke des Dichters nicht in der Ekstase geboren?"

„Ich weiß nicht, wie er geboren wird, ich weiß nur, daß er ganz fertig aus dem Kopf kommt, das heißt, durch Nachdenken ausgearbeitet. Nur dann ist er gut ... Nun, und wie denkst du, mit wem sollte man diese herrlichen Wesen verheiraten?" begann Peter Iwanitsch nach einer kurzen Pause.

„Mit denen, die sie lieben, die noch nicht den Glanz der Jugend und Schönheit verloren, bei denen noch im Kopf und im Herzen überall die Anwesenheit des Lebens sichtbar ist, in den Augen das Leuchten nicht erloschen, die Röte nicht verglüht, die Frische nicht verlorengegangen, das Zeichen der Gesundheit; mit solchen, die die schöne Freundin nicht mit zittriger Hand den Pfad des Lebens führen, sondern ihr zum Geschenk ein Herz voll Liebe darbringen, ein Herz, fähig ihre Gefühle zu verstehen und zu teilen, wenn die Rechte der Natur ..."

„Genug! Das heißt, mit solchen, wie du. Ja, wenn wir in der Wüste wohnen würden, so aber, versuch' mal, einen solchen Prachtkerl wie dich zu verheiraten, was käme dabei Gescheites heraus? Im ersten Jahr wird er vor Glück

verrückt sein und dann anfangen, hinter die Kulissen zu schauen, oder seiner Frau die eigene Kammerzofe zur Rivalin zu machen, weil ja die Rechte der Natur, von denen du redest, Veränderung, Abwechslung fordern. Eine schöne Ordnung! Und dann wird die Frau, welche die Scherze des Mannes bemerkt, plötzlich eine Vorliebe für Militärmützen, Toiletten und Maskenbälle fassen und dir Hörner aufsetzen ... Ohne Geld wird's noch schlimmer! Ich habe nichts zu beißen, heißt es zur Entschuldigung."

Peter Iwanitsch schnitt eine saure Grimasse:

„Ich bin verheiratet," fuhr er fort, „habe drei Kinder, helfen Sie mir, ich bin arm ... Arm, wie abscheulich! Nun, ich hoffe, du wirst weder in die eine, noch in die andere Kategorie hineingeraten."

„Ich werde in die Kategorie der glücklichen Männer geraten, und Nadjenka in die der glücklichen Frauen. Ich will nicht heiraten, wie die meisten, nach dem Motto: die Jugend ist vorbei, die Einsamkeit langweilig, also laßt uns heiraten! Ich bin nicht so."

„Du phantasierst, mein Lieber!"

„Warum?"

„Weil du ein Mensch bist wie die anderen auch, und die anderen kenne ich genau. Sag' mir doch, warum willst du heiraten?"

„Warum? Nadjenka — meine Frau —!" schrie Alexander außer sich und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Nun, siehst du — du weißt es selbst nicht ..."

„Ah, mir vergeht der Atem schon beim Gedanken daran. Sie wissen nicht, wie ich sie liebe. Ich liebe sie, wie noch nie jemand geliebt, mit der ganzen Kraft meiner Seele. Ihr gehört mein Alles ..."

„Lieber schimpfe schon, oder umarme mich, wenn es durch-

aus sein muß, als daß du diese dümmste der Phrasen wiederholst! Wie kannst du das über die Lippen bringen: wie noch nie jemand geliebt!"
Peter Iwanitsch zuckte die Achseln.
„Halten Sie es nicht für möglich?"
„Übrigens, in der Tat, wenn ich dich so sehe, denk' ich, daß es sogar möglich ist: dümmer hat wohl noch keiner geliebt."
„Sie aber sagt, daß wir ein Jahr warten sollen, daß wir zu jung sind und uns prüfen müssen... Ein ganzes Jahr... und dann..."
„Ein Jahr! Ah! Warum hast du es nicht längst gesagt?" unterbrach ihn Peter Iwanitsch, „Das hat sie vorgeschlagen? Wie klug sie ist! Wie alt ist sie denn?"
„Achtzehn Jahre."
„Und du bist dreiundzwanzig: nun, mein Junge, sie ist dreiundzwanzigmal klüger als du. Wie ich sehe, versteht sie es; mit dir wird sie spielen, kokettieren, lustig die Zeit verbringen und dann... Unter diesen kleinen Mädchen gibt's doch ganz gerissene. Nun, also du wirst nicht heiraten. Ich dachte, du willst es möglichst bald deichseln und heimlich. In deinem Alter ist eine solche Dummheit sehr rasch geschehen, so daß man keine Zeit hat, sie zu verhindern; aber in einem Jahr! Bis dahin wird sie dich hintergangen haben."
„Hintergehen, kokettieren! Kleines Mädchen! Sie, Nadjenka! Pfui, Onkel! Mit wem haben Sie Ihr ganzes Leben gelebt, wen haben Sie geliebt, daß Sie solche Gesinnungen hegen?"
„Ich habe mit Menschen gelebt, ein Weib geliebt..."
„Sie und betrügen! Dieser Engel! Diese leibhaftige Treuherzigkeit! Ein Weib, wie Gott es vielleicht zum erstenmal in aller Reinheit und Glorie erschaffen..."

„Und doch ein Weib, und wird dich wahrscheinlich hinter-gehen!"

„Nach alledem wären Sie imstande, zu sagen, daß auch ich untreu werden könnte?"

„Ja. Mit der Zeit auch du."

„Ich!... Von denen, die sie nicht kennen, denken Sie meinetwegen, was Ihnen beliebt, aber ich? — Ist es nicht sündhaft, mich einer solchen Gemeinheit zu verdächtigen? Was bin ich denn in Ihren Augen?"

„Ein Mensch."

„Nicht alle sind gleich. So wissen Sie denn, daß ich im Ernst und aus tiefster Überzeugung ihr das Versprechen gegeben habe, sie das ganze Leben zu lieben. Ich bin bereit, es mit einem Schwur zu befestigen..."

„Schön, schön!... Ein anständiger Mensch zweifelt nicht an der Aufrichtigkeit seiner Schwüre vor einer Frau, aber er hintergeht sie dann doch; oder er erkaltet, ohne selbst zu wissen, wie. Es geschieht nicht mit Willen, und ist auch keine Gemeinheit; denn niemand hat Schuld daran. Die Natur erlaubt es nicht, ewig zu lieben. Und die, welche an ewige, unwandelbare Liebe glauben, handeln nicht anders als die, welche nicht daran glauben. Sie bemerken es nur nicht, wollen es nicht wahr haben, oder stellen sich an, als wären sie darüber erhaben — Engel und keine Menschen — Unsinn!"

„Wie kommt es aber, daß es Liebespaare und Eheleute gibt, die einander ewig lieben und das ganze Leben zusammenleben?"

„Ewig! Wer nur zwei Wochen liebt, der ist leichtsinnig, aber wenn es zwei oder drei Jahre sind, dann heißt es gleich: ewig! Überlege, wie die Liebe beschaffen ist, und du wirst selbst einsehen, daß sie nicht ewig ist. Das Lebhafte,

Heftige und Fieberhafte dieses Gefühls gestattet ihm nicht, von Dauer zu sein. Manche Verliebte und Ehegatten bleiben das ganze Leben zusammen, das stimmt! Aber lieben sie einander immer? Verbindet sie immer das ursprüngliche Gefühl? Suchen sie sich noch in jedem Augenblick und können sich aneinander nicht satt sehen? Wohin verschwinden schließlich alle diese kleinen Gefälligkeiten, die unaufhörliche Aufmerksamkeit, der Drang, beisammen zu sein, die Tränen, die Begeisterung, alle die Dummheiten von früher? Die Kälte und Unliebenswürdigkeit der Ehemänner ist sprichwörtlich. Die Liebe hätte sich in Freundschaft verwandelt, behaupten sie wichtig; sie ist also keine Liebe mehr! Freundschaft? Den Mann und die Frau verbinden gemeinsame Interessen, Umstände, das gleiche Schicksal — und so leben sie zusammen; und wenn das nicht der Fall ist, gehen sie auseinander und lieben andere, — der eine früher, der andere später. Das nennt man dann Verrat. Und wenn man zusammenbleibt, geschieht es schließlich aus Gewohnheit, die — ich will es dir ins Ohr sagen — stärker ist als alle Liebe; nicht umsonst wird sie die zweite Natur genannt. Sonst würden ja die Menschen das ganze Leben nicht aufhören, in der Trennung oder nach dem Tode des geliebten Wesens sich zu quälen. Und sie trösten sich doch. Und trotzdem wird ohne Überlegung: ewig, ewig geleiert!"

„Warum aber fürchten Sie für sich nicht? Ihre Braut muß Sie demnach auch betrügen?"

„Ich glaube nicht."

„Wie eingebildet!"

„Das ist keine Einbildung, sondern das Resultat der Überlegung."

„Schon wieder Überlegung!"

„Ja, Überlegung!"

„Und wenn sie einen anderen liebt?"

„Man darf es nicht dahin kommen lassen. Wenn's aber doch passieren sollte, kann man es geschickt abkühlen."

„Kann man das? Liegt das in Ihrer Gewalt ...?"

„Durchaus."

„So könnten es ja alle betrogenen Männer tun," sagte Alexander, „wenn es ein solches Mittel gäbe?"

„Nicht alle Männer sind gleich. Die einen sind gegen ihre Frauen ganz gleichgültig, kümmern sich nicht um das, was um sie vorgeht und wollen nichts bemerken; die anderen möchten es wohl aus Eitelkeit, aber sie taugen nicht, sie verstehen nicht, die Sache anzupacken."

„Was würden Sie tun?"

„Das ist mein Geheimnis; dir läßt sich's jedenfalls nicht beibringen: du bist im Fieber."

„Ich bin jetzt glücklich und danke Gott, und will auch nicht wissen, was kommen kann."

„Die erste Hälfte deines Satzes ist so klug, daß sie auch ein Nichtverliebter hätte sagen können. Sie zeigt die Fähigkeit, die Gegenwart zu genießen; aber die zweite Hälfte, verzeihe mir, taugt ganz und gar nicht. Ich will nicht wissen, was noch kommen kann, das heißt, ich will nicht daran denken, was gestern war und was heute ist; ich werde weder überlegen, noch nachdenken, werde mich auf das eine nicht vorbereiten und vor dem anderen mich nicht in acht nehmen! Bedenke, was das bedeutet."

„Und wie sollte es nach Ihrer Meinung sein? Wenn der Augenblick der Seligkeit kommt, ein Vergrößerungsglas nehmen und untersuchen."

„Im Gegenteil, ein Verkleinerungsglas, um vor Freude

nicht ganz verrückt zu werden, und um sich nicht jedem um den Hals zu werfen."

„Und den Moment der Trauer auch mit dem Verkleinerungsglas ansehen?"

„Nein, die Trauer mit dem Vergrößerungsglas! Eine Unannehmlichkeit ist leichter zu ertragen, wenn man sie zweimal so groß wähnt, als sie ist."

„Wozu?" erwiderte Alexander mit Verdruß, „Wozu soll ich denn zuerst jede Freude durch kaltes Nachdenken töten, ohne sie auszukosten, denken: sie wird mich verraten, es nimmt ein Ende! Wozu mich im Voraus vom Kummer quälen lassen, bevor er wirklich da ist?"

„Dafür aber, wenn er kommt," unterbrach der Onkel, „überlegt man, wie er damals bei mir und ein anderes Mal bei einem anderen vergangen ist, und der Kummer vergeht! Ich hoffe, es ist nicht schlecht, und es lohnt sich, es zu beachten: man quält sich dann nicht mehr, wenn man die Wandelbarkeit aller Möglichkeiten des Lebens durchschaut hat; man wird so kaltblütig und ruhig, wie eben ein Mensch sein kann."

„Also darin liegt das Geheimnis Ihrer Ruhe", sagte Alexander nachdenklich.

Peter Iwanitsch schrieb und schwieg.

„Aber was ist das für ein Leben?" begann Alexander, „Niemals sich vergessen, immer nur denken und denken!... Nein, ich fühle, daß es nicht richtig ist. Ich will ohne Ihre kalte Analyse leben, ohne nachzudenken, ob mich in Zukunft Mißgeschick und Gefahr erwartet oder nicht — gleichviel! Warum im voraus daran denken und sich vergiften?"

„Ich sagte doch warum, und du bleibst bei deinem. Zwinge mich nicht, dir gegenüber einen beleidigenden Vergleich an-

zuwenden. — Wozu? fragst du; damit es dir, wenn du die Gefahr, das Unglück voraussiehst, leichter wird, ihm zu begegnen oder es zu ertragen; du brauchst dann weder verrückt zu werden, noch in den Tod zu gehen. Kommt aber die Freude, dann wirst du nicht springen und Büsten zerschlagen. Ist es dir jetzt klar? Man sagt dir, da ist eine Voraussetzung, zieh daraus den Schluß, und du schüttelst den Kopf, schließest die Augen wie vor einem Popanz und lebst weiter, wie ein Kind. Deiner Meinung nach muß man einen Tag nach dem anderen leben, wie es gerade fällt, auf der Schwelle der Hütte sitzen, das Leben nach den Diners, Tänzen, nach Liebe und unwandelbarer Freundschaft messen! Ihr wollt stets das goldene Zeitalter! Ich habe dir schon einmal gesagt, daß man mit deinen Ideen sehr gut auf dem Lande mit einer Frau und einem halben Dutzend Kinder leben kann, hier aber muß man arbeiten; dazu muß man unablässig denken und wissen, was man gestern getan, was man heute tut, um zu wissen, was morgen zu tun ist, das heißt, man muß sich und seine Tätigkeit ununterbrochen kontrollieren. Damit kann man etwas Tüchtiges erreichen, sonst aber ... Aber was ist mit dir darüber zu reden! Du bist jetzt im Taumel. Ach, es ist bald ein Uhr! Kein Wort mehr, Alexander! Geh, ich will nichts mehr hören. Morgen kannst du bei mir essen, es wird noch jemand dasein."

„Ihre Freunde?"

„Ja ... Konjew, Smirnow, Feodorow, — du kennst sie, und vielleicht noch jemand ..."

„Konjew, Smirnow, Feodorow! Das sind ja dieselben Menschen, mit denen Sie immer zu tun haben."

„Nun ja: lauter nützliche Menschen."

„Also das sind Ihre Freunde! In der Tat habe ich noch

nicht gesehen, daß Sie jemand mit besonderem Wohlwollen empfangen hätten."

„Ich habe dir schon öfters gesagt, daß ich die Menschen Freunde nenne, mit denen ich oft zusammen bin, die mir entweder nützen oder Vergnügen bereiten. Ich bitte dich, wozu denn unnütz Freunde füttern?"

„Und ich dachte, Sie wollen vor der Hochzeit von Ihren wahren Freunden, die Sie herzlich lieben, bei einem weingefüllten Pokal Abschied nehmen, Sie wollen mit ihnen zum letztenmal der Jugend gedenken und sie bei der Trennung ans Herz drücken."

„Sieh da, in fünf Worten hast du alles beisammen, was es im Leben entweder nicht gibt oder nicht geben sollte. Deine Tante würde dir vor Begeisterung um den Hals fallen! In der Tat, da gibt's wahre Freunde, während es sonst nur Freunde gibt, Pokale, während man Wein aus gewöhnlichen Gläsern trinkt, und Umarmungen bei der Trennung, wo es gar keine Trennung gibt. Ach, Alexander!"

„Und es tut Ihnen gar nicht leid, sich von diesen Freunden zu trennen oder sie seltener zu sehen?"

„Nein! Ich habe mich niemals mit jemand in solchem Grade befreundet, um das zu bedauern, und ich rate dir das gleiche."

„Aber vielleicht sind Ihre Freunde anders? Vielleicht tut es ihnen leid, in Ihnen einen guten Kameraden und Gesellschafter zu verlieren?"

„Das ist nicht meine Sache, sondern ihre. Ich habe öfters solche Kameraden verloren, und bin nicht daran zugrunde gegangen. Also kommst du morgen?"

„Morgen ... bin ich ..."

„Wie?"

„Aufs Land eingeladen."

„Gewiß bei Ljubetzkijs."

„Ja!"

„So! Nun wie du willst. Denk' an die Arbeit, Alexander, sonst werde ich dem Redakteur sagen, womit du dich befaßt."

„Ach Onkel, wie können Sie bloß! Ich werde die Auszüge aus den deutschen Nationalökonomen bald beendigen."

„Fange doch lieber erst an. Gib acht, denke daran: um verächtlichen Mammon darfst du mich nicht bitten, sobald du dich der süßen Wonne ganz ergeben hast."





Viertes Kapitel

Das Leben Alexanders hatte sich nun in zwei Hälften geteilt. Der Morgen war dem Dienst gewidmet. Er stöberte in verstaubten Akten, überlegte Dinge, die ihn gar nichts angingen, berechnete auf dem Papier ihm nicht gehörende Millionen. Aber zwischendurch versagte der Kopf, für andere zu denken, die Feder entfiel ihm, und es überwältigte ihn jene süße Wonne, über die Peter Iwanitsch sich so ärgerte.

Dann lehnte sich Alexander in den Stuhl zurück und floh in Gedanken an jene wohlige Stätte, wo es weder Papier noch Tinte, weder merkwürdige Gesichter noch Uniformen gab, sondern wo Ruhe, Zärtlichkeit und Kühle herrschte, wo in einem vornehm eingerichteten Salon Blumen dufteten, ein Klavier ertönte, ein Papagei im Käfig herumhüpfte, und im Garten Birken und Fliederbüsche ihre Zweige wiegten. Und die Königin alles dessen war sie...

Alexander war am Morgen, während er im Departement saß, unsichtbar und in Gedanken auf einer der Inseln, wo die Sommerwohnung der Ljubetzkijs sich befand, am Abend aber in eigener Person. Werfen wir einen neugierigen Blick auf seine Seligkeit.

Es war an einem jener seltenen heißen Tage in Petersburg. Die Sonne belebte die Fluren und ließ die Petersburger Straßen aussterben. Ihre Strahlen machte die Granitmassen glühen, deren Ausstrahlung die Menschen verbrannte. Die Leute gingen langsam mit hängenden Köpfen, und die Hunde liefen mit ausgestreckter Zunge. Die Stadt glich einer Stadt im Märchen, in der alles wie auf einen Wink erstarrt war. Keine Wagen rasselten auf dem Pflaster; die herabgelassenen Markisen bedeckten die Fenster wie gesenkte Augenlider; der Asphalt glänzte wie Parkett; es war zu heiß, um auf die Straße zu gehen. Überall war es langweilig und schläfrig.

Der Fußgänger suchte Schatten, sich den Schweiß von der Stirne trocknend. Eine Droschke mit sechs Fahrgästen schleppte sich langsam zur Stadt hinaus, kaum etwas Staub aufwirbelnd. Um vier Uhr traten die Beamten aus den Amtsgebäuden heraus und schlichen sich still nach Hause.

Alexander sprang heraus, als wenn im Hause die Decken eingestürzt wären, und sah auf die Uhr. Es war zu spät, um noch zum Essen hinauszukommen. Er lief ins Restaurant. — „Was gibt's heute? Rasch!" — „Soupe julienne und à la reine, Sauce à la provençale, à la maître d'hôtel;, Braten, Pute, Wild, Omelette souflée." — „Nun, Soupe à la provençale, sauce julienne und Braten souflée, nur rasch!"

Der Kellner sah ihn an. — „Nun, worauf warten Sie?" fragte Alexander ungeduldig.

Der Kellner stürzte hinaus und brachte, was ihm gerade einfiel. Adujew war sehr zufrieden. Ohne den vierten Gang abzuwarten, lief er auf den Njewakai. Dort erwartete ihn ein Boot mit zwei Ruderern.

In einer Stunde erblickte er den verheißungsvollen Winkel,

richtete sich im Boot auf und lenkte den Blick in die Ferne. Zuerst umwölkten sich seine Augen vor Angst und Unruhe, die in Zweifel übergingen. Dann erhellte sich das Gesicht vom Licht der Freude wie von Sonnenstrahlen. Er unterschied am Gitter des Gartens das bekannte Kleid; jetzt hatte man ihn bemerkt und winkte mit dem Tuch. Man wartete auf ihn, vielleicht schon lange. Ihm brannten die Sohlen vor Ungeduld.

„Ach, wenn man doch zu Fuß übers Wasser laufen könnte!" dachte Alexander, „es wird doch sonst allerlei Unsinn erfunden, nur nicht so was." —

Die Bootsleute bewegten die Ruder langsam und gemessen, wie eine Maschine. Der Schweiß troff von ihren sonnverbrannten Gesichtern. Es kümmerte sie gar nicht, daß Alexander das Herz in der Brust zappelte, daß er, ohne die Augen von dem einen Punkt abzuwenden, in Entrücktheit bald den einen und bald den anderen Fuß über den Rand des Bootes streckte; sie aber schienen das gar nicht zu bemerken und ruderten gleichmäßig weiter, von Zeit zu Zeit sich das Gesicht mit dem Ärmel abtrocknend.

„Schneller!" sagte er, „einen halben Rubel Trinkgeld!"

Wie sie zu arbeiten begannen, wie sie von ihren Plätzen aufsprangen! Wo blieb ihre Müdigkeit? Woher kam die Kraft? Die Ruder schwebten nur so über dem Wasser, das Boot mit jedem Ruck um einen Faden vorwärts stoßend. Noch zehn Ruderschläge, und der Kiel machte einen Bogen, das Boot kam graziös heran und neigte sich zum Ufer. Alexander und Nadjenka lächelten sich von der Ferne zu und wandten kein Auge voneinander. Adujew trat mit einem Fuß ins Wasser, statt ans Ufer. Nadjenka lachte.

„Langsamer, gnädiger Herr, warten Sie, ich werde Ihnen

die Hand reichen", sagte einer der Bootsleute, als Alexander schon am Ufer war.
„Wartet hier auf mich", rief ihnen Adujew zu und lief zu Nadjenka.
Sie lächelte ihm aus der Ferne zu. Ihre Brust hob und senkte sich mit jeder Bewegung des Bootes.
„Nadjeschda Alexandrowna!" rief Adujew, atemlos vor Freude.
„Alexander Fedoritsch!" antwortete sie.
Unwillkürlich stürzten sie zueinander, hielten aber inne, sahen sich lächelnd mit feuchten Augen an und konnten nichts sagen. So vergingen einige Minuten.
Man konnte Peter Iwanitsch entschuldigen, daß er Nadjenka beim ersten Zusammentreffen nicht bemerkt hatte. Sie war keine Schönheit und fesselte nicht auf den ersten Blick.
Aber wer aufmerksam ihre Züge betrachtete, der konnte die Augen von ihr nicht bald abwenden. Ihr Gesicht blieb selten zwei Minuten lang ruhig. Allerlei Gedanken und Empfindungen ihrer äußerst eindrucksfähigen und reizbaren Seele wechselten fortwährend ab, und die Schatten dieser Empfindungen flossen in ein wunderbares Spiel zusammen und gaben dem Gesicht einen neuen, unerwarteten Ausdruck. Die Augen, zum Beispiel, konnten plötzlich wie ein Blitz versengend aufleuchten, um sich sofort unter den langen Wimpern zu verstecken; das Gesicht wurde dann leblos und starr, und man glaubte, eine Statue vor sich zu haben. Wenn man dann ein neues Aufblitzen erwartete, so kam es wieder anders: die Augenlider hoben sich still, langsam, und ein sanftes Leuchten erhellte sie, wie das Leuchten des langsam aus den Wolken hervorschwebenden Mondes. Das Herz mußte auf einen solchen Blick un-

bedingt mit leichtem Pochen antworten. Von ihren Bewegungen galt dasselbe. Es war viel Grazie in ihnen, aber nicht die Grazie einer Sylphe. Es lag in ihnen viel Wildes, Hingerissenes, was die Natur jedem ursprünglich mitgibt, die Kultur aber bis auf die letzten Spuren zu tilgen pflegt, statt es nur zu mildern. Diese Spuren kamen in Nadjenkas Bewegungen sehr deutlich zum Vorschein. Sie konnte manchmal in einer malerischen Stellung sitzen, und diese graziöse Stellung wurde dann von einer ebenso bezaubernden heftigen Bewegung abgelöst. Im Gespräch dieselben Kontraste: einmal ein richtiges Urteil, ein andermal Verträumtheit, bald ein unerbittliches Verurteilen, bald wieder ein kindlicher Streich oder feine Verstellungskunst. Alles deutete auf einen feurigen Geist und auf ein eigensinniges, aber unbeständiges Herz. Nicht Alexander allein hätte den Kopf verloren, nur Peter Iwanitsch vielleicht würde ruhig geblieben sein; aber von der Art gibt es wenige.

„Sie haben mich erwartet! Mein Gott, wie bin ich glücklich!" sagte Alexander.

„Ich? erwartet? ich denke nicht daran!" antwortete Nadjenka kopfschüttelnd, „Sie wissen, ich bin immer im Garten."

„Sind Sie böse?" fragte er schüchtern.

„Weshalb? Welcher Einfall!"

„Nun so geben Sie mir die Hand."

Sie reichte ihm die Hand, kaum aber daß er sie berührte, entriß sie sie ihm, und ihr Gesicht verwandelte sich. Das Lächeln verschwand und an seiner Stelle erschien ein dem Verdruß ähnlicher Ausdruck.

„Was ist das, Sie trinken Milch?" fragte er.

Nadjenka hatte eine Tasse Milch und Zwieback in der Hand.

„Ich esse zu Mittag“, antwortete sie.
„Um sechs essen Sie zu Mittag? Und nur Milch?“
„Ihnen kommt es nach Ihrem opulenten Diner beim Onkel natürlich seltsam vor, aber wir sind hier auf dem Lande und leben bescheidener.“
Sie biß mit den Vorderzähnen ein Stückchen Zwieback ab und trank die Milch dazu, wobei sie mit den Lippen eine allerliebste Grimasse schnitt.
„Ich habe nicht beim Onkel gegessen, ich habe noch gestern abgesagt“, antwortete Adujew.
„Wie unaufrichtig Sie sind! Wie kann man so lügen! Wo waren Sie denn bis jetzt?“
„Ich war bis vier Uhr im Amt.“
„Und jetzt ist's sechs. Lügen Sie nicht, gestehen Sie, Sie haben sich vom guten Essen, von einer angenehmen Gesellschaft verlocken lassen? Haben Sie sich sehr gut unterhalten?“
„Mein Ehrenwort, ich war nicht beim Onkel...“ begann Alexander sich mit Eifer zu rechtfertigen, „könnte ich denn sonst jetzt schon bei Ihnen sein?“
„Ah! Ihnen scheint es also zu früh? Sie hätten am Ende erst in zwei Stunden kommen können!“ sagte Nadjenka, wandte sich mit einer flinken Pirouette von ihm ab und ging den Weg dem Hause zu, von Alexander gefolgt.
„Gehen Sie, gehen Sie“, sprach sie, ihn mit der Hand abwehrend, „ich kann Sie nicht sehen.“
„Genug Unsinn zu machen, Nadjeschda Alexandrowna!“
„Ich mache keinen Unsinn. Sagen Sie, wo Sie bis jetzt waren.“
„Um vier Uhr kam ich aus dem Amt“, begann Alexander, „eine Stunde fuhr ich hierher...“
„Also war es dann fünf und jetzt ist es sechs. Wo haben

Sie noch eine Stunde verbracht? Sehen Sie, wie Sie lügen!"
„Ich habe im Restaurant rasch etwas gegessen."
„Rasch! nur eine Stunde!" sagte sie. „Ach, Sie Ärmster! Sie sind gewiß hungrig. Möchten Sie etwas Milch haben?"
„O geben Sie, geben Sie mir diese Tasse ...!" rief Alexander und streckte die Hand aus.
Sie aber blieb plötzlich stehen, drehte die Tasse mit dem Boden nach oben, und ohne Alexander zu beachten, sah sie neugierig zu, wie die letzten Tropfen aus der Tasse in den Sand rannen.
„Sie sind grausam!" sagte er, „warum quälen Sie mich?"
„Sehen Sie, sehen Sie, Alexander Fedoritsch", unterbrach ihn Nadjenka, plötzlich in ihre Beschäftigung vertieft, „werde ich mit dem Tropfen den kleinen Käfer treffen, der hier auf dem Weg kriecht? Getroffen! der Ärmste! Er wird sterben!" rief sie; dann hob sie das Käferlein auf, legte es auf die Hand und begann darauf zu hauchen.
„Wie Sie sich für den Käfer interessieren!" sagte er verdrießlich.
„Der Ärmste! Sehen Sie hin, er wird sterben!" sprach Nadjenka traurig, „was hab' ich getan!"
Sie trug einige Zeit den Käfer auf der Hand, und als er sich zu bewegen und auf der Hand herumzukriechen anfing, fuhr sie auf, warf ihn schnell auf die Erde, zertrat ihn mit dem Fuß und rief: „Abscheulicher Käfer!"
„Also, wo waren Sie denn?" fragte sie dann gleichmütig.
„Ich habe es ja gesagt."
„Ach ja, beim Onkel! Waren viele Gäste da? Wurde Champagner getrunken? Ich kann den Champagner von hier riechen."

„Aber nein doch, ich war nicht beim Onkel!" unterbrach sie Alexander verzweifelt, „wer hat es Ihnen gesagt?"
„Sie selbst haben es ja gesagt!"
„Aber das Diner beginnt ja erst jetzt. Sie kennen solche Diners nicht, das ist doch nicht in einer Stunde zu Ende!"
„Sie haben zwei Stunden diniert — die fünfte und die sechste."
„Und wann bin ich hierhergefahren?"
Sie antwortete nicht, sprang nur leicht in die Höhe und brach einen Akazienzweig ab, dann lief sie den Gartenweg weiter.
Adujew hinter ihr her.
„Wohin gehen Sie denn?"
„Wohin? Das ist herrlich! Zur Mama."
„Wozu? Wir stören vielleicht!"
„Nein, durchaus nicht."
Maria Michailowna, die Mutter Nadjeschda Alexandrownas, war eine jener guten und nicht eben schlauen Mütter, die alles herrlich finden, was ihre Kinder tun. Sie läßt, zum Beispiel, den Wagen einspannen.
„Wohin denn, Mamachen?" fragt Nadjenka.
„Wir wollen spazierenfahren, das Wetter ist so schön", sagt die Mutter.
„Wir können doch nicht, Alexander Fedoritsch wollte kommen."
Und der Wagen wird ausgespannt.
Ein andermal setzt sich Maria Michailowna hin, um an ihrem nie fertig werdenden Schal zu stricken, seufzt, schnupft und klappert mit den Stricknadeln, oder sie vertieft sich in die Lektüre eines französischen Romans.

„Mama, warum ziehen Sie sich nicht an?“ fragt Nadjenka streng.
„Wohin wollen wir?“
„Wir wollen doch spazierengehen.“
„Spazieren?“
„Ja. Alexander Fedoritsch kommt uns abholen. Und Sie haben es schon wieder vergessen!
„Ich wußte es gar nicht.“
„Wie kann man das nicht wissen!“ sagt Nadjenka unzufrieden.
Die Mutter verläßt dann Schal und Buch und geht sich anziehen.
So genoß Nadjenka die vollkommenste Freiheit, verfügte über sich und die Mutter, über ihre eigene Zeit und Beschäftigung nach ihrem Belieben. Übrigens war sie eine gute, zärtliche Tochter, man kann nicht sagen eine gehorsame, denn nicht sie, sondern die Mutter mußte gehorchen; dafür kann man aber sagen, daß sie eine gehorsame Mutter hatte.
„Gehen Sie doch zur Mama“, sagte Nadjenka, als sie an die Tür des Salons kamen.
„Und Sie?“
„Ich komme nachher.“
„Nun, so komme ich auch nachher.“
„Nein, gehen Sie voraus.“
Alexander ging hinein und kehrte sofort auf den Zehen zurück.
„Sie schläft im Sessel“, sagte er flüsternd.
„Tut nichts. Kommen Sie. Maman, maman!“
„Ah!“
„Alexander Fedoritsch ist da.“
„Ah!“

„Herr Adujew will Sie begrüßen.“
„Ah!“
„Sehen Sie, wie fest sie schläft. Wecken Sie sie nicht!“ versuchte Alexander sie zurückzuhalten.
„Nein, ich werde sie wecken. Maman!“
„A-h!“
„Erwachen Sie doch! Alexander Fedoritsch ist hier.“
„Wo ist Alexander Fedoritsch?“ sprach Maria Michailowna, ihn gerade ansehend und sich die Haube, die sich ganz verschoben hatte, zurechtrückend. „Ach, Sie sind es, Alexander Fedoritsch! Willkommen! Und ich bin so gesessen und bin eingeschlafen, ich weiß selber nicht wie. Es kommt wohl ein Gewitter. Mir beginnt auch der Fußballen zu schmerzen, es wird gewiß regnen. Ich schlummere und träume, daß Ignatij Gäste meldet, ich verstehe nur nicht, wen. Ich höre, er sagt immerzu, sie sind gekommen, und ich verstehe nicht wer. Da rief mich Nadjenka, und ich bin sofort erwacht. Ich habe einen leisen Schlaf; wenn die Tür nur leicht geht, hab' ich schon die Augen auf. Setzen Sie sich, Alexander Fedoritsch, wie geht's Ihnen?“
„Danke ergebenst.“
„Ist Peter Iwanitsch wohl?“
„Gott sei dank.“
„Warum besucht er uns nie? Ich habe erst gestern gedacht: wenn er einmal kommen würde, denk' ich, aber nein, — er ist gewiß beschäftigt.“
„Ja, sehr beschäftigt.“
„Und auch Sie waren seit zwei Tagen nicht zu sehen!“ fuhr Maria Michailowna fort. „Neulich erwache ich, frage, was macht Nadjenka. ‚Sie schläft noch,‘ sagt man... ‚Nun, laß sie schlafen,‘ sag' ich, sie ist den ganzen Tag im Freien — im Garten, das Wetter ist schön, sie wird müde.

In ihrem Alter schläft man fest, nicht so wie in meinem. Eine solche Schlaflosigkeit habe ich manchmal, glauben Sie mir, daß man darüber traurig werden könnte; ob das von den Nerven kommt, ich weiß es nicht. Da bringt man mir Kaffee — ich trinke ihn immer im Bett —, ich trinke und denke: was bedeutet es, daß Alexander Fedoritsch sich nicht sehen läßt? Ist er auch wohl? Dann stehe ich auf, sehe, die Uhr ist schon elf — ich bitte Sie, die Dienstboten sagen es einem nicht einmal! Ich komme zu Nadjenka, sie ist noch nicht wach. Ich wecke sie: ‚Schon Zeit, Liebe' sag' ich, ‚die Uhr ist bald zwölf, was ist mit dir?' Ich bin doch den ganzen Tag hinter ihr her, wie eine Kinderfrau. Die Gouvernante habe ich absichtlich entlassen, um keine Fremden um sie zu haben. Vertraue sie Fremden an, und sie machen noch Gott weiß was! Nein! ich befasse mich selbst mit ihrer Erziehung, passe streng auf, lasse sie keinen Schritt von mir, und ich kann sagen, daß Nadjenka das fühlt; sie erlaubt sich keinen heimlichen Gedanken. Ich durchschaue sie ganz. Da kam der Koch, ich sprach mit ihm hin und her; dann las ich ‚Memoires du diable' . . . Ach was für ein angenehmer Autor dieser Soullié ist! Wie nett er beschreibt. Dann kam unsere Nachbarin Maria Jwanowna mit ihrem Mann heran; so bemerkte ich nicht, wie der Morgen verging, ich sehe, es ist vier Uhr und Zeit zu essen! . . . Ach ja, warum sind Sie denn nicht zum Mittagessen gekommen? Wir warteten auf Sie bis fünf Uhr."

„Bis fünf!" sagte Alexander, „ich konnte durchaus nicht. Ich war durch den Dienst aufgehalten. Ich bitte Sie, auf mich nie länger als bis vier Uhr zu warten."

„Ich hab's auch gesagt, aber Nadjenka bestand darauf: warten wir und warten wir."

„Ich? Ach, maman, was Sie da sagen! Hab' ich denn

nicht gesagt: ‚Es ist Zeit zu essen, Maman‘, und Sie sagten: ‚Nein, wir müssen warten. Alexander Fedoritsch war lange nicht da, er kommt gewiß zum Essen.‘“

„Sehen Sie, sehen Sie nur!“ sagte Maria Michailowna kopfschüttelnd, „ach, welche Unverschämtheit! Ihre eigenen Worte legt sie mir in den Mund!“

Nadjenka wandte sich ab, ging zu den Blumen und begann den Papagei zu reizen.

„Ich sage: ‚Wie kann jetzt Alexander Fedoritsch kommen‘“, fuhr Maria Michailowna fort, ‚es ist schon halb fünf.‘ ‚Nein‘, sagt sie, ‚wir müssen warten, Maman, er wird bestimmt kommen!‘ Ich sehe, es ist dreiviertel: ‚Wie du willst, Nadjenka,‘ sage ich, ‚Alexander Fedoritsch ist gewiß eingeladen, er kommt nicht, ich habe Hunger.‘ ‚Nein‘, sagt sie, ‚warten wir noch, bitte, bis fünf.‘ So hat sie mich ausgehungert. Ist es nicht wahr, meine Gnädigste?“

„Poppchen, Poppchen“, hörte man hinter den Blumen, „wo hast du heute zu Mittag gegessen? Beim Onkel?“

„Was, hast dich versteckt?“ sagte die Mutter, „es scheint, du schämst dich, Gottes Welt in die Augen zu sehen!“

„Ganz und gar nicht“, sagte Nadjenka, aus den Blumen heraustretend, und setzte sich ans Fenster.

„Und blieb dabei und kam nicht zu Tisch!“ fuhr Maria Michailowna fort. „Sie erbat sich eine Tasse Milch, ging in den Garten und hat wirklich nicht zu Mittag gegessen. Wie? ... Sieh mir doch in die Augen, meine Gnädigste?“

Alexander wurde starr bei dieser Erzählung. Er sah Nadjenka an, aber sie wandte ihm den Rücken und zerzupfte ein Efeublatt.

„Nadjeschda Alexandrowna!“ sagte er, „bin ich wirklich so glücklich, daß Sie an mich dachten?“

„Kommen Sie mir nicht zu nahe!“ schrie sie, ärgerlich, daß

ihre Heimlichkeiten aufgedeckt wurden. „Mama spaßt und Sie sind sofort bereit, es zu glauben!"

„Wo sind nun die Beeren, die du für Alexander Fedoritsch vorbereitet hast?" fragte die Mutter.

„Beeren?"

„Ja, Beeren!"

„Sie haben Sie doch bei Tisch gegessen", antwortete Nadjenka.

„Ich? Komm zu dir! Du hast sie ja versteckt und mir nichts davon gegeben. ‚Wenn Alexander Fedoritsch kommt', sagte sie, ‚bekommen Sie auch.' Was sagen Sie dazu?"

Alexander sah Nadjenka zärtlich und verschmitzt an. Sie wurde rot.

„Sie hat sie selbst geputzt", fügte die Mutter hinzu.

„Was Sie nicht alles zusammendichten, maman! Ich habe zwei, drei Beeren geputzt, und die hab' ich auch selbst gegessen; das andere hat Wassilissa gemacht."

„Glauben Sie ihr nicht, Alexander Fedoritsch! Wassilissa ist seit heute früh in der Stadt. Wozu es verheimlichen? Alexander Fedoritsch ist es gewiß angenehm, daß du sie selbst geputzt hast und nicht Wassilissa."

Nadjenka lächelte, dann verschwand sie in den Blumen und erschien mit einem Teller voll Beeren. Sie streckte Adujew die Hand mit dem Teller entgegen. Er küßte die Hand und empfing die Beeren wie einen Marschallstab.

„Sie sind's nicht wert! Mich so lange warten zu lassen!" sprach Nadjenka, „ich bin zwei Stunden am Gitter gestanden! Denken Sie, da fährt jemand, ich denk', Sie wären es und winke mit dem Tuch. Plötzlich sind es Fremde, irgendein Offizier, und auch er winkt zurück, welche Keckheit!"

Abends kamen und gingen Gäste. Es dämmerte. Lubetzkijs und Adujew blieben wieder zu dritt. Allmählich löste sich auch dieses Trio auf. Nadjenka ging in den Garten. Es begann ein nicht recht zusammengehendes Duett zwischen Maria Michailowna und Alexander Fedoritsch; lange schwatzte sie über das, was sie gestern und heute getan hatte, und was sie morgen tun würde. Quälende Langeweile und Unruhe bemächtigten sich seiner. Der Tag sank, und er konnte Nadjenka noch kein Wort unter vier Augen sagen. Der Koch erlöste ihn; dieser Wohltäter kam, um zu fragen, was zum Abendessen zu machen sei, und Adujew verging der Atem vor Ungeduld, noch stärker als vorhin im Boot. Kaum begann man von Koteletts und dicker Milch zu sprechen, als Alexander sich geschickt zu drücken versuchte. Was für Manöver brauchte er, um sich vom Sessel Maria Michailownas zu entfernen! Erst trat er ans Fenster und sah auf den Hof, wobei ihm die Sohlen nur so brannten, durch die offene Tür zu entschlüpfen. Dann ging er langsam, kaum an sich haltend, um nicht hinauszustürzen, zum Klavier hinüber, schlug einige Töne an, nahm mit fiebernder Hand einige Notenblätter vom Ständer herunter, sah hinein und legte sie wieder hin; er hatte noch gerade genug Beherrschung, um an Blumen zu riechen und den Papagei aufzuwecken. Hier aber erreichte seine Ungeduld den Gipfel: die Tür war schon ganz in der Nähe, aber es war unschicklich, so wegzulaufen, man mußte noch zwei Minuten stehenbleiben und dann wie zufällig hinausgehen. Der Koch aber machte schon zwei Schritte zurück, noch ein Wort und er geht, und dann muß sich Maria Michailowna unvermeidlich wieder an ihn wenden. Alexander hielt es nicht aus und schlüpfte wie eine Schlange zur Tür hinaus. Die Treppe hinunterspringend ohne die Stufen zu zählen,

war er mit einigen Schritten am Ende der Allee, am Ufer, neben Nadjenka.

„Endlich haben Sie sich meiner erinnert!" sagte sie, diesmal mit einem sanften Vorwurf.

„Ach, was habe ich für Qual ausgestanden", antwortete Alexander, „und Sie haben mir nicht geholfen!"

Nadjenka zeigte ihm ein Buch.

„Damit hätte ich Sie herausgerufen, wenn Sie in einer Minute nicht gekommen wären", sagte sie.

„Setzen Sie sich, jetzt wird Mama nicht mehr kommen: sie fürchtet die Feuchtigkeit. Ich habe Ihnen so viel, so viel zu sagen ... ach!"

„Und ich auch ... ach!"

Sie sagten aber gar nichts oder fast gar nichts, was sie nicht schon früher zehnmal einander gesagt hätten. Es war immer das Gleiche: Träume, Himmel, Sterne, Sympathie, Glück. Das Gespräch wurde mehr mit Blicken, Lächeln und Zwischenrufen geführt. Das Buch lag im Gras.

Die Nacht kam ... Was für eine Nacht! Gibt es denn im Sommer in Petersburg überhaupt Nächte? Das ist keine Nacht ... Man müßte einen neuen Namen erfinden, um diese Art Dämmerung zu bezeichnen. Alles ringsum war still. Die Njewa schien zu schlafen; nur zuweilen plätscherte sie wie im Traum leise ans Ufer und schwieg. Dann kam irgendwoher ein spätes Lüftchen, streifte über das verschlafene Wasser, konnte es aber nicht erwecken, kräuselte nur leicht die Oberfläche und wehte Nadjenka und Alexander kühl an, oder brachte ihnen den Ton eines fernen Liedes herüber; und wieder war alles still. Wieder war die Njewa unbeweglich, wie ein Schlafender, der bei einem leichten Geräusch die Augen öffnet und sie wieder schließt; der Schlaf hat seine traumschweren Lider noch fester ge-

schlossen. Dann ertönte es von der Brücke her wie ein fernes Donnern — darauf das Gebell eines Kettenhundes vom nächstgelegenen Fischerhaus, und wieder schwieg alles. Die Bäume bildeten eine dunkle Wölbung und bewegten geräuschlos und kaum sichtbar die Zweige. In den Sommervillen längs der Ufer blinkten die Lichter.
Schwebt etwas besonderes in dieser lauen Luft, weht geheimnisvoll über Bäume, Blumen, Gräser, und überflutet die Seele mit unaussprechlicher Wonne? Warum werden in ihr dann andere Gedanken, andere Gefühle geboren als im Gewühl unter den Menschen? Welch eine Umgebung für die Liebe ist dieser Schlaf der Natur, diese Dämmerung, diese schweigsamen Bäume, diese duftenden Blumen und diese Einsamkeit! Wie gewaltig alles die Vernunft zum Träumen stimmt, das Herz zu jenen seltenen Empfindungen, die im gewöhnlichen, geordneten und strengen Leben als nutzlose, unangebrachte und lächerliche Abweichungen erscheinen ... nutzlose, während die Seele doch einzig in solchen Augenblicken, dunkel die Möglichkeit des Glückes ahnt, die man sonst so eifrig sucht und nicht findet.
Alexander und Nadjenka traten an den Fluß und lehnten sich an das Gitter. Nadjenka blickte lange und versonnen auf die Njewa, in die Ferne, Alexander auf Nadjenka. Ihre Seelen waren übervoll von Glück, ihre Herzen zitterten süß und bange zugleich, aber die Zungen schwiegen.
Da berührte Alexander sie leise. Still wehrte sie seinen Arm mit dem Ellenbogen ab. Er berührte sie noch einmal, sie wehrte wieder, die Augen auf die Njewa geheftet. Zum drittenmal wehrte sie ihm nicht mehr.
Er ergriff ihre Hand — auch die Hand entzog sie ihm nicht — er drückte sie. Sie erwiderte den Druck. So standen sie schweigend, aber was fühlten sie alles!

„Nadjenka!“ sagte er leise.
Sie schwieg.
Alexander neigte sich mit stockendem Herzen zu ihr. Sie fühlte den heißen Atem auf ihrer Wange, fuhr zusammen, wandte sich um und — trat nicht in edlem Zorn zurück, schrie nicht auf! — Sie war nicht imstande, sich zu verstellen und zu fliehen. Der Zauber der Liebe zwang die Vernunft zum Schweigen, und als Alexander seine Lippen auf die ihrigen drückte, erwiderte sie den Kuß, wenn auch schwach und kaum fühlbar.
„Unanständig!“ werden die strengen Mütter sagen, „allein im Garten, ohne Mutter, einen jungen Mann zu küssen!“ Was ist zu tun? Es ist unanständig, aber sie erwiderte den Kuß.
„O, wie der Mensch glücklich sein kann!“ sagte Alexander vor sich, neigte sich wieder zu ihren Lippen und verharrte so einige Sekunden.
Sie stand blaß und regungslos, auf den Wimpern schimmerten Tränen, die Brust atmete schwer und heftig.
„Wie ein Traum!“ flüsterte Alexander.
Plötzlich erwachte Nadjenka, der Moment der Selbstvergessenheit war vorbei.
„Was fällt Ihnen ein? Sie vergessen sich!“ sagte sie plötzlich und entfernte sich einige Schritte. „Ich werde es Mama sagen!“
Alexander fiel aus den Wolken.
„Nadjeschda Alexandrowna! zerstören Sie meine Seligkeit nicht“, begann er vorwurfsvoll, „seien Sie doch nicht denen ähnlich . . .“
Sie sah ihn an und lachte plötzlich laut und fröhlich auf, trat wieder zu ihm, stellte sich ans Gitter und lehnte vertrauensvoll Arm und Kopf an seine Schulter.

„Also lieben Sie mich sehr?" fragte sie, die Träne trocknend, die ihr auf die Wange fiel.
Alexander machte eine unaussprechliche Bewegung mit den Schultern. Sein Gesicht sah sehr dumm aus, wie Peter Iwanitsch gesagt hätte, und was auch zutreffend wäre. Aber wieviel Glück lag in diesem dummen Ausdruck!
Sie blickten wie vorhin schweigend aufs Wasser, auf den Himmel und in die Ferne, als wenn zwischen ihnen nichts vorgefallen wäre. Nur hatten sie Angst, einander anzusehen; endlich sahen sie sich an, lächelten und wandten sich sofort wieder ab.
„Gibt es denn wirklich Unglück in der Welt?" sagte Nadjenka nach kurzem Schweigen.
„Man sagt, es gibt ..." antwortete Adujew sinnend, „aber ich glaube nicht daran."
„Was kann man Unglück nennen? ..."
„Mein Onkel meint: Armut."
„Armut! Als wenn Arme nicht dasselbe fühlen, was wir jetzt? Dann sind sie doch nicht mehr arm."
„Der Onkel sagt, daß die Armen an anderes zu denken haben — sie müssen essen, trinken ..."
„Pfui! Essen! Ihr Onkel sagt die Unwahrheit. Man kann auch ohne das glücklich sein. Ich habe heute nicht zu Mittag gegessen, und wie glücklich bin ich!"
Er lachte.
„Ja, für diesen Augenblick würde ich den Armen alles, alles weggeben!" fuhr Nadjenka fort, „die Armen sollen nur kommen. Ach, warum kann ich nicht alle mit irgend etwas trösten und erfreuen?"
„Engel! Engel!" rief Alexander begeistert.
„Ach, Sie drücken zu sehr!" unterbrach Nadjenka stirnrunzelnd und entzog ihm die Hand.

Aber er ergriff sie wieder und bedeckte sie mit heißen Küssen.

„Wie werde ich beten," fuhr sie fort, „heute, morgen, immer, für diesen Abend! Wie bin ich glücklich! Und Sie?"

Plötzlich wurde sie nachdenklich. In ihren Augen blitzte Unruhe auf.

„Wissen Sie," sagte sie, „man sagt, was einmal war, wiederholt sich nie mehr! Folglich wird auch dieser Augenblick sich nicht mehr wiederholen."

„O nein!" antwortete Alexander, „das ist nicht wahr, er wird sich wiederholen. Es werden noch schönere Augenblicke kommen. Ja, ich fühle es!..."

Sie schüttelte ungläubig den Kopf. Ihm kamen plötzlich die Lehren des Onkels in Erinnerung, und er hielt inne.

„Nein!" sprach er zu sich selbst, „nein, das kann nicht sein! Der Onkel kannte solches Glück nicht, darum ist er so streng und mißtrauisch. Der Arme! Mich dauert sein kaltes, nüchternes Herz, denn es hat die Trunkenheit der Liebe nicht gekannt, daher diese Bitterkeit gegen das Leben. Gott verzeihe ihm! Wenn er meine Seligkeit sähe, würde auch er sie nicht stören, sie nicht mit unreinem Zweifel beleidigen. Er dauert mich..."

„Nein, Nadjenka, nein! wir werden glücklich sein," fuhr er laut fort, „sieh dich um, scheint nicht alles sich unserer Liebe zu freuen? Gott selbst hat sie gesegnet. Wie fröhlich werden wir Hand in Hand durchs Leben wandern! Wie werden wir stolz und groß durch unsere gegenseitige Liebe sein."

„Ach, hören Sie auf zu prophezeien!" unterbrach sie ihn, „mir wird angst, wenn Sie so reden. Mir ist auch jetzt so traurig..."

„Was sollen wir denn fürchten? Darf man sich selbst nicht trauen?“

„Man darf nicht, man darf nicht“, sprach sie kopfschüttelnd.

Er sah sie an und versank in Nachdenken.

„Warum?“ fragte er nach einer Weile. „Wer will uns übel? Wer in dieser Welt kümmert sich um uns? Wir wollen immer allein sein, uns von den anderen zurückziehen; was gehen sie uns an? und wen gehen wir an? Man wird sich unserer nicht mehr erinnern, man wird uns vergessen, keine Nachrichten von ihrem Leid werden uns stören, so wie jetzt kein Laut diese feierliche Stille stört ...“

„Nadjenka! Alexander Fedoritsch!“ ertönte es plötzlich von der Veranda, „wo seid ihr?“

„Hören Sie!“ sagte Nadjenka in prophetischem Ton, „das ist ein Wink des Schicksals, dieser Moment wird sich nicht wiederholen — ich fühle es ...“

Sie ergriff seine Hand, drückte sie, sah ihn seltsam und traurig an und stürzte in die dunkle Allee. Er blieb allein, in Nachdenken versunken.

„Alexander Fedoritsch!“ ertönte es wieder von der Veranda, „die dicke Milch ist schon längst auf dem Tisch.“

Er zuckte mit den Achseln und ging in das Zimmer hinein.

„Nach einem Augenblick unaussprechlicher Seligkeit — die dicke Milch!“ sagte er zu Nadjenka. „Ist nicht alles so im Leben!“

„Wenn es nichts Schlimmeres wäre,“ antwortete sie vergnügt, „dicke Milch ist etwas sehr Gutes, besonders für jemand, der nicht zu Mittag gegessen hat.“

Das Glück beseelte sie. Ihre Wangen glühten, die Augen leuchteten in ungewöhnlichem Glanz. Wie sie sorgsam wirtschaftete, wie sie fröhlich plauderte! Kein Schatten mehr

der schnell vorübergehuschten Trauer: die Freude hatte sie verschlungen.

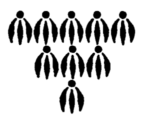
Das Morgenrot umspannte schon den halben Himmel, als Adujew ins Boot stieg. Die Ruderer spuckten in die Hände in Erwartung der Belohnung und begannen wie vorhin auf ihren Plätzen zu hüpfen, aus aller Kraft mit den Rudern arbeitend.

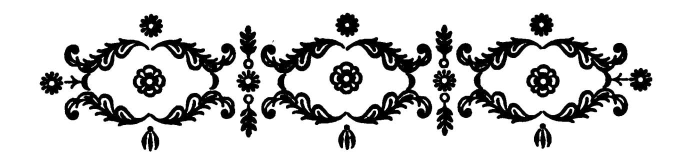
„Langsamer!" sagte Alexander, „es gibt noch einen halben Rubel Trinkgeld!"

Sie sahen erst ihn, dann einander an. Der eine kratzte sich die Brust, der andere den Rücken, und sie begannen leicht die Ruder zu bewegen, kaum das Wasser berührend. Das Boot glitt vorwärts wie ein Schwan.

„Und der Onkel will mir einreden, daß das Glück eine Chimäre sei, daß man ohne Einschränkungen an nichts glauben dürfe, daß das Leben ... der Gewissenlose! Warum wollte er mich so grausam betrügen? Nein, dies ist das Leben! So habe ich es mir vorgestellt, so muß es sein, so ist es und so wird es sein! Sonst ist es kein Leben!"

Ein frisches Morgenlüftchen wehte aus dem Norden. Alexander erschauerte leicht von der Kühle und von der Erinnerung berührt, dann gähnte er, wickelte sich in den Mantel und versank in Träume ...





Fünftes Kapitel

Adujew hatte den Höhepunkt seines Glückes erreicht. Er hatte nichts mehr zu wünschen. Der Dienst, die Arbeit für die Zeitschrift, alles war vernachlässigt, vergessen. Er war schon bei einer Beförderung übergangen worden und bemerkte es erst, als der Onkel ihn darauf aufmerksam machte. Peter Iwanitsch drang in ihn, die „Dummheiten" aufzugeben, aber beim Worte „Dummheiten" zuckte Alexander mit den Achseln, lächelte nur mitleidig und schwieg. Der Onkel, der die Zwecklosigkeit seiner Vorhaltungen empfand, zuckte mit den Achseln, lächelte mitleidig und schwieg ebenfalls. Er sagte nur: „Wie du willst, es ist deine Sache, gib nur acht und bitte mich nie um verächtlichen Mammon."

„Fürchten Sie nichts, Onkel," erwiderte darauf Alexander, „es ist gewiß schlimm, wenn man kein Geld hat, aber ich brauche nicht viel und habe genug."

„Nun, so gratuliere ich dir!" sagte Peter Iwanitsch.

Alexander mied ihn sichtlich. Er hatte jedes Vertrauen zu seinen traurigen Weissagungen verloren und fürchtete seine kalte Anschauung über die Liebe im allgemeinen und die beleidigenden Anspielungen auf seine Beziehungen zu Nadjenka im besonderen.

Es war ihm unerträglich, zu hören, wie der Onkel seine Liebe einfach nach Gesetzen, die für alle gelten sollten, zerlegte, und diese höhren, nach seiner Meinung, heiligen Gefühle profanierte. Darum verbarg er vor ihm seine Freuden, seine Hoffnungen auf ein rosiges Glück, in dem Gefühl, daß bei jeder Berührung mit seiner Skepsis, die Rosen in Staub zerfallen oder sich in Schmutz verwandeln würden. Und der Onkel seinerseits mied ihn, weil er dachte: der Kerl ist faul und verlumpt, wird mich bald um Geld angehen und mir unbequem werden.

Im Gang, im Blick, im ganzen Benehmen Alexanders lag etwas Feierliches, Geheimnisvolles. Er benahm sich unter Menschen, wie ein reicher Kapitalist auf der Börse den kleinen Händlern gegenüber: bescheiden, würdevoll, als wollte er sagen: „Armselige! Wer von euch besitzt solche Schätze wie ich? Wer kann so fühlen? Wessen mächtige Seele ... usw."

Er war überzeugt, daß er allein auf der ganzen Welt so liebte und so geliebt ward.

Übrigens mied er nicht nur den Onkel, sondern auch die Menge, wie er sich ausdrückte. Er huldigte entweder seiner Gottheit oder saß allein zu Hause in seinem Arbeitszimmer, sich an seiner Seligkeit berauschend, sie analysierend und in die kleinsten Atome zerlegend. Er nannte das: eine besondere Welt schaffen, und schuf sich in seiner Einsamkeit wirklich eine Welt aus dem Nichts, und lebte mehr in ihr als in der Wirklichkeit. Ins Amt kam er selten und ungern, den Dienst bezeichnete er als eine bittere Notwendigkeit, ein notwendiges Übel oder als traurige Prosa. Er hatte überhaupt viele Variationen über dieses Thema. Den Redakteur und seine Bekannten besuchte er nicht mehr.

Die Zwiesprache mit seinem eigenen Ich war für ihn die höchste Seligkeit. „Nur in der Einsamkeit mit sich allein" — schrieb er in irgendeiner Erzählung — „sieht der Mensch sich selbst wie in einem Spiegel; nur dann lernt er an die menschliche Größe und Würde glauben. Wie schön ist er in der Zwiesprache mit seinen seelischen Kräften! Wie ein Führer mustert er sie streng, verteilt sie nach einem überlegten Plan, sprengt ihnen voran, arbeitet und schafft! Wie armselig ist dagegen, wer es nicht versteht und das Alleinsein mit sich fürchtet, wer vor sich selbst flieht und überall Gesellschaft sucht, fremde Vernunft und fremden Geist!" Man hätte glauben können, daß da ein tiefer Denker neue Gesetze der Weltordnung oder des menschlichen Daseins entdeckte, aber es war nur ein Verliebter!

Da sitzt er in einem Voltaire-Sessel, ein Blatt Papier vor sich, auf dem einige Verse entworfen sind. Er beugt sich über das Blatt, macht eine Korrektur, oder fügt einige neue Verse hinzu, oder er wirft sich in den Sessel zurück und versinkt in Nachdenken. Auf den Lippen schwebt ein Lächeln; man sieht, daß sie eben aus der vollen Schale des Glückes getrunken haben. Die Augen schließen sich entweder schmachtend, wie bei einer schlummernden Katze, oder leuchten vom Feuer der inneren Erregung auf.

Ringsum ist es still. Nur von fern her, von der großen Straße, hört man das Dröhnen der Equipagen, und Jewsej, müde vom Stiefelputzen, beginnt manchmal zu sich selbst zu sprechen.

„Nur nicht vergessen: Gestern habe ich im Laden für einen Heller Essig genommen und für zehn Kopeken Sauerkohl, morgen muß man zurückgeben, sonst wird der Krämer womöglich ein andermal nicht mehr borgen — der Hund! Brot wiegen sie pfundweise, wie in der Hungersnot; so

eine Schande! Ach Gott, wie bin ich müde! Nur noch diesen Stiefel, dann geh' ich schlafen. In Gratschi schlafen sie alle schon längst, nicht wie hier! Wann wird der liebe Gott mir ein Wiedersehen bescheren!"
Hier seufzte er laut, hauchte auf den Stiefel und begann ihn mit der Bürste zu bearbeiten. Er hielt diese Beschäftigung für seine wichtigste und fast einzige Pflicht, und die Fähigkeit, Stiefel zu putzen, war für ihn der Maßstab für die Würde eines Dieners und eines Menschen überhaupt. Er selbst putzte sie mit Leidenschaft.
„Hör' auf, Jewsej! Du störst mich mit deinen Dummheiten an der Arbeit."
„Dummheiten," brummte Jewsej vor sich hin, „es sind keine Dummheiten. Du treibst Dummheiten, aber ich arbeite. Sieh einer, wie er die Stiefel beschmutzt hat, kaum sauber zu kriegen sind sie."
Er stellte den Stiefel auf den Tisch und sah liebevoll in den spiegelnden Glanz des Leders.
„Versuch' mal einer so zu putzen!" fügte er hinzu, „Dummheiten!"
Alexander versank immer tiefer in Träumereien von Nadjenka und in seine Schaffensträume.
Auf seinem Tisch war es leer. Alles was an die frühere Beschäftigung, an den Dienst, an die Arbeit für die Zeitschrift erinnerte, lag unter dem Tisch, auf dem Schrank, oder unter dem Bett.
„Schon der Anblick dieses Schmutzes", pflegte er zu sagen, „verscheucht den schöpferischen Gedanken, er fliegt fort wie eine Nachtigall aus dem Busch, beim plötzlichen am Wege ertönendem Kreischen ungeschmierter Räder."
Oft fand ihn das Morgenrot bei irgendeiner Elegie. Alle Stunden, die er nicht bei Ljubetzkijs verbrachte, waren dem

Schaffen gewidmet. Wenn er ein Gedicht fertig hatte, las er es Nadjenka vor; sie schrieb es auf ein schönes Blatt Papier und lernte es auswendig; und er erfuhr die höchste Seligkeit des Poeten: sein Werk aus dem geliebten Munde zu hören.

„Du bist meine Muse," pflegte er ihr zu sagen, „sei auch die Vestalin dieses heiligen Feuers, das in meinem Busen brennt: wenn du es verlässest, erlischt es für immer!"

Dann schickte er unter fremdem Namen die Gedichte an die Zeitschriften. Und da sie nicht schlecht waren, stellenweise auch nicht ohne Energie und meist von einem starken Gefühl getragen und glatt, wurden sie gedruckt.

Nadjenka war stolz auf seine Liebe und nannte ihn: „Mein Dichter!"

„Ja, dein, ewig dein", fügte er hinzu. In der Zukunft winkte ihm der Ruhm, und Nadjenka, dachte er, wird ihm den Kranz winden und den Lorbeer mit Myrthen umschlingen, und dann ... „O, Leben, Leben, wie bist du schön!" rief er. „Und der Onkel? Warum trübt er den Frieden meiner Seele? Ist er vielleicht ein Dämon, vom Schicksal gesandt? Warum vergiftet er mit Galle all mein Glück? Etwa aus Neid, weil sein Herz diesen reinen Freuden fremd ist, oder aus einem finsteren Willen zum Bösen! O, fort, fort von ihm! Er wird mit seinem Haß meine liebende Seele töten, sie anstecken und verderben ..."

Und er floh den Onkel, vermied es, ihn wochen-, monatelang zu sehen. Und wenn bei einer Begegnung das Gespräch auf Gefühle kam, so schwieg er spöttisch, oder hörte wie ein Mensch zu, dessen Überzeugungen durch keine Beweise zu erschüttern sind. Er hielt seine Urteile für unfehlbar, seine Ansichten und Gefühle für unantastbar, und beschloß, in Zukunft sich nur von ihnen leiten zu lassen,

indem er sich sagte, daß er kein Kind mehr sei; „weshalb denn annehmen, daß nur fremde Meinungen heilig sein sollten?... usw."

Der Onkel aber blieb sich gleich: er fragte den Neffen nicht aus, bemerkte nichts, oder wollte seine Streiche nicht bemerken. Als er sah, daß Alexanders Lage sich nicht veränderte, daß er seine frühere Lebensweise beibehielt und ihn nicht um Geld anging, wurde er wieder freundlich zu ihm und machte ihm Vorwürfe, daß er sich so selten bei ihm sehen lasse.

„Meine Frau ist böse auf dich," sagte er, „sie ist gewöhnt, dich für einen Verwandten anzusehen. Wir essen jeden Tag zu Hause; komm doch einmal!"

Aber Alexander kam selten, er hatte ja auch keine Zeit. Den Morgen verbrachte er im Amt, den Nachmittag bis in die Nacht hinein bei Ljubetzkijs; es blieb nur die Nacht, und bei Nacht zog er sich in seine besondere, von ihm selbst geschaffene Welt zurück und fuhr fort zu arbeiten. Außerdem mußte man ja auch ein wenig schlafen.

In seinen literarischen Versuchen war er in der Prosa weniger glücklich. Er schrieb eine Komödie, zwei Erzählungen, eine Skizze und eine Reisebeschreibung. Seine Tätigkeit war erstaunlich, das Papier brannte nur so unter seiner Feder. Die Komödie und die eine Erzählung zeigte er dem Onkel und bat ihn, zu sagen, ob sie taugen. Der Onkel las zur Probe einige Seiten und schickte sie ihm zurück mit der Aufschrift: „Es taugt um Tapezieren."

Alexander geriet außer sich vor Wut und schickte die Manuskripte an eine Zeitschrift, aber er bekam das eine und das andere zurück. An zwei Stellen der Komödie war am Rande mit Bleistift die Bemerkung: „nicht schlecht", und nichts weiter. In der Erzählung fanden sich oft die Be-

merkungen: „schwach, unrichtig, unreif, uralt, unentwickelt" usw. und zum Schluß wurde gesagt: „Überhaupt ist Unkenntnis des Herzens, eine übertriebene Erregung und Unnatürlichkeit auffallend. Alles geht auf Stelzen, nirgends sieht man einen Menschen. der Held ist ein Krüppel... Solche Menschen gibt es nicht... Für den Druck nicht geeignet. Übrigens scheint der Autor nicht ohne Begabung; er muß arbeiten."

„Solche Menschen gibt es nicht!" dachte der gekränkte und verwundete Alexander, „wieso gibt es nicht? Ich selbst bin ja der Held! Soll ich jene gemeinen Helden schildern, die einem auf Tritt und Schritt begegnen, die wie die Menge denken, fühlen und handeln, — diese armseligen Gesichter der alltäglichen, kleinlichen Tragödien und Komödien, von keinem Stempel der Besonderheit gezeichnet? Darf sich denn die Kunst so erniedrigen?"

Er beschwor, um die Reinheit seines Bekenntnisses vom Schönen zu erweisen, den Schatten Byrons, berief sich auf Goethe und Schiller. Als einzig möglichen Helden eines Dramas oder einer Erzählung, konnte er sich nur einen Korsaren, einen großen Dichter oder Künstler vorstellen, und er ließ sie handeln, wie er etwa selbst gehandelt hätte.

In seiner Erzählung wählte er Amerika zum Ort der Handlung. Die Umgebung war herrlich: Die große amerikanische Natur, wildes Gebirge, und mitten drin ein Verbannter mit seiner Geliebten, die er entführt hatte. Die ganze Welt hatte sie vergessen; sie bewunderten die Natur und gegenseitig sich, und als die Nachricht von der Amnestie kam und von der Möglichkeit, in die Heimat zurückzukehren, lehnten sie sie ab. Dann, nach zwanzig Jahren, kam irgendein Europäer hin, ging mit den Indianern auf

die Jagd, und fand auf einem Berg eine Hütte und in ihr ein Skelett. Der Europäer war der Rivale des Helden. Wie schön dünkte ihm diese Erzählung! Mit welcher Begeisterung las er sie Nadjenka an den Winterabenden vor! Wie aufmerksam lauschte sie! Und eine solche Erzählung nicht anzunehmen!

Von diesem Mißgeschick erzählte er ihr nichts. Er schluckte die Kränkung schweigend hinunter und ließ sich nichts anmerken. — „Wie steht's mit der Erzählung?" fragte sie, „wird sie gedruckt?" — „Nein!" antwortete er, „es geht nicht, es ist vieles darin, was bei uns sonderbar und verrückt vorkommen würde..."

Wenn er gewußt hätte, wie wahr er sprach, trotzdem er es anders meinte!

Der Rat, zu arbeiten, schien ihm auch seltsam. „Wozu ist denn das Talent da?" fragte er. „Arbeiten muß ein talentloser Künstler, das Talent schafft leicht und frei..." Wenn er sich aber erinnerte, daß seine Aufsätze über Landwirtschaft und auch die Verse im Anfang mäßig waren und sich erst allmählich vervollkommneten und die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zogen, wurde er nachdenklich. Er begriff die Sinnlosigkeit seiner Schlußfolgerung und verschob mit einem Seufzer die schöne Prosa auf eine spätere Zeit, wenn sein Herz gleichmäßiger schlagen und die Gedanken in Ordnung kommen würden. Er gab sich das Wort, dann zu arbeiten, wie es sich gehörte.

Es verging ein Tag nach dem anderen für Alexander, Tage ununterbrochenen Genießens. Er war glücklich, wenn er Nadjenkas Fingerspitzen küssen oder ihr gegenüber zwei Stunden in einer malerischen Stellung sitzen durfte, ohne die Augen von ihr abzuwenden, sehnsüchtig seufzend, oder für die Gelegenheit passende Verse deklamierend.

Die Gerechtigkeit fordert es, zu sagen, daß sie manchmal Verse und Seufzer mit Gähnen aufnahm, und es war auch kein Wunder: ihr Herz war beschäftigt, aber der Kopf blieb leer. Alexander beschäftigte ihren Verstand nicht. Das Jahr, das Nadjenka als Prüfungszeit bestimmte, ging zu Ende. Sie wohnte mit ihrer Mutter noch in derselben Sommervilla. Alexander brachte immer wieder das Gespräch auf ihre Zusage und bat um ihre Erlaubnis, mit der Mutter zu sprechen. Nadjenka wollte es erst bis auf die Rückkehr in die Stadt verschieben, aber Alexander drängte. Endlich eines abends beim Abschied erlaubte sie Alexander, am nächsten Tag bei der Mutter um sie anzuhalten.

Alexander schlief die ganze Nacht nicht, ging auch nicht in den Dienst. In seinem Kopf rumorte der morgige Tag. Er überlegte immer wieder, wie man mit Maria Michailowna sprechen müßte, dachte eine Rede aus und bereitete sich vor; als er sich aber besann, daß es sich nun wirklich um Nadjenkas Hand handelte, verfiel er in Träumerei und vergaß wieder alles. So kam er denn abends unvorbereitet hinaus; es war aber auch nicht nötig. Nadjenka traf ihn, wie gewöhnlich, im Garten, aber mit dem Schatten einer gewissen Nachdenklichkeit in den Augen, ohne Lächeln und wie zerstreut.

„Heute können Sie mit Mama nicht sprechen," sagte sie, „drinnen sitzt dieser abscheuliche Graf!"

„Graf! Welcher Graf?"

„Sie wissen nicht, welcher Graf! Graf Novinskij natürlich, unser Nachbar. Dort ist seine Villa. Wie oft haben Sie selbst diesen Garten bewundert!"

„Graf Novinskij! Bei euch!" sagte Alexander erstaunt. „Aus welchem Anlaß?"

„Ich weiß es selbst nicht genau,“ antwortete Nadjenka, „ich saß hier und las Ihr Buch, und Mama war nicht zu Hause. Sie war zu Maria Iwanowna gegangen. Kaum beginnt es zu regnen, und ich gehe ins Zimmer, fährt plötzlich ein Wagen vor, hellblau und weiß gepolstert, derselbe, der immer an uns vorbeifuhr — Sie haben ihn selbst so schön gefunden. Ich sehe, Mama steigt mit einem Herrn aus. Sie treten ein, Mama sagt: ‚Hier, Graf, ist meine Tochter, lieben Sie sie und seien Sie gut mit ihr.‘ Er grüßte und ich auch. Ich schämte mich und lief auf mein Zimmer. Und ich höre noch, wie die unausstehliche Mama sagt: ‚Entschuldigen Sie, Graf, sie ist noch so wild.‘ Da wußte ich, daß es unser Nachbar war, Graf Novinskij. Er hat gewiß Mama von Maria Iwanowna in seiner Equipage wegen des Regens hierherbegleitet.“

„Ist er . . . alt?“

„Alt? Pfui, was fällt Ihnen ein! Jung, hübsch ist er!“

„Schon haben Sie Zeit gehabt, zu bemerken, daß er hübsch ist!“ sagte Alexander verdrossen.

„Das ist herrlich! Ist es so schwer, das zu bemerken? Ich habe mit ihm gesprochen. Ach! Er ist sehr liebenswürdig: fragte mich, was ich mache, sprach über Musik und bat mich, etwas zu singen, aber ich wollte nicht: ich kann ja nichts. Im nächsten Winter werde ich Mama unbedingt bitten, mir einen guten Gesanglehrer zu engagieren. Der Graf sagt, daß Singen heuer Mode ist . . .“

Das alles brachte sie mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit hervor.

„Ich dachte, Nadjeschda Alexandrowna,“ bemerkte Adujew, „daß Sie im nächsten Winter etwas anderes zu tun haben werden, als zu singen.“

„Was denn?“

„Sie fragen: Was?“ sagte Alexander vorwurfsvoll.
„Ach ja! ... Sind Sie im Boot hierhergekommen?“
Er sah sie schweigend an. Sie wandte sich um und ging ins Haus.
Adujew folgte ihr unruhig. „Was ist das für ein Graf? Wie betrage ich mich gegen ihn? Wie ist er? Stolz? Nachlässig?“ Er trat ein. Der Graf erhob sich und grüßte zuerst mit höflicher Verbeugung. Alexander erwiderte mit einem gezwungenen ungeschickten Gruß. Die Hausfrau stellte sie einander vor. Der Graf mißfiel ihm, obwohl er ein prachtvoller Mann war, groß, schlank und blond, mit großen ausdrucksvollen Augen und einem angenehmen Lächeln. In seinem Benehmen lag Einfachheit, Vornehmheit und Weichheit. Er hätte wohl jeden für sich gewonnen, Adujew aber nicht.
Trotz der Aufforderung Maria Michailownas, näher zu rücken, setzte sich Alexander in einen Winkel und begann in einem Buch zu lesen, was sehr wenig weltmännisch, vielmehr ungeschickt und unpassend war. Nadjenka stand hinter dem Sessel der Mutter, betrachtete neugierig den Grafen und hörte dem Gespräch zu. Es war für sie etwas Neues.
Adujew konnte nicht verbergen, daß ihm der Graf mißfiel. Der Graf aber schien sein Betragen nicht zu bemerken: er war aufmerksam und wandte sich oft an Adujew, bemüht, das Gespräch allgemein zu machen. Aber es war vergeblich. Adujew schwieg oder antwortete nur kurz: ja und nein.
Als die Ljubetzkaja zufällig seinen Namen wiederholte, fragte der Graf, ob er mit Peter Iwanitsch verwandt sei.
„Mein Onkel“, antwortete Alexander kurz.
„Ich begegne ihm oft in der Gesellschaft“, sagte der Graf.

„Vielleicht. Was ist daran so Besonderes?“ antwortete Adujew achselzuckend.
Der Graf unterdrückte ein Lächeln, sich auf die Unterlippe beißend. Nadjenka und ihre Mutter wechselten einen Blick; sie wurde rot und senkte die Augen.
„Ihr Onkel ist ein kluger und angenehmer Mensch“, bemerkte der Graf mit leichter Ironie.
Adujew schwieg.
Nadjenka hielt es nicht aus, sie trat zu Alexander, und während der Graf mit ihrer Mutter sprach, flüsterte sie ihm zu: „Schämen Sie sich nicht? Der Graf ist so freundlich zu ihnen, und Sie? ...“
„Freundlich!“ antwortete Alexander fast ärgerlich und laut. „Ich brauche seine Freundlichkeit nicht, wiederholen Sie dieses Wort nicht ...“
Nadjenka sprang von ihm fort und sah ihn von der Ferne lange starr an, dann setzte sie sich wieder hinter den Sessel der Mutter und kümmerte sich nicht mehr um Alexander.
Adujew wartete darauf, daß sich der Graf entferne, um endlich mit der Mutter zu sprechen. Aber die Uhr schlug bereits elf, und der Graf, statt zu gehen, setzte das Gespräch fort. Alle Gegenstände, um die sich das Gespräch im Anfang einer Bekanntschaft zu drehen pflegt, waren erschöpft. Der Graf begann zu scherzen. Er war fein; in seinen Scherzen war weder eine Spur von Gezwungenheit, noch hatten sie Prätension, geistreich zu scheinen; es war etwas sehr Unterhaltendes: eine besondere Fähigkeit, nicht einmal eine Anekdote, sondern einfach eine Neuigkeit, einen Vorfall amüsant darzustellen, oder mit einem unerwarteten Wort eine ernste Sache in eine komische zu verwandeln.
Mutter und Tochter waren vollkommen unter dem Eindruck seiner Scherze, und selbst Alexander mußte mehr als

einmal mit dem Buch das unfreiwillige Lächeln verbergen. Aber im Innersten war er wütend.
Der Graf sprach über alles gleich gut, taktvoll; von der Musik, von Menschen und von fremden Ländern. Es kam auch die Rede auf Männer und Frauen: Er tadelte die Männer, sich selbst inbegriffen, sprach lobend von den Frauen im allgemeinen und machte seinen Wirtinnen im besonderen einige geschickte Komplimente.
Adujew dachte an seine literarische Beschäftigung, an seine Verse. „Hier könnte man ihn fassen und besiegen", dachte er. Jetzt kam das Gespräch auf die Literatur. Mutter und Tochter empfahlen Alexander als Schriftsteller.
„Jetzt wird er in Verlegenheit geraten", dachte Adujew.
Aber es war durchaus nicht der Fall. Der Graf sprach auch über Literatur, als wenn er sich niemals mit etwas anderem befaßt hätte; er machte einige flüchtige aber treffende Bemerkungen über die modernen russischen und französischen Berühmtheiten. Dabei stellte sich heraus, daß er zu den besten russischen Schriftstellern in freundschaftlichen Beziehungen stand, und in Paris einige französische kennengelernt hatte. Von wenigen nur sprach er mit Achtung, die anderen beschrieb er, indem er sie leicht karikierte.
Alexanders Verse kannte er nicht: er hatte nie von ihnen gehört.
Nadjenka sah Adujew seltsam an, als wollte sie sagen: „Was ist das, mein Lieber? Du scheinst nicht weit gekommen zu sein!"
Alexander war wie vernichtet. Die unhöfliche, arrogante Miene machte einer tiefen Niedergeschlagenheit Platz. Er sah einem Hahn mit nassem Gefieder ähnlich, der sich vor dem Unwetter unter ein Vordach rettet.

Schon begann man im Büfett mit Gläsern und Löffeln zu klappern, der Tisch wurde gedeckt, und der Graf ging noch immer nicht. Alexander schwand jede Hoffnung. Zum Schluß nahm der Graf sogar die Einladung der Ljubetzkaja zu bleiben und an dem Abendessen mit dicker Milch teilzunehmen, an. „Ein Graf, und ißt dicke Milch!“ flüsterte Adujew und sah mit Haß auf den Grafen.

Der Graf aß mit Appetit und fuhr zu scherzen fort, als wäre er zu Hause.

„Das erstemal in einem Hause, und ißt für dreie, der Unverschämte“, flüsterte Alexander Nadjenka zu.

„Was ist dabei? Er hat eben Hunger!“ erwiderte sie einfach.

Endlich ging der Graf fort, aber nun war es zu spät, von der Angelegenheit zu sprechen. Adujew nahm den Hut und lief hinaus. Nadjenka holte ihn ein, und es gelang ihr, ihn zu beruhigen.

„Also morgen?“ fragte Alexander.

„Morgen sind wir nicht zu Hause.“

„Nun denn, übermorgen.“

Sie trennten sich.

Am übernächsten Tag kam Adujew etwas früher. Schon draußen drangen zu ihm unbekannte Töne... war's ein Cello? Er trat näher. Es war eine männliche Stimme, die sang, und was für eine Stimme! Frisch und klangvoll und so, als wollte sie in das Herz einer Frau sich hineinsingen. Sie erreichte auch das Herz Alexanders, aber anders: es wurde starr und begann vor Kummer, Neid, Haß und dumpfer Ahnung zu schmerzen. Alexander trat vom Hof aus in das Vorzimmer.

„Wer ist bei euch?“ fragte er den Diener.

„Graf Novinskij.“

„Schon lange?"

„Seit sechs Uhr."

„Sag' dem gnädigen Fräulein leise, daß ich da war und noch einmal vorsprechen werde."

„Jawohl."

Alexander ging hinaus und begann an den Sommervillen entlang zu schlendern, ohne zu wissen, wohin. Nach zwei Stunden kam er wieder.

„Nun, ist er noch immer da?" fragte er.

„Zu dienen. Und es scheint, daß sie zum Essen zu bleiben geruhen. Die gnädige Frau hat Rebhühner befohlen."

„Hast du auch dem gnädigen Fräulein von mir ausgerichtet?"

„Jawohl!"

„Und was sagte sie?"

„Nichts geruhten sie zu sagen."

Alexander fuhr nach Hause und blieb zwei Tage fern. Was er in diesen zwei Tagen alles dachte und fühlte, weiß Gott allein. Endlich fuhr er wieder hinaus.

Als er das Haus in der Ferne erblickte, erhob er sich im Boot, und mit der Hand die Augen vor der Sonne beschattend, sah er hinüber. Da schimmerte zwischen den Bäumen das blaue Kleid, das Nadjenka so gut paßte. Die blaue Farbe stand ihrem Gesichte sehr. Sie pflegte es anzuziehen, wenn sie Alexander gefallen wollte. Ihm wurde leichter ums Herz.

„Ah! Sie wollte mich nur für mein Sichgehenlassen neulich bestrafen," dachte er; „nicht sie, sondern ich bin schuldig. Wie konnte ich mich so unverzeihlich betragen? Damit bringt man die Menschen nur gegen sich auf; ein Gast, eine neue Bekanntschaft ... es ist sehr natürlich, daß sie als Hausfrau ... Ah, da kommt sie hinter dem Busch

den schmalen Pfad herab, sie geht zum Gitter; hier wird sie stehenbleiben und warten ..."

Sie trat wirklich in die große Allee hinaus. Wer aber war mit ihr? — —

„Der Graf!" rief Alexander fast laut vor Schmerz, kaum seinen Augen trauend.

„Wie?" rief der eine Ruderer.

„Allein mit ihm im Garten ..." flüsterte Alexander, „wie früher mit mir."

Der Graf und Nadjenka näherten sich dem Gitter, und ohne auf den Fluß zu sehen, wandten sie sich und gingen in die Allee zurück.

Er neigte sich zu ihr und schien leise etwas zu sprechen. Sie hielt den Kopf gesenkt.

Adujew stand noch immer im Boot mit offenem Mund, ohne sich zu rühren, die Hände zum Ufer ausgestreckt. Dann ließ er sie fallen und setzte sich. Die Ruderer fuhren fort, zu rudern.

„Wohin?" schrie sie Alexander, sich besinnend, wütend an. „Zurück!"

„Zurück?" wiederholte ein Bootsmann, ihn mit aufgerissenem Mund anstarrend.

„Ja, zurück! Bist du taub?"

„Und dahin wollen Sie nicht mehr?"

Der andere Bootsmann drehte mit dem linken Ruder flink das Boot herum, dann legten sie sich fest in die Ruder und das Boot jagte rasch zurück. Alexander drückte den Hut bis zu den Schultern hinab und versank in qualvolle Gedanken.

Dann fuhr er zwei Wochen lang nicht zu Lubetzkijs.

Zwei Wochen! Welche lange Zeit für einen Verliebten! Aber er dachte, man würde einen Diener schicken, sich zu

erkundigen, was mit ihm geschehen sei, ob er nicht etwa krank sei; wie es früher immer war, wenn er unpäßlich oder sonst nicht bei Laune war. Nadjenka pflegte erst ganz korrekt im Namen der Mutter anzufragen, und was schrieb sie dann nicht alles selbst? — Was für liebe Vorwürfe, welche zärtliche Unruhe! Welche Ungeduld!

„Nein, jetzt werde ich nicht so bald nachgeben," dachte Alexander, „ich werde sie quälen. Ich werde es ihr beibringen, wie man sich einem fremden Manne gegenüber betragen muß; die Versöhnung soll ihr nicht leicht werden!"

Und er erdachte sich einen grausamen Racheplan, träumte von ihrer Reue, davon, wie er ihr großmütig verzeihen und sie belehren würde. Aber man schickte weder einen Dien.., noch kam man selbst mit reuig gesenktem Kopf; als wenn er gar nicht für sie existierte!

Er magerte ab, wurde blaß. Die Eifersucht ist qualvoller als jede andere Krankheit, besonders Eifersucht, die unbeweisbar verdächtigt. Wenn der Beweis da ist, dann ist die Eifersucht zu Ende, meist auch die Liebe selbst; man weiß dann, was zu tun ist, aber bis dahin ist es eine Qual! Und Alexander kostete sie bis zur Neige.

Endlich beschloß er, am Morgen hinzufahren, in der Absicht, Nadjenka allein zu treffen und sich mit ihr auszusprechen.

Er kam. Im Garten fand er niemand, im Salon auch nicht. Er ging ins Vorzimmer und öffnete die Tür nach dem Hof...

Was für ein Schauspiel bot sich ihm dar! Zwei Jockeys in gräflicher Livree hielten zwei Reitpferde fest. Auf das eine halfen der Graf und der Diener Nadjenka hinauf; das zweite stand für den Grafen bereit. Auf der Veranda stand Maria Michailowna; sie sah stirnrunzelnd und unruhig zu.

„Setz' dich fester hinauf, Nadjenka", sprach sie. „Geben Sie um Christi willen auf sie acht, Graf! Ach, ich ängstige mich, bei Gott! Halte dich am Ohr des Pferdes fest, Nadjenka! Du siehst, es ist unruhig wie ein Teufel.
„Lassen Sie, Mama," rief Nadjenka vergnügt, „ich kann ja schon reiten: sehen Sie doch!"
Sie streifte mit der Peitsche das Pferd, das sich vorwärts warf und unruhig vom Platz sich zu bewegen und in den Zügeln zu reißen begann.
„Ach Gott! Ach Gott! Halt!" schrie Maria Michailowna, mit der Hand winkend, „hör' auf, es wirft dich ab!"
Aber Nadjenka zog die Zügel an, und das Pferd stand.
„Sehen Sie, wie es mir gehorcht!" sagte sie und strich dem Pferd über den Hals.
Adujew wurde von niemand bemerkt. Blaß und schweigend starrte er Nadjenka an, und wie zum Hohn, erschien sie ihm so schön, wie noch nie. Wie gut stand ihr das Reitkleid und der grüne Schleier! Wie schön zeichnete sich die Taille ab! Das Gesicht war von bescheidenem Stolz und von der Kraft einer neuen Empfindung beseelt. Auf den Wangen verschwand abwechselnd und trat vor Vergnügen wieder die Röte hervor. Das Pferd hüpfte leicht und ließ die schlanke Reiterin graziös sich bücken und zurückwerfen. Ihre Gestalt wiegte sich im Sattel wie der Stengel einer vor dem Winde schwankenden Blume. Dann führte ein Reitknecht dem Grafen sein Pferd vor.
„Graf, wollen wir wieder durch das Wäldchen reiten?"
„Wieder!" dachte Alexander.
„Sehr gern", antwortete der Graf.
Die Pferde setzten sich in Bewegung.
„Nadjeschda Alexandrowna!" schrie plötzlich Adujew mit einer wilden Stimme.

Alle blieben angewurzelt und wie erstarrt stehen und sahen verwirrt auf Alexander. Es dauerte ungefähr eine Minute.

„Ach, das ist ja Alexander Fedoritsch!" rief die Mutter, zuerst zu sich kommend. Der Graf grüßte freundlich. Nadjenka hob rasch den Schleier vom Gesicht, drehte sich um und sah ihn mit leicht geöffnetem Mund erschrocken an, dann wandte sie sich schnell ab und hieb auf das Pferd ein, das sich losriß und mit zwei Sprüngen aus dem Tor verschwand; der Graf folgte ihr.

„Langsamer, um Gottes willen, langsamer!" lief ihnen die Mutter nach. „Halt dich am Ohr fest. Ach, mein Gott, sie kann jeden Augenblick stürzen! Was sind das für Greuel!..."

Und alles verschwand. Man hörte nur das Getrappel der Pferde, und der Staub erhob sich auf dem Wege wie eine Wolke. Alexander blieb mit der Ljubetzkaja zurück. Er sah sie schweigend an, als wollte er mit den Augen fragen: „Was bedeutet das?" Sie ließ ihn nicht lange auf die Antwort warten.

„Fort und verschwunden!" sagte sie. „Nun, lassen wir die Jugend sich amüsieren, und wir wollen uns miteinander unterhalten, Alexander Fedoritsch. Aber was ist es denn, daß man zwei Wochen von Ihnen nichts hört? Lieben Sie uns nicht mehr?"

„Ich war krank, Maria Michailowna", antwortete er düster.

„Ja, das sieht man: Sie sind magerer geworden und so blaß! Setzen Sie sich, ruhen Sie aus. Soll ich für Sie vielleicht ein paar weiche Eier kochen lassen? Bis zum Mittag ist's noch lange."

„Ich danke Ihnen, ich mag nicht."

„Warum? Es ist ja bald gemacht, und die Eier sind gut, der Bauer hat sie erst heute gebracht."

„Nein, bitte, nein!"

„Was ist denn mit Ihnen? Und ich warte immer und warte, denke: Was bedeutet das, daß er selbst nicht kommt und keine französischen Bücher bringt? Erinnern Sie sich, Sie haben etwas versprochen: Peau de chagrin, oder so was? Ich warte und warte, — nichts! Er liebt uns nicht mehr, denk' ich, Alexander Fedoritsch liebt uns nicht mehr."

„Ich fürchte, Maria Michailowna, daß Sie aufgehört haben, mich zu lieben."

„Eine Sünde ist es, Alexander Fedoritsch, so was zu denken! Ich liebe Sie, wie einen Verwandten. Ich weiß nicht, wie es mit Nadjenka ist; aber sie ist noch ein Kind; sie versteht noch nicht, wie man Menschen schätzen muß. Ich fragte sie täglich: ‚Was bedeutet, sag' ich, daß Alexander Fedoritsch nicht kommt?' Und immer wartete ich. Glauben Sie, jeden Tag haben wir uns bis fünf nicht zu Tisch gesetzt: ich dachte immer, jetzt kommt er. Nadjenka sagte schon manchmal: ‚Was ist es, maman, auf wen warten Sie? Ich habe Hunger und der Graf, glaube ich, auch ...'"

„Und der ... Graf ... kommt er oft?" fragte Alexander.

„Aber fast jeden Tag, oft auch zweimal; er ist so gut, hat uns so liebgewonnen ... Nun, so sagt eben Nadjenka: Ich will essen und weiter nichts! Es ist Zeit, zu Tisch zu gehen! ... Er wird nicht kommen, sagt sie, wollen wir wetten, daß er nicht kommt? Es hat keinen Zweck zu warten." Die Ljubetzkaja schnitt Alexander mit diesen Worten ins Herz, wie mit einem Messer.

„So sprach ... sie?" fragte er, sich zu einem Lächeln zwingend.

„Ja, so spricht und drängt sie. Ich bin aber streng, obwohl ich so gutmütig scheine. Ich habe sie oft gescholten: ‚Einmal, sag' ich, wartest du auf ihn bis fünf, issest nicht zu Mittag, und ein andermal willst du gar nicht warten, du Kopflose! Das ist unpassend! Alexander Fedoritsch ist ein alter Bekannter von uns, er liebt uns, und sein Onkel zeigt uns sehr viel Wohlwollen … Es schickt sich nicht, jemand so zu brüskieren. Am Ende wird er böse und hört auf, zu kommen.'"

„Und was sagte sie?" fragte Alexander.

„Sie? Gar nichts. Sie wissen ja, sie ist so lebhaft, springt auf, singt oder läuft davon, oder sie sagt: ‚Er wird kommen, wenn er Lust hat!' So ein Wirbelkopf — und auch ich denke — er wird kommen. Da vergeht noch ein Tag, und wieder nichts! Ich beginne wieder: ‚Was ist das, Nadjenka, ist Alexander Fedoritsch auch wohl?' — ‚Ich weiß es nicht, maman, woher soll ich wissen?' — ‚Wollen wir zu ihm schicken, uns erkundigen lassen?' Wir wollten immer schicken, und haben es doch nicht getan: Ich hab's vergessen, mich auf sie verlassen, und sie — Sie wissen ja — sie ist wie der Wind! Jetzt hat das Reiten es ihr angetan! Einmal sah sie durchs Fenster den Grafen reiten und setzte mir zu: ‚Ich will reiten' und läßt nicht locker! Ich rede hin, rede her, nein — ‚ich will!' Nein, in meiner Jugend, wo gab es da Reiten! Uns hat man nicht so erzogen. Und heutzutage, es ist furchtbar auszusprechen, fangen die Damen sogar zu rauchen an. Dort, uns gegenüber wohnt eine junge Witwe; sitzt auf dem Balkon und raucht den ganzen Tag, wie ein Schornstein; man geht, fährt vorbei — sie macht sich nichts daraus. Wenn früher bei uns ein Mann im Salon nach Tabak roch …"

„Wie lange ist es her, daß es anfing?"

„Ich weiß nicht, man sagt, seit fünf Jahren ist es Mode geworden; das kommt alles von den Franzosen ...“
„Nein, ich meine, wie lange reitet schon Nadjeschda Alexandrowna?“
„Ungefähr anderthalb Wochen. Der Graf ist so gut, so zuvorkommend; was tut er nicht alles für uns! Er verwöhnt sie förmlich. Sehen Sie, wieviel Blumen! Alles aus seinem Garten. Manchmal wird es mir schon unheimlich: ‚Was verwöhnen Sie sie so, Graf?‘ sage ich, ‚sie wird ja ganz außer sich geraten!‘ und schelte sie. Maria Iwanowna, Nadjenka und ich waren bei ihm in der Reitbahn: ich passe doch selbst auf. Wer kann auch besser über die Tochter wachen, als eine Mutter? Ich habe mich selbst mit ihrer Erziehung befaßt und kann ohne Ruhmredigkeit sagen: Gott gebe jedem eine solche Tochter! Da lernte Nadjenka in unserer Gegenwart. Dann frühstückten wir bei ihm im Garten, und seitdem reiten sie jeden Tag aus. Was für ein reiches Haus! Wir haben es uns angesehen: alles so geschmackvoll, prächtig.“
„Jeden Tag!“ sagte Alexander fast vor sich hin.
„Ja, warum soll sie die Freude nicht haben! Ich bin ja selbst jung gewesen ... Es war ...“
„Und lange reiten sie?“
„An die drei Stunden. Nun, sagen Sie, was hat Ihnen denn gefehlt?“
„Ich weiß es nicht ... mir tut die Brust so weh ...“ sagte er, die Hand ans Herz drückend.
„Nehmen Sie nichts dagegen?“
„Nein.“
„So sind die jungen Leute! Erst ist es nichts, und dann besinnen sie sich, wenn es zu spät ist. Wie ist es, drückt, nagt oder sticht es?“

„Es drückt und nagt und sticht!“ antwortete Alexander zerstreut.

„Das ist eine Erkältung. Behüte Gott, man darf es nicht vernachlässigen. Sie richten sich zugrunde. Wissen Sie was? Nehmen Sie Opodeldok und reiben Sie für die Nacht damit die Brust ein, aber fest, bis sie rot wird, und anstatt des Tees trinken Sie einen Kräuteraufguß; ich werde Ihnen das Rezept geben.“

Nadjenka kam zurück, blaß vor Müdigkeit. Sie warf sich atemlos auf den Diwan.

„Sieh doch!“ rief Maria Michailowna, ihr die Stirn befühlend, „wie du dich ermüdet hast, du atmest ja kaum. Trink doch einen Schluck Wasser, geh dann und kleide dich um. Mach' das Mieder auf. Nein, dieses Reiten führt zu nichts Gutem.“

Alexander und der Graf blieben den ganzen Tag. Der Graf war unverändert höflich und aufmerksam gegen Alexander, lud ihn zu sich ein, forderte ihn auf, seinen Garten zu besichtigen, an den Reitpartien teilzunehmen und bot ihm schließlich ein Pferd an.

„Ich kann nicht reiten“, sagte Alexander kalt.

„Sie können nicht“, fragte Nadjenka, „es ist aber doch so lustig! Reiten wir morgen wieder, Graf?“

Der Graf verneigte sich.

„Genug doch, Nadjenka,“ bemerkte die Mutter, „du störst den Grafen.“

Doch nichts wies darauf hin, daß zwischen dem Grafen und Nadjenka besondere Beziehungen beständen. Er war gegen die Mutter gleich liebenswürdig, wie gegen die Tochter, suchte keine Gelegenheit, Nadjenka allein zu sprechen, lief ihr nicht in den Garten nach und sah sie nicht anders an, als die Mutter. Nadjenkas ungezwungenes Benehmen

mit dem Grafen und die Reitpartien erklärten sich ihrerseits durch die Lebhaftigkeit und Unausgeglichenheit des Charakters, durch eine gewisse Naivität, durch den Mangel an feiner Erziehung und die Unkenntnis der gesellschaftlichen Regeln, welche die Mutter in ihrer Kurzsichtigkeit und Schwäche gewähren ließ. Die Aufmerksamkeit und Dienstfertigkeit des Grafen und seine täglichen Besuche konnte man der Nachbarschaft der Sommersitze und dem gastlichen Empfang, den er immer bei Ljubetzkijs fand, zuschreiben.

Die Sache war durchaus natürlich, wenn man sie mit unbefangenem Auge betrachtete. Alexander aber sah durch ein Vergrößerungsglas und sah vieles, was man mit bloßem Auge nicht sehen konnte.

„Warum", fragte er sich, „hat sich Nadjenka mir gegenüber so verändert?"

Sie erwartete ihn nicht mehr im Garten, trat ihm nicht mit einem Lächeln entgegen, vielmehr wie erschreckt. Sie kleidete sich seit einiger Zeit viel sorgfältiger. Die frühere Unbefangenheit war verschwunden. Sie war in ihrem Benehmen vorsichtiger, als wenn sie überlegen würde. Manchmal verbarg sich in den Augen und hinter den Worten etwas, wie ein Geheimnis ... Wo waren die liebenswürdigen Launen, die Wildheit, Ausgelassenheit, Munterkeit? — Alles war weg. Sie war ernst geworden, nachdenklich, schweigsam. Es schien sie etwas zu quälen. Sie glich den vielen anderen jungen Mädchen, sie verstellte sich und log ebenso wie die anderen und erkundigte sich nach seinem Befinden mit falscher Besorgtheit, mit der üblichen formellen Liebenswürdigkeit des jungen Mädchens. Und wie verhielt sie sich zu ihm, zu Alexander? ... O Gott! Ihm wollte das Herz zerspringen.

„Das muß einen Grund haben," wiederholte er sich, „hier steckt etwas dahinter! Aber ich werde es erfahren, koste es, was es wolle, und dann wehe...

„Ich dulde nicht, daß des Verführers lügenhafte Seufzer,
Das junge Herz ..."

Und an diesem Tag, als der Graf gegangen war, versuchte Alexander, einen Moment zu erwischen, um mit Nadjenka unter vier Augen sich auszusprechen. Was tat er nicht alles! Er nahm das Buch, mit dem sie früher ihn in den Garten hinauszurufen pflegte, wenn er bei der Mutter saß, zeigte es ihr und ging ans Ufer, in dem Glauben, daß sie ihm sofort folgen würde. Er wartete lange, sie kam nicht. Er kehrte ins Zimmer zurück. Sie selbst saß da, in einem Buch lesend und sah ihn nicht einmal an. Er setzte sich zu ihr. Sie hob die Augen nicht vom Buch und fragte flüchtig und wie nebensächlich, ob er sich in der letzten Zeit mit Literatur beschäftigt habe und ob etwas Neues erschienen sei. Kein Wort vom Vergangenen.

Er fing ein Gespräch mit der Mutter an. Nadjenka ging in den Garten hinaus. Dann verließ die Mutter das Zimmer und Adujew stürzte in den Garten. Als sie ihn erblickte, erhob sie sich von der Bank und ging langsam, nicht ihm entgegen, sondern durch die runde Allee dem Hause zu, als wollte sie vor ihm flüchten. Er beschleunigte seinen Schritt, sie tat es auch.

„Nadjeschda Alexandrowna!" rief er ihr von Ferne zu, „ich möchte Ihnen einige Worte sagen."

„Gehen wir ins Zimmer, hier ist es feucht", antwortete sie.

Als sie ins Zimmer zurückkamen, setzte sich Nadjenka zu der Mutter. Alexander stand der Atem fast still.

„Auch Sie fürchten heute die Feuchtigkeit!" sagte er spitz.

„Ja, jetzt sind die Abende schon so dunkel und kühl", antwortete sie gähnend.
„Wir übersiedeln auch bald wieder in die Stadt", bemerkte die Mutter. „Seien Sie so freundlich, Alexander Fedoritsch, in unsere Wohnung zu gehen und erinnern Sie den Wirt, daß er zwei Schlösser an den Türen und einen Fensterladen in Nadjenkas Schlafzimmer reparieren lassen soll. Er hat es versprochen, wird es aber sicher vergessen. Sie sind ja alle so, wenn sie einem nur das Geld abnehmen."
Adujew begann sich zu verabschieden.
„Adieu, nicht für lange!" sagte Maria Michailowna.
Nadjenka schwieg.
Schon an der Tür, wandte er sich noch einmal zu ihr um. Sie machte drei Schritte zu ihm. Sein Herz zuckte freudig auf.
„Endlich", dachte er.
„Werden Sie morgen kommen?" fragte sie kalt, und ihre Augen hefteten sich mit einer gewissen durchdringenden Neugierde auf ihn.
„Ich weiß es nicht ... Warum?"
„So. Ich frage: werden Sie kommen?"
„Wünschen Sie es?"
„Werden Sie morgen zu uns kommen?" fragte sie in demselben kalten Ton, aber mit steigender Ungeduld.
„Nein", antwortete er verdrossen.
„Und übermorgen?"
„Nein, ich werde eine ganze Woche nicht kommen, vielleicht zwei, vielleicht lange nicht." Und er heftete einen prüfenden Blick auf sie, bemüht, in ihren Augen zu lesen, welchen Eindruck diese Antwort auf sie machte.
Sie schwieg, und statt einer Antwort senkten sich nur die Augen. Was war in ihnen zu lesen? Verschleierten sie

Trauer, oder hatte ein Blitz der Freude in ihnen aufgeleuchtet? Man konnte aus diesem marmorgleichen, schönen Gesicht nichts herauslesen.
Alexander preßte den Hut in der Hand und ging. „Vergessen Sie nicht die Brust mit Opodeldok einzureiben!" rief ihm Maria Michailowna nach.
Alexander hatte nun wieder eine Aufgabe: zu ergründen, was Nadjenkas Frage bedeutete? Was enthielt sie, den Wunsch oder die Angst ihn zu sehen?
„Welche Qual! Welche Qual!" rief er in Verzweiflung.
Der arme Alexander hielt es nicht aus: Am dritten Tag kam er wieder. Nadjenka stand am Gitter, als er heranfuhr. Schon wagte er sich zu freuen, aber kaum, daß er sich dem Ufer näherte, wandte sie sich um, als hätte sie ihn nicht gesehen, und einige schräge Schritte auf dem Pfad machend, als spaziere sie ohne Ziel, ging sie ins Haus. Er fand sie bei der Mutter. Es waren auch einige Leute aus der Stadt da, die Nachbarin Maria Jwanowna und der unvermeidliche Graf. Alexanders Qualen waren unerträglich. Der Tag verging in leeren nichtssagenden Gesprächen. Wie wurden ihm die Gäste zuwider! Sie sprachen ruhig über allerlei Nichtigkeiten, diskutierten, scherzten, lachten.
„Sie lachen!" dachte Alexander, „sie können lachen ... wenn ... Nadjenka sich so verändert hat! Ihnen ist das nichts! Elende, leere Menschen, freuen sich über alles!..
Nadjenka ging in den Garten; der Graf ging ihr in Alexanders Gegenwart nicht nach. Nadjenka und er schienen sich seit einiger Zeit in Alexanders Gegenwart zu meiden. Manchmal traf er sie im Garten oder im Zimmer allein, aber dann gingen sie auseinander und kamen nicht mehr zusammen, wenn er zugegen war. Eine neue, schreckliche Entdeckung für Alexander; ein Zeichen, daß sie verschworen waren.

Die Gäste entfernten sich. Auch der Graf ging. Nadjenka wußte es nicht und kam nicht aus dem Garten zurück. Adujew verließ ohne jede Rücksicht Maria Michailowna und ging in den Garten. Nadjenka stand mit dem Rücken Alexander zugewandt. Mit der einen Hand hielt sie sich am Gitter und mit der anderen stützte sie den Kopf, wie an jenem unvergeßlichen Abend ... Sie sah und hörte sein Kommen nicht.

Wie sein Herz schlug, als er sich auf den Zehen zu ihr stahl! Der Atem wollte ihm vergehen.

„Nadjeschda Alexandrowna!“ sagte er vor Aufregung kaum hörbar.

Sie fuhr auf, als würde neben ihr geschossen, wandte sich um und trat einen Schritt von ihm weg.

„Sagen Sie, bitte, was ist dort für ein Rauch?“ begann sie verlegen, während sie lebhaft auf das gegenüberliegende Flußufer wies, „ist da eine Feuersbrunst oder ein solcher Ofen ... in der Fabrik? ...“

Er sah sie schweigend an.

„Wirklich, ich glaube, es ist eine Feuersbrunst ... Was sehen Sie mich so an, glauben Sie's nicht? ...“

Sie schwieg.

„Auch Sie,“ begann er kopfschüttelnd, „auch Sie sind wie die anderen, wie alle! Wer konnte das denken, noch vor zwei Monaten?“

„Wie meinen Sie das? Ich verstehe Sie nicht“, sagte sie und wollte gehen.

„Einen Augenblick, Nadjeschda Alexandrowna, ich bin nicht imstande, diese Marter länger zu ertragen.“

„Welche Marter? Ich weiß wirklich nicht ...“

„Verstellen Sie sich nicht. Sagen Sie, sind Sie es wirklich? Sind Sie dieselbe, die Sie waren?“

„Ich bin dieselbe!" sagte sie entschlossen.
„Wie? Sie sind nicht anders zu mir geworden?"
„Nein, ich glaube, ich bin ebenso freundlich zu Ihnen, begegne Ihnen ebenso heiter..."
„Ebenso heiter! Und warum laufen Sie vom Gitter fort?"
„Ich laufe? Sehen Sie, was Sie da ausdenken: ich stehe am Gitter und Sie sagen, ich laufe."
Sie lachte gezwungen.
„Nadjeschda Alexandrowna, lassen Sie die Ausrede!" fuhr Adujew fort.
„Welche Ausrede? Was wollen Sie blos?"
„Sind Sie es denn? Mein Gott! Vor anderthalb Monaten, hier, an derselben Stelle..."
„Was ist dort an jenem Ufer für ein Rauch, möchte ich wissen?"
„Schrecklich, schrecklich!" sprach Alexander.
„Aber was habe ich Ihnen denn getan? Sie haben aufgehört uns zu besuchen... Nun, wie Sie wollen... Gegen seinen Willen jemand halten..." begann Nadjenka.
„Sie verstellen sich! Als wenn sie nicht wüßten, warum ich aufgehört habe zu kommen!"
Sie sah zur Seite und schüttelte den Kopf.
„Und der Graf?" fragte er fast drohend.
„Welcher Graf?"
Sie machte eine Miene, als hörte sie vom Grafen zum erstenmal.
„Sie fragen noch welcher?" und ihr gerade in die Augen blickend, fügte er hinzu „er ist Ihnen nicht gleichgültig."
„Sie sind verrückt!" rief sie von ihm zurückweichend.
„Ja, Sie haben recht," fuhr er fort, „mein Verstand nimmt

mit jedem Tag mehr ab. Kann man denn so treulos, so undankbar gegen einen Menschen handeln, der Sie mehr als alles auf der Welt geliebt hat, alles um Sie vergessen ... Alles ... Der gehofft hatte, in kurzem für immer glücklich zu werden, und Sie ..."

„Und ich?" fragte sie, noch weiter zurückweichend.

„Und Sie!" antwortete er, von dieser Kaltblütigkeit bis zum äußersten empört. „Sie haben vergessen! Ich werde Sie daran erinnern, daß Sie hier auf diesem Platz hundertmal geschworen haben, die Meine zu sein. Diese Schwüre hört Gott, sagten Sie. Ja, er hört sie! Sie müssen vor dem Himmel und vor der Erde, vor diesen Bäumen, vor jedem Grashalm erröten ... Alle waren sie Zeugen unseres Glückes; jedes Sandkorn spricht hier von unserer Liebe. Sehen Sie, sehen Sie sich um! Sie sind eine Eidbrecherin!!!"

Sie sah ihn mit Schrecken an. Seine Augen leuchteten, die Lippen waren weiß.

„Hu! Wie böse Sie sind!" sagte sie ängstlich, „warum sind Sie so zornig? Ich habe Sie doch nicht abgewiesen, Sie haben ja mit Mama noch gar nicht gesprochen ... Woher wissen Sie ..."

„Wie? Kann ich mit ihr nach allen diesen Handlungen noch sprechen?"

„Nach welchen Handlungen? Ich verstehe Sie nicht!"

„Nach welchen? Nun, was bedeuten diese Rendezvous mit dem Grafen, diese Reitpartien?"

„Ich kann ihm doch nicht davonlaufen, wenn Mama aus dem Zimmer geht! Und das Reiten bedeutet eben ... daß ich gern reite ... es ist so angenehm. Man fliegt nur so ... Ach, was für ein reizendes Pferd Lucie ist! Haben Sie es gesehen? Es kennt mich schon ..."

„Und die Veränderung in Ihrem Benehmen gegen mich?“ fuhr er fort, „warum ist der Graf bei Ihnen Tag aus Tag ein, vom Morgen bis zum Abend?“

„Ach mein Gott, woher soll ich das wissen? Sie sind komisch! Mama will es eben so.“

„Es ist nicht wahr! Mama will das, was Sie wollen. Für wen sind alle diese Geschenke, Noten, Albums, Blumen? Alles für Mama?“

„Ja, Mama liebt die Blumen sehr. Noch gestern hat sie beim Gärtner welche gekauft ...“

„Und wovon reden Sie mit ihm halblaut?“ fuhr Alexander fort, ohne ihre Worte zu beachten. „Sehen Sie, Sie erblassen, Sie fühlen sich selbst schuldig. Das Glück eines Menschen zu zerstören, alles so leichtfertig zu vergessen, zu vernichten: das ist Falschheit, Undankbarkeit, Lüge, Verrat! Wie konnten Sie es so weit kommen lassen? Ein reicher Graf, ein Löwe, geruht einen gnädigen Blick auf Sie zu werfen, und Sie zerschmelzen, fallen vor diesem Talmihelden auf die Knie. Wo bleibt da die Scham?! Daß mir der Graf nicht mehr herkommt!“ sprach er mit erstickender Stimme. „Hören Sie? Lassen Sie ihn, brechen Sie alle Beziehungen zu ihm ab, daß er den Weg in Ihr Haus vergißt ... ich will es nicht ...“

Er ergriff sie in seiner Wut bei der Hand.

„Mama, Mama! Hilfe!“ schrie Nadjenka mit durchdringender Stimme, sich von Alexander losreißend, und lief, so rasch sie ihre Füße zu tragen vermochten, ins Haus.

Er setzte sich auf die Bank und faßte sich mit den Händen am Kopf.

Sie stürzte blaß und verstört ins Zimmer und ließ sich in einen Sessel fallen.

„Was hast du? Was ist mit dir? Warum schreist du?“ fragte die beunruhigte Mutter, ihr entgegengehend.

„Alexander Fedoritsch ist ... nicht wohl!“ konnte sie kaum aussprechen.

„Muß man darüber so erschrecken?“

„Er ist so schrecklich ... Mama, lassen Sie ihn, um Gottes willen, nicht zu mir.“

„Wie du mich erschreckt hast, du Tolle! Nun was ist denn, wenn er nicht wohl ist? Ich weiß, daß er mit der Brust etwas hat — Was ist denn so Schreckliches daran? Es ist doch nicht die Schwindsucht! Er wird die Brust mit Opodeldok einreiben und es wird wieder gut. Wahrscheinlich hat er nicht darauf gehört und nicht eingerieben.“

Alexander kam allmählich zu sich. Die fieberhafte Erregung war vorüber, aber die Qual verdoppelte sich. Seine Zweifel waren nicht aufgeklärt, er hatte Nadjenka nur erschreckt, und jetzt würde natürlicherweise von ihr keine Antwort mehr herauszubekommen sein. Er war nicht richtig zu Werke gegangen. Es kam ihm, wie jedem Verliebten, auch das in den Sinn: „Wie, wenn sie unschuldig wäre? Vielleicht ist ihr der Graf wirklich gleichgültig? Die kopflose Mutter lädt ihn jeden Tag ein. Er als Weltmann ist liebenswürdig. Nadjenka ist hübsch, vielleicht will er ihr gefallen? Aber das bedeutet doch noch nicht, daß er ihr auch gefällt? Ihr gefallen vielleicht die Blumen, das Reiten, die unschuldigen Zerstreuungen und nicht der Graf? Und selbst zugegeben, daß etwas Koketterie dabei ist, ist es denn unverzeihlich? Andere sind älter und machen, Gott weiß, was für Sachen.“

Er beruhigte sich, ein Strahl von Freude leuchtete in seinen Augen auf. So sind alle Verliebten, entweder blind oder

sehr sehend. Außerdem ist es so angenehm, das geliebte Wesen zu rechtfertigen.
„Aber woher die Veränderung ihres Betragens gegen mich?" fragte er sich und wurde wieder blaß. „Warum flieht sie mich, als wenn sie sich schämte? Warum war sie gestern, an einem gewöhnlichen Werktag, so besonders angezogen? Es waren doch keine Gäste außer ihm da. Warum fragte sie, ob das Ballet bald wieder anfinge? Eine harmlose Frage, aber er erinnerte sich, daß der Graf leichthin versprochen hatte, ihnen ungeachtet aller Schwierigkeiten eine Loge zu verschaffen; folglich wird er mit ihnen zusammen sein. Warum ist sie gestern aus dem Garten weggegangen? Warum ist sie nicht in den Garten gekommen? Warum fragte sie dies und warum fragte sie nicht das?"
Und er verfiel wieder in schwere Zweifel, quälte sich grausam und kam sogar zum Schluß, daß Nadjenka ihn niemals geliebt hatte.
„Gott, o Gott," rief er verzweifelt aus, „wie schwer, wie schwer ist es zu leben! Gib mir die Ruhe des Todes, den Schlaf der Seele ..."
Nach einer Viertelstunde trat er ins Zimmer, niedergeschlagen, scheu und ängstlich.
„Leben Sie wohl, Nadjeschda Alexandrowna!" sagte er.
„Leben Sie wohl", antwortete sie kurz, ohne die Augen zu erheben.
„Wann erlauben Sie mir wiederzukommen?"
„Wann es Ihnen beliebt. Übrigens übersiedeln wir nächste Woche in die Stadt. Wir werden Sie dann benachrichtigen."
Er fuhr weg. Es vergingen mehr als vierzehn Tage. Alle waren schon aus der Sommerfrische zurück. Die aristokratischen Salons erstrahlten wieder. Auch der kleine

Beamte hatte seine zwei Wandlampen angezündet, einen Viertelzentner Stearinkerzen gekauft, zwei Kartentische in Erwartung von Stepan Iwanitsch und Iwan Stepanitsch aufgestellt und seiner Frau erklärt, daß sie an den Dienstagen ihren Jour haben wollten.
Und Adujew bekam von Ljubetzkijs noch immer keine Einladung. Er traf ihren Koch und die Kammerzofe. Sie stürzte davon, als sie seiner ansichtig wurde. Es war klar, daß sie im Sinne des gnädigen Fräuleins handelte. Der Koch blieb stehen.
„Haben Sie uns vergessen, gnädiger Herr?“ fragte er. „Es sind bereits anderthalb Wochen, daß wir übersiedelt sind.“
„Aber ihr habt noch nicht ausgepackt und man empfängt noch nicht?“
„Wieso denn! Alle waren schon da, nur Sie nicht. Die gnädige Frau kann sich nicht genug darüber wundern. Seine Durchlaucht beehrt uns jeden Tag. Ein leutseliger Herr! Ich war neulich einmal bei ihm mit einem Heft vom gnädigen Fräulein. Einen roten Schein hat er geruht mir zu geben.“
„Was bist du für ein Dummkopf!“ sagte Adujew und lief dem Schwätzer davon.
Abends ging er an Ljubetzkijs Wohnung vorbei. Sie war erleuchtet. Vor der Auffahrt hielt ein Wagen.
„Wessen Wagen?“ fragte er.
„Des Grafen Novinskij.“ Das gleiche wiederholte sich am zweiten und am dritten Tag. Endlich ging er hinauf. Die Mutter empfing ihn herzlich, machte ihm Vorwürfe wegen seines Ausbleibens, schalt mit ihm, daß er Opodeldok nicht gebrauchte. Nadjenka war ruhig, der Graf höflich. Das Gespräch kam nicht vom Fleck.

So war es zweimal. Vergeblich sah er Nadjenka bedeutungsvoll an. Es war, als wenn sie seine Blicke gar nicht bemerkte. Wie hatte sie früher darauf geachtet! Früher, wenn er mit der Mutter sprach, pflegte sie sich ihm gegenüber hinter Maria Michailowna hinzustellen, schnitt Grimassen, trieb allerlei Unsinn, um ihn zum Lachen zu bringen.

Ein unerträglicher Kummer bemächtigte sich seiner. Er dachte nur noch daran, dieses freiwillig auf sich genommene Kreuz abzuschütteln. Er mußte eine Aussprache erlangen.

„Wie immer die Antwort ausfallen mag," dachte er, „es ist einerlei, wenn nur aus diesem Zweifel Gewißheit wird."

Lange überlegte er, wie die Sache anzufassen sei, endlich glaubte er das Rechte gefunden zu haben und begab sich zu Ljubetzkijs. Es traf sich gut. Der Wagen vor der Auffahrt war nicht da. Leise ging er durch den Salon und blieb vor der Tür des Wohnzimmers stehen, um Atem zu holen. Drinnen spielte Nadjenka Klavier. Im anstoßenden Zimmer saß die Ljubetzkaja auf dem Sofa und strickte an ihrem Schal. Nadjenka fuhr leiser zu spielen fort, als sie Schritte im Salon hörte und streckte das Köpfchen vor. Sie wartete mit einem Lächeln auf das Erscheinen des Gastes. Der Gast erschien und das Lächeln verschwand augenblicklich; an seiner Stelle malte sich ein gewisses Erschrecken. Ihr Gesicht veränderte sich, und sie stand vom Stuhl auf. Nicht diesen Gast hatte sie erwartet. Alexander grüßte schweigend und ging wie ein Schatten weiter zur Mutter. Er ging leise ohne die frühere Sicherheit und mit gesenktem Kopf. Nadjenka setzte sich wieder und fuhr zu spielen fort, von Zeit zu Zeit unruhig um sich blickend.

Nach einer halben Stunde wurde die Mutter aus irgend-

einem Grunde aus dem Zimmer gerufen. Alexander kam zu Nadjenka herüber. Sie erhob sich und wollte gehen.
„Nadjeschda Alexandrowna!" sagte er niedergeschlagen, „bleiben Sie, gewähren Sie mir fünf Minuten, nicht mehr."
„Ich kann Sie nicht anhören!" sagte sie und wollte gehen. „Das letztemal waren Sie ..."
„Ich war damals im Unrecht. Jetzt will ich anders reden, ich gebe Ihnen mein Wort: Sie werden keinen einzigen Vorwurf von mir zu hören bekommen. Schlagen Sie es mir nicht ab; es ist vielleicht zum letztenmal. Wir müssen uns aussprechen! Sie haben mir ja erlaubt, bei Ihrer Mutter um Ihre Hand anzuhalten. Nachher ist so vieles vorgefallen ... daß ... mit einem Wort, ich muß die Frage wiederholen. Setzen Sie sich und fahren Sie fort zu spielen. Ihre Mutter hört es besser nicht; es ist doch nicht das erstemal, daß Sie es tun."
Sie gehorchte mechanisch. Leicht errötend begann sie Akkorde auf dem Klavier zu greifen und sah ihn dabei in unruhvoller Erwartung an.
„Wo sind Sie denn, Alexander Fedoritsch?" fragte die Mutter, die auf ihren Platz zurückgekehrt war.
„Ich spreche mit Nadjeschda Alexandrowna ... über Literatur", antwortete er.
„Gut, sprechen Sie, sprecheu Sie ... Sie haben wirklich schon lange nicht mehr mit ihr gesprochen
„Antworten Sie mir kurz und aufrichtig nur auf eine Frage," begann er halblaut, „und unsere Aussprache ist bald zu Ende ... Sie lieben mich nicht mehr?"
„Quelle idée!" antwortete sie verlegen. „Sie wissen, wie Mama und ich immer Ihre Freundschaft geschätzt haben ... wie wir uns immer gefreut haben ..."

Adujew sah sie an und dachte: „Bist du es, launisches aber aufrichtiges Kind, munterer, ausgelassener Wildfang? Wie schnell hat sie gelernt, sich zu verstellen! Wie rasch haben sich in ihr die weiblichen Instinkte entwickelt! Waren ihre reizenden Launen nur Keime von Falschheit und List? Sieh da, wie auch ohne Onkels Methode — und wie schnell — sich dieses Mädchen in ein Weib verwandelt hat? Und alles in der Schule des Grafen, in zwei, drei Monaten! Ach Onkel, Onkel! Auch darin hast du schonungslos recht!"

„Hören Sie," sagte er mit einer Stimme, die ihr die Maske sofort herunterriß, „lassen wir Mama aus dem Spiel, werden Sie für einen Moment die frühere Nadjenka, als Sie mich noch ein wenig liebten ... und antworten Sie geradezu; ich muß es wissen, bei Gott, ich muß."

Sie schwieg, wechselte die Noten, begann sie aufmerksam zu studieren und versuchte eine schwierige Passage zu spielen.

„Gut, ich will die Frage anders stellen," fuhr Adujew fort, „sagen Sie mir: hat jemand, ich sage nicht wer, einfach: hat mich jemand in Ihrem Herzen ersetzt?"

Sie putzte die Kerze und machte sich lange am Docht zu schaffen, schwieg aber.

„Antworten Sie doch, Nadjeschda Alexandrowna, ein Wort befreit mich von allen Qualen, und Sie von einer unangenehmen Auseinandersetzung.

„Ach Gott! Hören Sie auf! Was soll ich Ihnen sagen? Ich habe nichts zu sagen!" antwortete sie, von ihm abgewandt.

Ein anderer hätte sich mit dieser Antwort begnügt und eingesehen, daß hier nichts mehr zu tun sei. Er hätte es aus dieser stummen qualvollen Bedrängnis begriffen, die in

ihrem Gesicht und in ihren Bewegungen zu fühlen war. Aber für Adujew war es nicht genug. Er marterte sein Opfer wie ein Henker, und er selbst war von einer wilden Lust besessen, den Kelch auf einmal und bis auf die Neige zu leeren.

„Nein," sprach er, „machen Sie heute dieser Marter ein Ende. Zweifel, einer schwärzer als der andere, erregen meinen Verstand, zerreißen mein Herz. Ich bin müde vor Qual, die Brust zerspringt mir von all der Anspannung ... Ich habe nichts, was meinen Verdacht bestätigt; Sie selbst müssen alles entscheiden; sonst komme ich nie zur Ruhe."

Er sah sie an und wartete auf Antwort. Sie schwieg.

„Haben Sie Mitleid mit mir!" begann er wieder. „Sehen Sie mich an: bin ich denn mir selbst noch ähnlich? Alle erschrecken vor mir, erkennen mich kaum ... alle bemitleiden mich ... nur Sie allein nicht ..."

In der Tat, seine Augen loderten in wildem Glanz. Er war mager, blaß, auf seiner Stirn perlte der Schweiß.

Sie warf verstohlen einen Blick auf ihn, und in ihren Augen zuckte etwas wie Bedauern auf. Sie nahm ihn sogar bei der Hand, ließ sie aber mit einem Seufzer los und schwieg noch immer.

„Nun?" fragte er.

„Ach, lassen Sie mich in Ruhe!" sagte sie beklommen. „Sie quälen mich mit Ihren Fragen ..."

„Ich flehe Sie um Gottes willen an!" sprach er, „machen Sie allem mit einem Wort ein Ende. Was nützt Ihnen die Verstellung? Mir bleibt dann eine dumme Hoffnung zurück; ich werde dann nicht loslassen, werde täglich zu Ihnen kommen, blaß und zerstört ... Ich werde Sie traurig machen ... Sie werden mir das Haus verbieten, und ich werde unter Ihren Fenstern herumstreifen, Ihnen im

Theater begegnen, auf der Straße, wie ein Gespenst, wie ein memento mori. Alles das ist dumm, vielleicht lächerlich für den, der lachen kann, aber schmerzlich für mich. Sie wissen nicht, was Leidenschaft ist, wozu sie einen bringen kann! Gebe Gott, daß Sie es nie erfahren!.. Was nützt es! Ist es nicht besser, es gleich auf einmal zu sagen?"
„Was fragen Sie mich eigentlich?" sagte Nadjenka, sich im Sessel zurücklehnend, „ich bin ganz verwirrt... Mein Kopf ist wie im Nebel..."
Sie preßte krampfhaft die Hand an die Stirn.
„Ich frage: Hat jemand mich in Ihrem Herzen ersetzt? Ein Wort, ja oder nein, wird alles entscheiden. Ist es denn so schwer, es zu sagen?"
Sie wollte etwas erwidern, konnte nicht, und mit gesenkten Augen drückte sie mit einem Finger eine und dieselbe Taste beharrlich auf und nieder. Man sah es ihr an, wie sehr sie mit sich kämpfte: „Ach!" seufzte sie gequält. Adujew fuhr sich mit dem Tuch über die Stirn.
„Ja oder nein?" wiederholte er, den Atem anhaltend.
Es vergingen einige Sekunden.
„Ja oder nein?"
„Ja!" flüsterte Nadjenka kaum hörbar, dann beugte sie sich tief über das Klavier und begann in einer gewissen Selbstvergessenheit stark auf die Tasten zu schlagen.
Dieses „Ja" war kaum hörbar, wie ein Seufzer, aber es betäubte Adujew. Ihm war, als hätte man ihm das Herz aus der Brust gerissen; seine Knie wankten. Er ließ sich schweigend auf einen Stuhl neben dem Klavier fallen.
Nadjenka sah sich ängstlich nach ihm um. Er sah sie wie ein Unsinniger an.
„Alexander Fedoritsch!" rief die Mutter aus ihrem Zimmer, „In welchem Ohr klingt es?"

Er schwieg.
„Mama fragt Sie etwas", sagte Nadjenka.
„Wie?"
„In welchem Ohr klingt es?" rief die Mutter, „aber rasch!"
„In beiden", antwortete Alexander düster.
„Ach, was fällt Ihnen ein! Im linken! Ich wollte erraten, ob der Graf heute kommt."
„Der Graf!" sagte Adujew.
„Verzeihen Sie mir!" bat Nadjenka, mit flehender Stimme zu ihm stürzend, „Ich verstehe mich selbst nicht... Das kam alles so ohne Absicht, gegen meinen Willen... ich weiß selbst nicht wie... ich konnte Sie nicht betrügen..."
„Ich werde mein Wort halten, Nadjeschda Alexandrowna," antwortete er, „und Ihnen keinen einzigen Vorwurf machen. Ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit... Sie haben viel, viel getan... heute... Mir war es schwer, dieses „Ja" zu hören... aber Ihnen noch schwerer, es auszusprechen... Leben Sie wohl, Sie werden mich nicht wiedersehen, zur Belohnung für Ihre Aufrichtigkeit. Aber ... der Graf, der Graf!"
Er preßte die Zähne zusammen und ging zur Tür.
„Ja," sagte er umkehrend, „wohin wird es Sie führen? Der Graf wird Sie nicht heiraten. Welche Absichten hat er?"
„Ich weiß es nicht!" antwortete Nadjenka, traurig, den Kopf schüttelnd.
„Mein Gott! Wie sind Sie verblendet!" rief Alexander entsetzt.
„Er kann keine schlimmen Absichten haben..." erwiderte sie mit schwacher Stimme.

„Nehmen Sie sich in acht, Nadjeschda Alexandrowna."
Er nahm ihre Hand, küßte sie und ging mit ungleichen Schritten aus dem Zimmer. Es war erschreckend, ihn anzusehen. Nadjenka blieb auf ihrem Platz unbeweglich sitzen.
„Warum spielst du nicht, Nadjenka?" fragte die Mutter nach einigen Minuten.
Nadjenka erwachte wie aus einem schweren Traum und seufzte.
„Sofort, Mama!" antwortete sie und nachdenklich den Kopf etwas zur Seite geneigt, griff sie in die Tasten. Ihre Finger zitterten. Sie litt sicherlich an Gewissensbissen und an Zweifeln, die durch die Worte: ‚nehmen Sie sich in acht' in sie hineinfielen. Als der Graf kam, war sie schweigsam, traurig; ihr Benehmen war gezwungen. Unter dem Vorwand, daß sie Kopfschmerzen habe, zog sie sich früh auf ihr Zimmer zurück. Auch ihr schien es an diesem Abend bitter, zu leben.
Adujew war kaum die Treppe hinabgestiegen, als ihn die Kräfte verließen. Er setzte sich auf die letzte Stufe, drückte das Taschentuch in die Augen und begann plötzlich laut und tränenlos zu schluchzen. In diesem Augenblick ging der Portier unten im Flur vorbei. Er blieb stehen und horchte.
„Marfa, he Marfa!" rief er, an seine schmutzige Tür tretend, „komm heraus, horch, es brüllt hier jemand wie ein Tier. Ich dachte, unsere Arapka hat sich von der Kette losgerissen; aber nein . . . es ist nicht Arapka . . ."
„Nein, das ist nicht Arapka!" wiederholte Marfa, nachdem sie gehorcht hatte. „Hu, wie gruselig —"
„Geh mal, bring die Laterne, dort hinter dem Ofen hängt sie." Marfa brachte die Laterne.

„Heult noch immer!“
„Es heult! Ob da nicht irgendein Gauner sich eingeschlichen hat?“
„Wer ist da?“ fragte der Portier.
Keine Antwort.
„Wer ist da?“ wiederholte Marfa.
Immer dasselbe Heulen. Als sich die beiden näherten, stürzte Adujew davon.
„Ach, das ist ja ein Herr“, sagte Marfa, ihm mit den Augen folgend, „und du sagst gleich ein Gauner. Siehst du, das ist nun dein Verstand. Ja, nicht wahr, just ein Gauner setzt sich auf fremde Treppen und brüllt.“
„Nun, so war er besoffen.“
„Immer besser!“ antwortete Marfa, „du denkst wohl, alle sind wie du! Nicht alle Trunkenbolde heulen.“
„Nun denn, vielleicht vor Hunger oder wer weiß was!“ bemerkte der Portier verdrossen.
„Was!“ wiederholte Marfa ihn ansehend und wußte nichts zu erwidern. „Wer weiß was? Vielleicht hat er hier etwas verloren ... Geld ...“
Beide hockten sich plötzlich nieder und begannen mit der Laterne den Fußboden abzusuchen.
„Verlieren!“ knurrte der Portier, „wo kann man hier verlieren? Eine reine Treppe aus Stein, jede Nadel kann man darauf sehen ... Verloren ... Das hätte man doch gehört ... Es klingt ja auf dem Stein, und er hätte es aufgehoben! Wo kann man da etwas verlieren. Nirgends! Aber du — verloren! — Sofort: verloren! Das ist gerade einer, der dir was verliert. Er wird dir was! Lieber steckt er etwas in die Tasche, statt zu verlieren! Ich kenne die Bande — — — Eh — da hast du — verloren! Wo hat er verloren?“

Und lange noch krochen sie auf dem Boden herum, das verlorene Geld suchend.
„Nichts, nichts!“ sagte endlich der Portier mit einem Seufzer, dann blies er das Licht aus und wischte die zwei Finger, mit denen er den Docht zusammendrückte, an seinem Schafpelz ab.





Sechstes Kapitel

Am selben Abend gegen zwölf, als Peter Iwanitsch mit einem Licht und einem Buch in der einen Hand und mit der anderen die Schöße seines Schlafrocks zusammenhaltend, aus seinem Arbeits- ins Schlafzimmer ging, um sich zur Ruhe zu begeben, meldete ihm der Diener, daß Alexander Fedoritsch ihn zu sprechen wünsche.

Peter Iwanitsch zog die Augenbrauen zusammen, dachte ein wenig nach und sagte ruhig:

„Bitte ihn ins Arbeitszimmer, ich komme sofort."

„Guten Abend, Alexander," begrüßte er seinen Neffen, „wir haben uns lange nicht gesehen. Sonst kriegt man dich bei Tage nicht zu sehen, und jetzt plötzlich — mitten in der Nacht! Warum so spät? Aber was hast du denn? Wie siehst du aus?"

Alexander setzte sich erschöpft in einen Sessel, ohne ein Wort zu erwidern.

Peter Iwanitsch sah ihn neugierig an.

Alexander seufzte.

„Bist du auch wohl?" fragte Peter Iwanitsch besorgt.

„Ja," antwortete Alexander mit schwacher Stimme, „ich bewege mich, esse, trinke, folglich bin ich wohl."

„Immerhin spaße nicht, frage den Arzt."
„Das haben mir auch schon andere geraten, aber keine Ärzte und kein Opodeldok können mir helfen; meine Krankheit ist nicht physischer Art."
„Was ist dir zugestoßen? Hast du Geld verspielt oder verloren?" fragte Peter Iwanitsch lebhaft.
„Sie können sich einen Kummer, der nicht mit Geld zusammenhängt, gar nicht vorstellen!" antwortete Alexander und versuchte zu lächeln.
„Was ist das schon für ein Kummer,, wenn er einen nichts kostet, wie manchmal deiner."
„Nun, jetzt zum Beispiel, kennen Sie meinen wirklichen Kummer?"
„Welchen Kummer? Bei dir zu Hause ist alles wohl, das weiß ich aus den Briefen, mit denen deine Mutter mich allmonatlich beglückt. Im Dienst kann auch nichts Schlimmeres geschehen sein, als schon geschehen ist; man hat dir einen Untergebenen auf den Nacken gesetzt; das ist das Äußerste; nun sagst du auch, du seist wohl, habest Geld weder verspielt, noch verloren ... Das ist wichtig ... Mit dem anderen ist leicht fertig zu werden ... denn was folgt noch? Unsinn, Liebe meine ich ..."
„Ja, Liebe! Aber wissen Sie denn, was passiert ist? Wenn Sie es erfahren, werden Sie vielleicht aufhören, so leichthin zu räsonieren, Sie werden sich entsetzen ..."
„Erzähl', bitte, ich habe mich lange nicht mehr entsetzt," sagte der Onkel Platz nehmend, „übrigens ist es nicht schwer zu erraten: man hat dich hintergangen ..."
Alexander sprang auf, wollte etwas sagen, schwieg aber und setzte sich wieder auf seinen Platz.
„Nun, ist es wahr? Siehst du, ich wußte es und sagte es dir. Und was sagtest du? ‚Nein, wie kann man nur, usw.'"

„Konnte man es vorausahnen?“ fragte Alexander, „nach allledem ...“

„Nicht vorausahnen, sondern voraussehen, nein noch richtiger: wissen, und danach handeln.“

„Sie können so ruhig räsonieren, Onkel, während ich ...“ sagte Alexander.

„Was macht es mir?“

„Ach, ich habe vergessen: Ihretwegen mag die ganze Stadt verbrennen oder versinken, gleichviel!“

„Ergebenster Diener! Und die Fabrik?“

„Sie scherzen und ich leide wirklich! Mir ist schwer zumut, ich bin krank.“

„Bist du aus Liebe so mager geworden? Schäme dich! — Nein, du warst krank und jetzt beginnst du gesund zu werden, es ist Zeit! Das will was sagen, anderthalb Jahre mit einer solchen Dummheit zu verbringen! Noch ein wenig, und ich hätte an die unwandelbare und ewige Liebe glauben müssen.“

„Onkel!“ rief Alexander, „schonen Sie mich doch! Jetzt ist die Hölle in meiner Brust.“

„Nun also, was ist es?“

Alexander rückte seinen Sessel an den Tisch, und der Onkel begann Tintenfaß, Papier und andere Gegenstände aus der Nähe des Neffen zu entfernen.

„Nachts ins Haus gefallen,“ dachte er, „eine Hölle in der Brust ... Er wird bestimmt wieder etwas zerschlagen.“

„Trost werde ich bei Ihnen nicht finden, und ich wünsche ihn auch nicht,“ begann Alexander, „ich bitte Sie, als Onkel, als Verwandten um Hilfe ... Ich erscheine Ihnen wohl dumm? ...“

„Ja, wenn du einem nicht leid tätest!“

„So tue ich Ihnen leid?“

„Sehr! Ich bin ja nicht aus Holz! Ein guter Kerl, klug, ordentlich erzogen, und geht um nichts und wieder nichts zugrunde."

„Beweisen Sie mir, daß Sie mich bemitleiden."

„Womit? Geld brauchst du keins ..."

„Geld, Geld! O, wenn mein Unglück bloß in Geldmangel bestünde, würde ich mein Schicksal segnen!"

„Sag das nicht", unterbrach ihn Peter Iwanitsch ernst. „Du bist zu jung, du würdest das Schicksal verfluchen und nicht segnen. Ich habe öfters geflucht, ich."

„So hören Sie mich doch geduldig an ..."

„Bleibst du lange, Alexander?" fragte der Onkel.

„Ja, ich brauche Ihre ganze Aufmerksamkeit. Warum fragen Sie?"

„Die Sache ist nämlich die: ich möchte etwas essen. Ich war schon im Begriff, ohne Abendbrot schlafen zu gehen. Aber jetzt, wenn du lange zu bleiben gedenkst, wollen wir essen und eine Flasche Wein trinken; indessen kannst du alles erzählen."

„Sie können essen?" fragte Alexander verwundert.

„Ja, gewiß kann ich; und du nicht?"

„Ich — essen! Auch Sie werden keinen Bissen herunterbringen, wenn Sie erfahren, daß es um Leben und Tod geht."

„Um Leben und Tod," wiederholte der Onkel, „ja, das ist natürlich sehr wichtig, aber versuchen wir, vielleicht bringen wir's hinunter."

Er klingelte.

„Frage mal," sagte er zum hereintretenden Kammerdiener, „was es zu essen gibt, und laß eine Flasche Lafitte heraufholen, die mit grüner Etikette."

Der Kammerdiener ging.

„Sie scheinen nicht in der Stimmung zu sein, die traurige Geschichte meines Kummers anzuhören," sagte Alexander, den Hut ergreifend, „ich komme lieber morgen."
„Nein, nein, es macht nichts," sagte Peter Iwanitsch lebhaft, den Neffen bei der Hand festhaltend, „ich bin immer in derselben Stimmung. Morgen triffst du mich am Ende beim Frühstück oder gar, was noch schlimmer ist, bei der Arbeit. Wollen wir's doch gleich abmachen. Das Abendbrot stört nicht. Ich kann dabei besser hören und verstehen. Mit hungrigem Magen, weißt du, hört man nicht gern."
Das Essen wurde gebracht.
„Nun, Alexander, bedienen wir uns", sagte Peter Iwanitsch.
„Aber ich will nicht essen", rief Alexander ungeduldig und sah achselzuckend zu, wie der Onkel sich mit dem Abendbrot befaßte.
„So trink wenigstens ein Glas Wein, er ist nicht schlecht!"
Alexander schüttelte ablehnend den Kopf.
„Nein? So nimm dir eine Zigarre und erzähle; ich werde mit beiden Ohren zuhören", sagte Peter Iwanitsch und begann lebhaft zu essen.
„Kennen Sie den Grafen Novinskij?" fragte Alexander nach einigem Schweigen.
„Den Grafen Platon?"
„Ja."
„Wir sind befreundet; warum fragst du?"
„Ich gratuliere Ihnen zu dieser Freundschaft eines Elenden!"
Peter Iwanitsch hörte zu kauen auf und sah den Neffen verblüfft an.
„Da hast du es!" rief er. „Kennst du ihn denn?"
„Sehr gut!"

„Schon lange?"

„Seit drei Monaten."

„Wie ist denn das? Ich kenne ihn fast fünf Jahre und hielt ihn immer für einen anständigen Menschen, und auch sonst wird ihn jeder loben, den du nach ihm frägst — und du, du machst ihn so herunter?"

„Seit wann nehmen Sie denn die Menschen in Schutz, Onkel? Früher..."

„Ich habe auch früher anständige Menschen in Schutz genommen. Und du, seit wann schiltst du auf sie und nennst sie nicht mehr Engel?"

„Solange ich sie nicht gekannt habe, aber jetzt... O Menschen, Menschen, klägliches Geschlecht, der Tränen und des Lachens gleich wert! Ich gestehe, daß ich mich sehr schuldig fühle, auf Sie nicht gehört zu haben, als Sie mir rieten, mich vor jedermann in acht zu nehmen..."

„Und ich rate es dir noch; triffst du auf einen Schurken, dann bist du vor Schaden bewahrt, ist es aber ein anständiger Mensch, dann ist es angenehm, sich geirrt zu haben!"

„Zeigen Sie mir, wo sind die anständigen Menschen?" sprach Alexander mit Verachtung.

„Nun, wir beide. Sind wir denn nicht anständig? Und der Graf, wenn schon von ihm die Rede ist, ist auch ein anständiger Mensch, und wohl noch mancher! Jeder hat irgend etwas Schlechtes an sich... aber nicht alles und nicht alle sind schlecht."

„Alle, alle!" sagte Alexander entschieden.

„Und du?"

„Ich? Ich scheide zwar aus dieser Menge mit einem gebrochenen Herzen, aber rein von jeder Niedrigkeit, mit

einer zerrissenen Seele, aber ohne daß man ihr den Vorwurf der Lüge, der Verstellung, des Verrats machen kann; ich werde mich nicht anstecken lassen ..."

„Nun gut, wir wollen sehen. Was hat dir denn der Graf getan?"

„Was er getan hat? Er hat mir alles geraubt!"

„Sprich klarer. Unter dem Wort Alles kann man Gott weiß was vermuten, vielleicht Geld? Das wird er nicht getan haben ..."

„Das, was für mich teurer war, als alle Schätze der Welt," sagte Alexander.

„Was war denn das?"

„Alles — Glück, Leben ..."

„Du lebst ja!"

„Leider ja! Aber dieses Leben ist schlimmer als hundert Tode."

„Sag' doch gerade heraus, was ist passiert?"

„Entsetzliches!" rief Alexander.

„Hat er dich bei deiner Schönen ausgestochen, bei der ... wie heißt sie doch? Ja, darin ist er ein Meister, du kannst es schwer mit ihm aufnehmen. Ein Teufelskerl!" sagte Peter Iwanitsch, ein Stück Putenbraten sich in den Mund steckend.

„Er wird mir für diese Meisterschaft teuer bezahlen!" rief Alexander auflodernd. „Ohne Kampf trete ich sie ihm nicht ab ... Der Tod wird entscheiden, wer von uns beiden Nadjenka besitzen soll. Ich werde diesen gemeinen Schürzenjäger vertilgen! Er darf nicht leben und den geraubten Schatz genießen ... Ich werde ihn aus der Reihe der Lebenden ausstreichen!"

Peter Iwanitsch lachte.

„Provinz!" sagte er, „apropos, Alexander, hat der Graf

nicht gesagt, ob er das Porzellan aus dem Auslande bekommen hat? Er hat im Frühling eine Sendung bestellt, ich möchte sie sehen."

„Lassen Sie jetzt das Porzellan, Onkel, haben Sie gehört, was ich gesagt habe?" unterbrach Alexander streng.

„Hm ..." knurrte der Onkel, einen Knochen abnagend.

„Was sagen Sie dazu?"

„Nichts. Ich höre dir zu."

„Hören Sie mich doch einmal im Leben aufmerksam an; ich komme zu Ihnen in einer so wichtigen Sache, ich möchte zur Ruhe kommen, eine Million qualvoller Fragen lösen, die mich erregen ... ich bin verwirrt ... ich bin außer mir, helfen Sie mir ..."

„Sehr gern, ich stehe dir zu Diensten; sag nur was du willst ... ich bin sogar bereit, mit Geld ... wenn es nur nicht für irgendeinen Unsinn ..."

„Unsinn! Es ist kein Unsinn, wenn ich vielleicht in einigen Stunden nicht mehr auf der Welt oder der Mörder eines anderen sein werde ... Und Sie lachen, essen kaltblütig ..."

„Bitte sehr! Du selbst hast wohl gut zu Abend gegessen, und ich darf nicht?"

„Ich weiß schon zwei Tage nicht mehr, was Essen ist."

„O, dann ist es in der Tat etwas sehr wichtiges!"

„Sagen Sie mir ein Wort: wollen Sie mir einen großen Dienst erweisen?"

„Welchen?"

„Wollen Sie mein Zeuge sein?"

„Die Koteletts sind ganz kalt!" bemerkte Peter Iwanitsch unzufrieden, die Schüssel von sich schiebend.

„Sie lachen?"

„Überleg doch selbst, ob man bei solchem Unsinn ernst

bleiben kann. Mich hat er zum Sekundanten ausersehen!"
„Und Sie?"
„Selbstverständlich tue ich es nicht."
„Schön; dann wird sich ein anderer finden, der an meiner bitteren Kränkung mehr Anteil nimmt. Tun Sie mir den Gefallen, mit dem Grafen zu sprechen, um die Bedingungen zu erfahren ..."
„Ich kann nicht; meine Zunge wird sich ja nicht rühren, ihm eine solche Dummheit vorzuschlagen."
„So leben Sie wohl!" sagte Alexander und nahm seinen Hut.
„Wie, du gehst schon? Willst du nicht ein Glas Wein trinken?"
Alexander war fast bis zur Türe gegangen, dort aber setzte er sich in größter Niedergeschlagenheit auf einen Stuhl.
„Zu wem soll ich gehen, bei wem Mitgefühl suchen?" sagte er leise.
„Höre, Alexander!" begann Peter Iwanitsch, sich mit der Serviette den Mund abwischend und seinen Sessel in die Nähe des Neffen schiebend, „ich sehe, man muß mit dir wirklich ohne Scherz reden. So wollen wir es also sofort tun. Du bist zu mir um Hilfe gekommen. Gut, ich werde dir helfen, aber anders als du denkst und unter der Bedingung, daß du gehorchst. Bestelle keine Zeugen; dabei wird nichts Gescheites herauskommen. Du wirst aus einer Dummheit eine große Angelegenheit machen, worüber man dich auslachen wird, oder noch schlimmer, man wird dir Unannehmlichkeiten bereiten. Außerdem wird sich niemand darauf einlassen; und findet sich ein Verrückter, der es tut, so ist es dennoch vergeblich. Der Graf wird sich nicht schlagen; ich kenne ihn."

„Er wird nicht! Also ist in ihm keine Spur von Edelmut!" bemerkte Alexander finster. „Ich habe nicht geglaubt, daß er so niedrig ist!"
„Er ist nicht niedrig, sondern klug."
„Also nach Ihrer Meinung bin ich dumm."
„Nein ... verliebt," sagte Peter Iwanitsch langsam.
„Hören Sie, Onkel, wenn Sie die Absicht haben, mir die Unsinnigkeit des Duells als eines Vorurteils zu beweisen, so sage ich Ihnen gleich: Sie können sich die Mühe sparen, ich bleibe fest."
„Das will ich gar nicht. Daß das Duell eine Dummheit ist, hat man schon bewiesen, aber man schlägt sich trotzdem. Es gibt eben zu viel Esel, und allen kann man keine Vernunft beibringen. — Ich will dir nur beweisen, daß gerade du dich nicht schlagen darfst."
„Ich bin neugierig, wie Sie mich überzeugen wollen."
„So höre. Sage mir, auf wen bist du besonders böse, auf den Grafen oder auf sie?.. Wie heißt sie doch... Anjuta ... wie?"
„Ich hasse ihn und sie verachte ich," sagte Alexander.
„Fangen wir vom Grafen an. Gesetzt, er nimmt deine Herausforderung an, gesetzt selbst, du findest einen Dummkopf zum Zeugen, was wird daraus? Der Graf wird dich wie eine Fliege töten, und hinterher wirst du noch ausgelacht: eine schöne Rache! Und du willst doch das gar nicht. Du möchtest den Grafen ausrotten."
„Man kann nicht wissen, wer wen tötet," sagte Alexander.
„Ganz bestimmt er dich. Du kannst ja, glaub' ich, nicht einmal schießen, und nach der Regel hat er noch obendrein den ersten Schuß."
„Hier wird Gottes Gericht entscheiden!"
„Nun also, wie du willst; sei versichert, es wird zu seinen

Gunsten entscheiden. Der Graf, sagt man, trifft auf fünfzehn Schritt jedes Ziel — und gerade dich soll er fehlen! Gesetzt sogar, Gottes Gericht würde eine solche Ungeschicklichkeit und Ungerechtigkeit zugeben und du tötest zufällig ihn, was hätte das für einen Zweck? Würdest du damit die Liebe deiner Schönen dir zurückerobern? Nein, sie wird dich hassen, außerdem wirst du dann zu den Soldaten gesteckt. Und vor allem, am nächsten Tag würdest du dir die Haare ausraufen vor Verzweiflung, und deine Liebe würde sofort erkalten ..."

Alexander zuckte verächtlich mit den Achseln.

„Sie räsonieren sehr geschickt darüber," sagte er, „überlegen Sie doch lieber, wie kann ich denn in dieser Lage anders handeln?"

„Gar nicht! Die Sache so lassen, wie sie ist; sie ist eben verloren."

„Das Glück in seinen Händen, ihn im stolzen Besitz belassen ... Oh! kann mich denn irgendeine Drohung abhalten? Sie kennen meine Qualen nicht! Sie haben nie geliebt, wenn Sie glauben, mich mit dieser kalten Moral zu hindern. In Ihren Adern fließt Milch, nicht Blut ..."

„Genug Unsinn geredet, Alexander! Gibt's denn wenig solcher auf der Welt, wie deine Marie oder Sophie, oder wie sie sonst heißt?"

„Sie heißt Nadjeschda ..."

„Nadjeschda? Und wer war denn Sophie?"

„Sophie ... das war auf dem Lande," erwiderte Alexander unwillig.

„Siehst du?" fuhr der Onkel fort, „dort Sophie, hier Nadjeschda, an einem anderen Ort Marie. Das Herz ist ein allzu tiefer Brunnen; da kannst du lange den Grund suchen. Es liebt, bis es alt wird."

„Nein, das Herz liebt nur einmal ..."

„Du wiederholst nur, was du von anderen gehört hast! Das Herz liebt so lange, bis es seine Kraft verausgabt hat. Es lebt sein eigenes Leben und hat, wie alles im Menschen, seine Jugend und sein Alter. Ist ihm eine Liebe mißglückt, so wartet es und schweigt bis zur nächsten. Hat man die zweite gestört, getrennt, die Fähigkeit zur Liebe bleibt unverbraucht bis zum dritten-, viertenmal, bis zu dem Moment, wo das Herz alle seine Kräfte bei einer glücklichen Begegnung, bei der nichts stört, auf einmal hingeben kann, um dann langsam und allmählich zu erkalten. Manchen ist es beim erstenmal geglückt, daher das Geschrei: man kann nur einmal lieben! Solange der Mensch jung, gesund ..."

„Sie sprechen von der Jugend, folglich von physischer Liebe ..."

„Ich spreche von der Jugend, weil die Liebe des Alters ein Gebrechen, ein Kuriosum ist. Und was heißt das, physische Liebe? Es gibt ebensowenig physische wie es ideale Liebe gibt. An der Liebe nimmt die Seele und der Körper gleichen Anteil, sonst ist die Liebe eben nicht ganz; wir sind weder Geister noch Tiere. Wie sagst du so hübsch: ‚In Ihren Adern rinnt Milch, nicht Blut.' Nun siehst du also: nimm einerseits das Blut in den Adern, das ist das physische; andererseits Eigenliebe, Gewohnheit, das ist das geistige. Da hast du die Liebe ... Ach ja, also du wirst zu den Soldaten gesteckt ... Außerdem wird dich nach dieser Geschichte deine Schöne nicht mehr sehen wollen. Du würdest also nur umsonst dir und ihr schaden, nicht wahr? Diese Frage hätten wir nun hoffentlich von der einen Seite gründlich bearbeitet. Jetzt ..."

Peter Iwanitsch schenkte sich ein und trank aus.

„Was für ein Trottel," sagte er, „bringt uns da kalten Lafitte!"

Alexander schwieg mit gesenktem Kopf.

„Jetzt sage mir," fuhr der Onkel fort, das Weinglas in beiden Händen wärmend, „wofür wolltest du den Grafen aus der Reihe der Lebenden ausstreichen?"

„Ich habe Ihnen doch gesagt wofür! Hat er nicht meine Seligkeit vernichtet? Wie ein wildes Tier kam er..."

„In einen Schafstall!" warf der Onkel dazwischen.

„Und raubte mir alles," beendigte Alexander.

„Er raubte nichts, sondern kam und nahm es. War er denn verpflichtet, sich zu erkundigen, ob deine Schöne frei war oder nicht? Ich begreife diese Dummheit nicht, die allerdings die meisten Verliebten seit Erschaffung der Welt bis zum heutigen Tag begehen: sie sind auf den Rivalen böse! Kann es denn etwas Sinnloseres geben, als, wie du sagtest, ihn von der Erdoberfläche zu vertilgen! Wofür? Dafür, daß er besser gefiel! Als wenn er schuld daran wäre, und als wenn wir es besser machten, wenn wir ihn dafür bestrafen! Und deine... Wie heißt sie?.. Katjenka, hat sie sich gegen ihn gewehrt? Hat sie irgendeine Anstrengung gemacht, um der Gefahr zu entgehen? Sie hat sich selbst hingegeben und hat aufgehört dich zu lieben. Also wofür ist da zu kämpfen? Das ist unwiederbringlich verloren! Jetzt noch auf Kampf bestehen, das ist barer Egoismus. Wenn man von der verheirateten Frau Treue fordert, siehst du, das hat noch einen Sinn; davon hängt sehr oft das wesentliche Wohlergehen der Familie ab, und auch da kann man nicht fordern, daß sie niemand liebe, sondern man kann nur fordern, daß sie... na ja... Und hast du sie dem Grafen denn nicht mit beiden Händen ausgeliefert? Hast du sie ihm streitig gemacht?"

„So will ich sie ihm streitig machen!" rief Alexander aufspringend, „und Sie halten meinen edlen Drang auf..."

„Sie ihm mit dem Pfahl in der Hand streitig machen!" unterbrach der Onkel. „Wir sind nicht in der kirgisischen Steppe. In der zivilisierten Welt gibt es andere Waffen. Die hättest du rechtzeitig ergreifen und vor den Augen deiner Schönen mit dem Grafen ein Duell ganz anderer Art auskämpfen müssen."

Alexander sah den Onkel verblüfft an.

„Was für ein Duell?"

„Ich werde es dir gleich sagen. Wie hast du bis jetzt gehandelt?"

Alexander erzählte den Verlauf der ganzen Sache, wobei er sich wand, milderte und Grimassen schnitt.

„Siehst du, bist von Anfang bis zu Ende selbst an allem schuld," sagte Peter Iwanitsch, nachdem er gehört hatte, und verzog das Gesicht. „Wie viele Dummheiten! Ach, Alexander, welcher Teufel hat dich nach der Stadt gebracht! Lohnte es sich deswegen zu kommen? Das alles hättest du ja dort bei dir auf dem Lande vor der Tante aufführen können. Wie kann man sich bloß so kindisch benehmen, Szenen machen, wüten? Wer macht das heute noch? Wie nun, wenn deine, wie heißt sie doch?... Julie... das alles dem Grafen erzählte! Aber Gott sei Dank braucht man das nicht zu fürchten. Sie ist gewiß so klug, daß sie auf die Frage des Grafen nach euren Beziehungen gesagt hat..."

„Was hat sie gesagt?" fragte Alexander rasch.

„Daß sie dich an der Nase herumgeführt, daß du verliebt warst und abscheulich und ihr zuwider bist... Wie sie das immer tun..."

„Sie glauben, daß sie wirklich so gesprochen hat?" fragte Alexander erblassend.

„Ohne Zweifel. Bildest du dir denn ein, daß sie etwa erzählt, wie ihr da im Garten gelbe Blumen gepflückt habt? Welche Einfalt!"

„Was meinen Sie mit jenem anderen Duell mit dem Grafen?" fragte Alexander ungeduldig.

„So meinte ich: hättest nicht grob sein sollen, ihn nicht meiden und Grimassen schneiden, sondern im Gegenteil, seine Liebenswürdigkeit doppelt, dreifach, zehnfach erwiedern, und diese ... nun wie heißt sie doch? Nadjenka? — richtig! — hättest du nicht durch Vorwürfe reizen sollen, vielmehr Nachsicht mit ihren Launen üben, dich stellen, als bemerktest du nichts, als hättest du nicht einmal eine Vermutung, daß sie dich verrät, als wäre es etwas ganz Unmögliches. Hättest nicht zugeben sollen, daß sich die beiden bis zur Intimität einander nähern, sondern kunstvoll, unauffällig ihre Begegnungen unter vier Augen verhindern, überall mit ihnen zusammen sein, mit ihnen sogar reiten. Und inzwischen müßtest du still und wortlos vor ihren Augen den Rivalen immerzu zum Kampf herausfordern, alle Kräfte des Geistes zusammennehmen und sie in die Schlacht schicken; aus Geist und List eine Hauptbatterie einrichten und die schwachen Seiten des Gegners aufdecken und treffen, gleichsam ohne Absicht, ohne Vorbedacht, gutmütig, ja sogar mit Bedauern, nach und nach ihn der Drapierung entkleiden, in der ein Jüngling vor seiner Schönen zu paradieren pflegt. Du hättest herausfinden müssen, was an ihm am meisten auf sie Eindruck macht und sie blendet, und dann geschickt gegen diese Seiten seines Wesens vorgehen; sie auf natürliche Weise erklären, sie in gewöhnlichem Zustande zeigen, aufdecken, daß er kein Held ist ...

daß er im Grunde so und so ist, und nur für sie ein festliches Gewand angelegt hat. Das alles kaltblütig tun, mit Geduld und Können, das ist das wahre Duell unserer Zeit. Aber nichts für dich!"

Peter Iwanitsch trank dabei sein Glas aus und schenkte sich gleich wieder ein.

„Verächtliche Schlauheiten! Zur List seine Zuflucht nehmen, um das Herz einer Frau zu gewinnen!" sagte Alexander entrüstet.

„Aber zu einem Pfahl seine Zuflucht nehmen, ist das besser? Durch List kannst du die Zuneigung eines Menschen vielleicht dir erhalten, mit Gewalt nie, das glaube ich nicht. Der Wunsch, den Rivalen zu entfernen, ist mir verständlich; es ist einfach die Vorsorge, die geliebte Frau für dich zu bewahren; du beugst der Gefahr vor oder wendest sie ab, das ist sehr natürlich! Aber ihn dafür zu schlagen, weil er Liebe für sich eingeflößt hat, ist genau so vernünftig, wie den Stein schlagen, an dem du dich gestoßen, wie Kinder es tun. Tue, was du willst, aber der Graf ist nicht schuldig! Wie ich sehe, verstehst du nichts von den Geheimnissen des Herzens, darum sind deine Liebesaffären und -erzählungen so schlecht."

„Liebesaffären!" sagte Alexander, verächtlich den Kopf schüttelnd. „Ist eine Liebe ehrenhaft, die mit List errungen wird?"

„Ich weiß nicht, ob ehrenhaft oder nicht, das ist wie man's nimmt, mir ist es einerlei. Ich habe von der Liebe überhaupt keine sehr hohe Meinung. Meinetwegen brauchte sie gar nicht zu existieren ... Aber daß sie auf meine Weise dauerhafter ist, das ist sicher. Mit dem Herzen kann man nicht so geradezu verfahren. Es ist ein zu kompliziertes Instrument; wenn man nicht weiß, welche Feder zu drücken

ist, beginnt es Gott weiß was zu spielen. Du kannst, womit du willst, Liebe einflößen, aber erhalten mußt du sie mit dem Verstand. List ist eine Funktion des Verstandes; an ihr ist nichts Verächtliches. Du brauchst den Rivalen nicht zu demütigen, oder gar zu Verleumdungen deine Zuflucht nehmen, damit bringst du die Schöne nur gegen dich auf... Du mußt von ihm nur das bißchen Flittergold wegblasen, das die Augen deiner Geliebten blendet; den Helden vor ihr nur wieder auf den gewöhnlichen Menschen zurückführen... Ich denke, es ist verzeihlich, sein Gut mit edler List zu verteidigen; auch im Kriege wird nicht anders verfahren. Du wolltest ja heiraten: ein schöner Ehemann wärest du, der seiner Frau ständig Szenen macht und dem Rivalen mit dem Pfahl droht — was für ein..."

Peter Iwanitsch zeigte mit der Hand auf die Stirn.

„Deine Marjenka war erheblich klüger als du, als sie vorschlug, ein Jahr zu warten."

„Aber wie hätte ich List anwenden können, wenn ich es sogar verstanden hätte? Dazu muß man nicht so lieben wie ich. Manche stellen sich kalt, bleiben aus Berechnung einige Tage aus, und das wirkt!.. Und ich... Wie sollte ich mich verstellen, berechnen, wenn mir bei ihrem Anblick der Atem verging und die Knie zitterten und unter mir wankten, wenn ich bereit war, Qualen zu erdulden, nur um sie zu sehen... Nein! Sagen Sie, was Sie wollen, aber für mich liegt mehr Wonne drin, mit allen Kräften der Seele zu lieben und dabei zu leiden, als geliebt zu werden ohne selbst zu lieben, oder nur halb und wie zur Unterhaltung, und nach einem widerwärtigen System mit einer Frau zu spielen, wie man mit einem Hund spielt und ihn dann zurückstößt."

Peter Iwanitsch zuckte die Achseln.

„Nun, so leide doch, wenn es dir so gut bekommt," sagte er. „O Provinz, o Asien! Im Orient müßtest du leben; dort befiehlt man heute noch den Frauen, wen sie lieben sollen, und wenn sie sich weigern, werden sie ertränkt. Nein," fuhr er fort, als spreche er zu sich selbst, „um hier mit einer Frau glücklich zu sein, das heißt, nicht wie du denkst, nicht wie Verrückte, sondern vernünftig, dazu müssen viele Bedingungen zusammentreffen ... Man muß es verstehen, nach einem wohlüberlegten Plan aus dem Mädchen eine Frau für sich zu machen, wenn man will, daß sie ihren Beruf begreift und erfüllt. Man muß sie mit einem magischen Kreis umgeben, nicht zu eng, damit sie die Grenzen nicht spürt und sie nicht überschreitet. Es genügt nicht, sich mit List ihres Herzens zu bemächtigen, das ist ein leicht entgleitender wenig dauerhafter Besitz; sondern man muß ihren Verstand, ihren Willen, ihren Geschmack und Charakter dem eigenen untertan machen, damit sie die Dinge durch dich sehen lernt, mit deiner Vernunft denkt ..."

„Das heißt sie zur Puppe zu machen oder zur stummen Sklavin des Mannes!" unterbrach Alexander.

„Warum? Richte es so ein, daß sie in nichts ihren weiblichen Charakter und ihre Würde verleugnet. Überlasse ihr in ihrer Sphäre jede Freiheit des Handelns, beobachte jede ihrer Bewegungen, Seufzer, Handlungen mit deinem durchdringenden Verstand, damit jede momentane Erregung, jede Wallung, jeder Keim eines Gefühls immer und überall dem äußerlich gleichgültigen, aber innerlich stets wachen Blick des Gatten begegnen. Richte eine ständige Kontrolle ein, aber ohne jede Tyrannei ... geschickt, für sie unsichtbar, und führe sie so den Weg, den du wünschest. O, dazu

braucht es einer verteufelt schweren Schule, und diese Schule ist ein kluger und erfahrener Mann. Hier liegt der Hund begraben!"
Er hustete vielsagend und leerte mit einem Zug sein Glas.
„Dann," fuhr er fort, „kann der Mann ruhig schlafen, wenn auch die Frau nicht neben ihm ist, oder sorglos im Arbeitszimmer sitzen, wenn sie schläft ..."
„Ah, das ist das große Geheimnis des Eheglückes!" rief Alexander. „Durch einen Betrug Vernunft, Herz und Willen der Frau an sich zu ketten und sich damit trösten, stolz darauf sein ... Dieses Glück! Und wenn sie es merkt?"
„Warum stolz sein?" sagte der Onkel. „Das ist nicht nötig."
„Wenn ich Sie so ansehe," fuhr Alexander fort, „wie sie sorglos im Arbeitszimmer sitzen, während die Tante ruht, errate ich, wer dieser Mann ..."
„St! st! schweig"! unterbrach ihn der Onkel mit einer Handbewegung, „gut, daß meine Frau schläft ... sonst —"
In diesem Moment ging die Tür des Arbeitszimmers langsam auf, aber niemand ließ sich sehen.
„Und die Frau muß", hörte man eine Frauenstimme vom Korridor, „nicht zeigen, daß sie die große Schule des Mannes durchschaut und sich eine kleine eigene einrichten, aber darüber nicht beim Wein schwatzen ..."
Beide Adujews stürzten zur Tür, aber auf dem Korridor entfernten sich schnelle Schritte, man hörte das Rascheln eines Kleides — und dann war alles still. Onkel und Neffe sahen einander an.
„Was ist das, Onkel?" fragte der Neffe nach einem Schweigen.
„Was? Nichts ist es!" sagte Peter Iwanitsch, die Augen-

brauen zusammenziehend. „Geprahlt zur ungelegenen Zeit. Lerne daran, Alexander, heirate lieber gar nicht, oder nimm eine Närrin. Mit einer klugen Frau wirst du nicht fertig werden. Eine verteufelt komplizierte Schule!"
Er versank in Nachdenken, dann schlug er sich mit der Hand auf die Stirn.
„Wie konnte ich nur nicht bedenken, daß sie von deinem späten Kommen erfuhr?" sagte er ärgerlich. „Daß eine Frau nicht einschläft, wenn es im zweitnächsten Zimmer zwischen zwei Männern ein Geheimnis gibt, daß sie unbedingt entweder die Kammerzofe hinschickt oder selbst... Und das nicht vorauszusehen! Dumm! Und an allem bist du schuld und dieses verfluchte Glas Lafitte! Ich habe zuviel geschwatzt! Eine solche Lehre von einer zwanzigjährigen Frau..."
„Sie fürchten, Onkel?"
„Was gibt's da zu fürchten? Nicht die Spur! Ich habe einen Fehler begangen — jetzt gilt es, kalt Blut zu bewahren und sich herauszuwickeln."
Er verfiel wieder in Gedanken.
„Sie hat sicherlich nur geprahlt," begann er nach einer Weile. „Was hat sie für eine Schule? Sie kann ja gar keine haben: sie ist zu jung! Das sagte sie nur so aus Verdruß! Aber jetzt hat sie den magischen Kreis bemerkt; jetzt wird sie auch schlau werden... O, ich kenne die Frauennatur! Aber wir wollen sehen!"
Er lächelte stolz und vergnügt; die Falten auf seiner Stirn glätteten sich.
„Nur muß man die Sache jetzt anders führen," fügte er hinzu, „die alte Methode taugt nicht mehr."
Er besann sich aber plötzlich und schwieg, ängstlich nach der Tür spähend.

„Aber das alles hat ja noch Zeit,“ fuhr er fort, „jetzt wollen wir uns mit deiner Sache befassen, Alexander. Wovon sprachen wir? Ja, du wolltest, wie mir schien, deine ... Wie heißt sie doch? ... töten.“

„Ich verachte sie zu tief,“ sagte Alexander mit einem schweren Seufzer.

„Nun, siehst du? Du bist schon zur Hälfte kuriert. Aber ist es auch wahr? Du scheinst noch zu grollen. Übrigens verachte, verachte nur, in deiner Lage ist es das beste. Ich wollte etwas sagen ... aber lieber nicht.“

„Ach, sprechen Sie, um Gottes willen, sprechen Sie,“ sagte Alexander. „Ich habe keinen Funken Verstand mehr. Ich leide, ich gehe zugrunde ... geben Sie mir etwas von Ihrem kalten Verstand. Sagen Sie alles, was das kranke Herz erleichtern und beruhigen kann ...“

„Ja, wenn ich es dir sage, kehrst du am Ende zu ihr zurück ...“

„Welcher Gedanke! Nach allem was ...“

„Man kehrt auch nach ganz anderen Dingen zurück! Dein Ehrenwort, daß du nicht mehr hingehst.“

„Einen Schwur, wenn Sie wollen.“

„Nein, das Ehrenwort, das ist sicherer.“

„Mein Ehrenwort!“

„Nun, wir haben also gesehen, daß der Graf nicht schuldig ist.“

„Zugegeben; was folgt daraus?“

„Nun, und welche Schuld trifft eigentlich deine ... wie heißt sie doch?“

„Welche Schuld Nadjenka trifft!“ rief Alexander erstaunt.

„Sie ist also nicht schuldig?“

„Nun, bitte, sage doch weshalb? Ich sehe keinen Grund, sie zu verachten.“

„Zugegeben, daß der Graf ... nun ja! .. er wußte nicht ... und auch das ist nicht richtig! Aber sie? Wer ist dann nach Ihnen der Schuldige? Ich etwa?"

„Ja, fast scheint es so, aber in der Tat ist es niemand. Sage mir, warum verachtest du sie?"

„Ihrer niedrigen Handlungsweise wegen."

„Worin bestand sie?"

„In der Undankbarkeit, mit der sie einer hohen, grenzenlosen Leidenschaft lohnte."

„Wofür gibt's denn da zu danken? Hast du sie um ihretwillen, um ihr einen Gefallen zu tun, geliebt? Wolltest du ihr damit einen Dienst erweisen? In diesem Falle wäre es richtiger gewesen, die Mutter zu lieben!"

Alexander sah ihn an und wußte nichts zu sagen.

„Du hättest ihr dein Gefühl, das Gefühl in seiner ganzen Kraft, nicht offenbaren sollen. Das Weib erkaltet, wenn der Mann sich ganz gibt ... Du hättest ihren Charakter erforschen sollen und danach handeln, nicht wie ein Hündchen ihr zu Füßen liegen. Wie kann man es unterlassen, den Kompagnon kennenzulernen, mit dem man auch nur irgendein beliebiges Geschäft eingeht! Du hättest dann auch durchschaut, daß man von ihr nichts anderes erwarten konnte. Sie hat ihren Roman mit dir zu Ende gespielt, wird sie ebenso den mit dem Grafen durchspielen, und vielleicht noch einen mit einem Dritten ... Mehr kann man von ihr nicht verlangen — es reicht bei ihr nicht weiter. Sie ist eben eine solche Natur, und du hast dir weiß Gott was eingebildet!"

„Aber warum liebt sie den anderen?" unterbrach ihn Alexander kummervoll.

„Und das soll ihre Schuld sein? Eine gescheite Frage!

Ach, du Tor! Und warum liebst du sie? Versuch mal, bitte, rasch aufzuhören —"

„Hängt denn das von mir ab?"

„Und etwa von ihr, daß sie den Grafen liebt? Du selbst behauptetest doch, daß man die Gefühlswallungen nicht hindern darf, aber sobald es dich trifft, fragst du, warum liebt sie? Warum ist dieser gestorben und jener verrückt geworden? Wer kann auf solche Fragen antworten? Die Liebe muß einmal enden; sie kann nicht ewig dauern."

„Nein, sie kann. Ich fühle in mir diese Kraft des Herzens, ich könnte ewig lieben."

„Jawohl! Und sowie man dich etwas stärker liebte... würdest du sofort die Flucht ergreifen! Alle sind so, ich kenne das!"

„Wäre nur auch ihre Liebe erkaltet," sagte Alexander, „aber warum mußte sie so enden?"

„Ist es nicht einerlei? Man hat dich geliebt, du warst glücklich, und damit genug!"

„Sie hat sich einem anderen ergeben!" sagte Alexander erblassend.

„Wäre es dir etwa lieber, sie würde heimlich einen anderen lieben und dich ihrer Liebe versichern? Entscheide dich. Was sollte sie tun, woran ist sie schuld?"

„O, ich werde mich an ihr rächen!" sagte Alexander.

„Du bist undankbar," fuhr Peter Iwanitsch fort, „das ist häßlich! Was auch eine Frau mit dir tut, ob sie dich verrät, erkaltet, kurz alles, was man in Gedichten ‚falsch' nennt, beschuldige du die Natur, ergib dich aus solchem Anlaß philosophischen Grübeleien, schilt die Welt, das Leben, mach, was du willst, aber vergreife dich niemals an der Persönlichkeit der Frau, weder mit Worten, noch mit Taten. Die Waffe gegen die Frau ist Nachsicht, oder

die allergrausamste: — Vergessen! Nur das ist einem anständigen Menschen erlaubt. Denk' daran, daß du anderthalb Jahre lang jedem Menschen um den Hals fielst und vor Freude nicht wußtest, wohin mit dir! Sag', was du willst, aber du bist undankbar."

„Ach, Onkel, für mich gab es auf der Welt nichts Heiligeres als die Liebe. Ohne Liebe ist mir das Leben kein Leben mehr."

„Ah," unterbrach ihn Peter Iwanitsch ärgerlich, „es wird einem schlecht, diesen Unsinn anzuhören!"

„Ich würde sie angebetet haben," fuhr Alexander fort, „und auf kein Glück mehr in der Welt neidisch sein; ich träumte mein ganzes Leben mit ihr zusammen; und jetzt? Wo ist die edle große Leidenschaft geblieben, von der ich träumte, sie hat sich in einer Pygmäenkomödie von Seufzern, Szenen, Eifersucht, Lüge und Verstellung abgespielt. O Gott! O Gott!"

„Weshalb hast du dir auch etwas eingebildet, was es nie und nirgends gibt? War ich es nicht, der dir oft wiederholt hat, daß du stets ein Leben leben wolltest, das es gar nicht gibt! Deiner Meinung nach hat ein Mensch nichts anderes zu tun, als Liebhaber, Gatte und Vater zu sein ... Und von allem anderen willst du nichts wissen. Der Mensch ist aber außerdem noch Staatsbürger, hat einen Beruf oder eine Beschäftigung, ist Schriftsteller meinetwegen, Gutsbesitzer, Soldat, Beamte, Fabrikant ... Und bei dir wird das alles von Liebe und Freundschaft absorbiert ... Was ist das für ein Arkadien! .. Hast dich eben mit Romanen vollgelesen, hast deiner Tante dort in der Wildnis zugehört, und bist mit diesen Vorstellungen hierhergekommen. Was er sich da noch ausgedacht hat, edle Leidenschaft!"

„Jawohl — edle!"

„Laß das doch, bitte! Wieso ist Leidenschaft edel?"

„Wie meinen Sie?"

„Merk auf: Leidenschaft, meine ich, heißt es doch, wenn das Gefühl, der Drang oder die Zuneigung jenen Grad erreicht hat, wo der Verstand aufhört zu funktionieren. Nun, was ist daran Edles? Ich verstehe nicht; da bleibt eben der pure Wahnsinn übrig. Ist das menschlich? Und warum betrachtest du so eigensinnig nur die eine Seite der Medaille? Ich meine in der Liebe. Wende sie auf die andere Seite, und du wirst sehen, daß sie auch etwas sehr Gutes ist. Erinnere dich an die glücklichen Augenblicke! Du hast mir ja oft genug damit in den Ohren gelegen..."

„O, erinnern Sie mich nicht daran, erinnern Sie mich nicht daran!" sprach Alexander, mit der Hand abwehrend. „Sie haben es leicht zu räsonieren, weil sie Ihres geliebten Weibes sicher sind; ich hätte sehen mögen, was Sie an meiner Stelle getan hätten?.."

„Was ich getan hätte? Ich wäre in die Fabrik hinausgefahren, um mich zu zerstreuen... Möchtest du morgen..."

„Nein, wir werden uns nie verstehen", sagte Alexander traurig. „Ihre Anschauung vom Leben beruhigt mich nicht, sondern stößt mich von ihm ab. Mir ist dabei traurig, es weht mich in tiefster Seele kalt an. Bis jetzt hat mich vor dieser Kälte nur die Liebe geschützt — jetzt ist sie nicht mehr, und im Herzen ist nur Trauer. Mir ist düster und öde zumute..."

„Arbeite..."

„Das ist alles richtig, Onkel. Sie und Ihresgleichen können so denken. Sie sind ein von Natur kalter Mensch, mit einer Seele, die nicht fähig ist, sich zu erheben..."

„Und du bildest dir wohl ein, daß du eine besonders mächtige Seele hast? Gestern erst warst du im siebenten Himmel vor Freude, und kaum kommt dir etwas in die Quere, kannst du den Kummer nicht ertragen!"

„Dampf! Dampf!" sprach Alexander sich kaum verteidigend. „Sie denken und fühlen wie eine Lokomotive, die auf Schienen läuft: gleichmäßig, glatt, ruhig."

„Ich hoffe, daß das nicht schlecht ist, besser, als aus dem Gleis in den Graben hinauszuplumpsen und nicht mehr aufstehen können. Dampf! Dampf! Aber der Dampf, siehst du, macht dem Menschen Ehre. In dieser Erfindung ist das Prinzip, das uns zu Menschen macht; aber vor Kummer sterben kann auch ein Tier. Es gibt Beispiele, daß Hunde auf den Gräbern ihrer Herren starben, oder nach langer Trennung beim Wiedersehen vor Freude tot hinstürzten. Also was ist für ein Verdienst dabei? Und du denkst, du bist ein besonderes Wesen, höheren Ranges, ein ungewöhnlicher Mensch ..."

Peter Iwanitsch sah den Neffen an und hielt plötzlich inne.

„Was ist das? Du weinst doch nicht etwa?" fragte er, und sein Gesicht verdunkelte sich, das heißt: er wurde rot.

Alexander schwieg. Die letzten Beweise hatten ihn vollständig zerschmettert. Er hatte nichts zu erwidern, aber er war zu sehr unter dem Einfluß des ihn beherrschenden Gefühls. Er dachte an das verlorene Glück, daran, daß jetzt ein anderer ... und die Tränen liefen ihm in Strömen die Wangen herunter.

„Ei, ei, ei! Schäm dich doch!" rief Peter Iwanitsch. „Du bist doch ein Mann! Weine, um Gottes willen, nicht in meiner Gegenwart!"

„Onkel! besinnen Sie sich auf Ihre Jugend," sprach Alexander schluchzend, „hätten Sie denn die bitterste Kränkung, die ein Mensch vom Schicksal erleiden kann, ruhig und gleichgültig ertragen? Anderthalb Jahre lang ein so reiches Leben zu leben, und plötzlich — alles aus! Nach jener tiefen Aufrichtigkeit — List, Verschlossenheit, Kälte! O Gott! Kann es eine größere Qual geben? ‚Verraten,' wie leicht spricht sich das Wort, wenn es einen anderen betrifft, aber es selbst zu erleben!... Wie hat sie sich verändert! Wie hat sie angefangen, sich für den Grafen zu putzen! Wenn ich kam, wurde sie blaß, konnte kaum sprechen... log... o nein..."

Hier ergossen sich die Tränen immer stärker.

„Wenn mir der Trost geblieben wäre," fuhr er fort, „daß ich sie aus irgendwelchen äußeren Umständen verloren hätte, daß sie gezwungen worden wäre... Wenn sie gestorben wäre — auch dann noch wäre es leichter zu ertragen gewesen... Aber so... nein, nein... ein anderer! Ist das nicht furchtbar?! Und kein Mittel, sie dem Verführer zu entreißen! Sie haben mich entwaffnet... Was soll ich jetzt tun? Belehren Sie mich doch! In mir ist es dumpf und weh... Nur Trauer, Qual! Ich werde sterben, mich töten!.."

Er stützte die Arme auf den Tisch, bedeckte den Kopf mit den Händen und schluchzte laut.

Peter Iwanitsch war verwirrt. Er ging einigemal im Zimmer auf und ab, dann blieb er stehen und kraute sich ratlos den Kopf.

„Trink einen Schluck Wein, Alexander," sagte er, so zärtlich er konnte, „vielleicht daß..."

Alexander antwortete nichts, nur die Schultern und der Kopf zuckten krampfhaft; er schluchzte noch immer. Peter

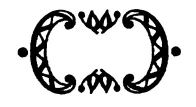
Iwanitsch verfinsterte sich, machte eine ungeduldige Bewegung mit der Hand und verließ das Zimmer.
„Was soll ich mit Alexander machen?" sagte er zu seiner Frau, „er sitzt da drinnen, schluchzt und hat mich hinausgejagt. Er hat mich ganz müde gemacht."
„Und du hast ihn so zurückgelassen?" fragte sie. „Der Arme! Laß mich zu ihm."
„Du wirst ja nichts ausrichten; das ist eine solche Natur. Ganz wie die Tante, genau dieselbe Jammerliese. Ich habe mir Mühe genug gegeben, ihn zu überzeugen."
„Nur zu überzeugen?"
„Und hab' ihn auch überzeugt! Er ist ganz mit mir einverstanden."
„O, ich zweifle nicht daran; du bist sehr klug und schlau", fügte sie hinzu.
„Gott sei Dank, wenn es so ist. Das ist doch alles, was nötig ist, scheint mir."
„Es scheint so, aber er weint."
„Ich bin nicht schuld, ich habe alles getan, um ihn zu trösten."
„Was hast du getan?"
„Was nicht alles! Eine ganze Stunde geredet ... Der Hals ist mir beinahe ausgetrocknet ... Die ganze Theorie der Liebe ihm vorgelegt, wie auf der flachen Hand, habe ihm Geld angeboten, und mit Abendbrot und Wein mich bemüht ..."
„Und er weint immer?"
„Er brüllt nur so. Zum Schluß wurde es noch schlimmer."
„Merkwürdig! Laß mich, ich will es versuchen, derweil du deine neue Methode überlegst ..."
„Wie, wie?"
Aber sie huschte wie ein Schatten aus dem Zimmer.

Alexander saß noch immer den Kopf in die Hände gestützt, als jemand seine Schulter berührte. Er hob den Kopf. Vor ihm stand eine junge schöne Frau in einem Peignoir und einem Häubchen à la Finoise.

„Ma tante!" rief er.

Sie setzte sich zu ihm, sah ihn lange an, wie nur Frauen anzusehen verstehen, dann wischte sie ihm leise die Tränen mit dem Tuch ab und küßte ihn auf die Stirn. Und er bückte sich und preßte seine Lippen auf ihre Hand. Dann sprachen sie lange miteinander.

Nach einer Stunde ging er fort, tief in Gedanken, aber mit einem Lächeln auf den Lippen, und schlief zum erstenmal ruhig, nach vielen schlaflosen Nächten. Sie aber kehrte mit verweinten Augen ins Schlafzimmer zurück, als Peter Iwanitsch schon lange schnarchte.



Eine

Alltägliche Geschichte

Zweiter Teil





Erstes Kapitel

Es verging ein Jahr nach den im letzten Kapitel beschriebenen Szenen und Vorgängen.

Alexander war allmählich von düsterer Verzweiflung zur kalten Niedergeschlagenheit übergegangen. Er donnerte keine Flüche mehr, knirschte auch nicht mit den Zähnen gegen den Grafen und Nadjenka, sondern strafte sie mit tiefer Verachtung.

Lisaweta Iwanowna tröstete ihn mit der ganzen Zärtlichkeit eines Freundes und einer Schwester, und er überließ sich gern dieser lieben Vormundschaft. Naturen wie die seinige lieben es, ihren Willen einem anderen zu unterwerfen — sie haben eben immer eine Kinderfrau nötig.

Schließlich verdampfte in ihm die Leidenschaft, die wahre Trauer verschwand, aber es tat ihm leid, sich von ihr zu trennen. Er setzte sie gewaltsam fort oder, richtiger, er schaffte sich eine neue künstliche Trauer, spielte mit ihr, schwelgte in ihr und gab sich eine entsprechende Haltung.

Er gefiel sich in der Rolle des Märtyrers. Er gab sich still, bedeutend, etwas undurchsichtig, wie ein Mensch, der, nach seinen eigenen Worten, einen Schicksalsschlag erlitten, sprach von tiefen Qualen, von heiligen, erhabenen Gefühlen, die

zerdrückt und in den Kot gezerrt wurden, und „von wem?" — fügte er dann hinzu — „von einem kleinen Mädchen, einer Kokette und einem verächtlichen Wüstling, einem Talmihelden! Hatte gerade mich das Schicksal dazu auf die Welt gebracht, um alles, was Hohes in mir ist, einem Nichts zu opfern?"
Weder hätte ein Mann dem anderen noch eine Frau der anderen diese Gemachtheit durchgehen lassen; — sie würden einander sofort von den Stelzen heruntergeholt haben. Aber was verzeihen einander nicht alles junge Leute verschiedenen Geschlechts?
Lisaweta Alexandrowna hörte nachsichtig seine Jeremiaden an und tröstete ihn, so gut sie konnte. Das war ihr gar nicht unangenehm. Vielleicht auch deshalb, weil sie im Neffen Mitgefühl für ihr eigenes Herz fand und in seinen Klagen über die Liebe die Stimme eines auch ihr nicht fremden Leides hörte.
Sie horchte begierig auf dies Stöhnen seines Herzens und erwiderte darauf mit unmerklichen Seufzern und mit Tränen, die aber niemand sah. Sie fand sogar für die unaufrichtigen und süßlichen Ergüsse des Neffen Worte des Trostes von gleichem Ton und gleichem Geist; aber Alexander wollte sie gar nicht hören.
„O sagen Sie mir nichts, ma tante," erwiderte er, „ich will den heiligen Namen der Liebe nicht damit schänden, daß ich die Beziehung zu jener so benenne."
Nach ‚zu jener' machte er eine verächtliche Grimasse und war bereit, wie Peter Iwanitsch ‚Wie heißt sie doch?' zu fragen.
„Übrigens", fügte er dann mit noch größerer Verachtung hinzu, „ist es ihr zu verzeihen: ich stand viel zu hoch über ihr, dem Grafen und dieser ganzen kläglichen, klein-

lichen Sphäre. Kein Wunder, daß ich von ihr verkannt blieb."

Und noch lange nach diesen Worten behielt er die verächtliche Miene bei.

„Der Onkel behauptet, ich müßte ihr dankbar sein," fuhr er dann fort; „wofür? Wodurch hat sich diese Liebe ausgezeichnet? Lauter Gewöhnlichkeiten, lauter Gemeinplätze. War denn irgendein Vorfall, der aus dem gewöhnlichen Kreis der alltäglichen Banalitäten herausragte? Zeigte sich in dieser Liebe etwas wie Heroismus und Selbstaufopferung? Nein, alles geschah mit Erlaubnis der Mutter. Ist sie auch nur einmal aus der gesellschaftlichen Konvention, aus dem gewöhnlichen Kreise der Pflicht herausgetreten? Niemals! Und das sollte Liebe sein!!! Ein Mädchen — und verstand es nicht einmal dieses Gefühl mit Poesie zu erfüllen."

„Welche Liebe würden Sie von einer Frau fordern?" fragte Lisaweta Alexandrowna.

„Welche?" antwortete Alexander. „Ich würde den ersten Platz in ihrem Herzen beanspruchen. Das geliebte Weib dürfte keine anderen Männer bemerken, sehen, außer mich. Ich allein bin höher, herrlicher (hier reckte er sich), besser, edler als alle. Jeder Augenblick, den sie nicht mit mir durchlebt, ist für sie verloren. Aus meinen Augen, aus meinen Gesprächen allein muß sie ihre Seligkeit schöpfen und keine andere kennen ..."

Lisaweta Alexandrowna bemühte sich, ein Lächeln zu verbergen. Alexander bemerkte es nicht.

„Für mich", fuhr er mit leuchtenden Augen fort, „muß sie alles opfern: die verächtlichen Vorteile und Berechnungen, das despotische Joch der Mutter, des Mannes von sich abschütteln, fliehen, wenn es nötig ist, an das

Ende der Welt, energisch alle Entbehrungen ertragen, endlich den Tod selbst verachten — das ist Liebe! und diese ..."

„Und womit könnten sie diese Liebe lohnen?" fragte die Tante.

„Ich? Oh!" begann Alexander, die Blicke zum Himmel erhebend, „ich würde ihr mein ganzes Leben widmen, ihr zu Füßen liegen. Ihr in die Augen zu schauen wäre mein höchstes Glück. Jedes Wort von ihr wäre für mich ein Gesetz. Ich würde ihre Schönheit, unsere Liebe, die Natur besingen! ‚Mit ihr würden meine Lippen die Sprache Petrarcas und der Liebe finden.' Habe ich denn Nadjenka nicht bewiesen, wie ich lieben kann?"

„Aber glauben Sie denn an kein Gefühl, wenn es sich nicht so, wie Sie es wünschen, offenbart? Das starke Gefühl verbirgt sich ..."

„Wollen Sie mir denn einreden, ma tante, daß etwa ein Gefühl, wie das des Onkels, sich verbirgt?"

Lisaweta Iwanowna errötete. Sie konnte nicht umhin, dem Neffen innerlich recht zu geben, daß ein Gefühl ohne jede Äußerung verdächtig ist, daß es vielleicht gar nicht existiert. Denn wenn es wäre, würde es nach außen irgendwie durchbrechen und außer der Liebe selbst auch ihrer Umgebung einen unaussprechlichen Reiz verleihen.

Hier durchlief sie in Gedanken die ganze Epoche ihres Ehelebens und versank in tiefes Sinnen. Die indiskrete Anspielung des Neffen regte in ihrem Herzen ein Geheimnis auf, das sie tief verbarg, und sie auf die Frage brachte, ob sie glücklich sei.

Sie durfte nicht klagen: alle äußeren Bedingungen des Glückes, nach welchen die meisten jagen, waren für sie wie nach einem Programm vorhanden! Wohlhabenheit, sogar

Überfluß in der Gegenwart und Sicherheit, Sorglosigkeit für die Zukunft, — alles das hielt ihr jene kleinlichen, bitteren Sorgen fern, die das Herz der meisten Armen aussaugen und austrocknen.

Ihr Mann arbeitete unermüdlich immer weiter. Aber was war das Hauptziel seiner Mühen? Arbeitete er für einen allgemein menschlichen Zweck, eine ihm vom Schicksal gestellte Aufgabe erfüllend, oder nur um eine angesehene, einträgliche Position zu gewinnen? Oder damit ihn Not und Mißstände nicht unterjochen? Weiß Gott! Von hohen Zielen liebte er nicht zu reden, er nannte es wahnwitziges Geschwätz, sondern er pflegte einfach und trocken zu sagen: „Man muß arbeiten."

Lisaweta Alexandrowna kam nur zu dem traurigen Schluß, daß sie und die Liebe zu ihr nicht das letzte und einzige Ziel seines Eifers und seiner Anstrengungen waren. Er hatte ja auch vor der Ehe so gearbeitet, bevor er seine Frau kannte. Er hatte nie von Liebe zu ihr gesprochen und auch sie nie danach gefragt; ihrer Fragen entledigte er sich mit einem Scherz, einem Witz oder indem er vorgab, schläfrig zu sein. Kurz nachdem er sie kennengelernt hatte, begann er mit ihr von der Heirat zu sprechen, als wollte er damit zu verstehen geben, daß hier die Liebe sich von selbst verstände und man nicht viel Worte darüber zu machen brauchte.

Er war ein Feind jeder Affektation — das wäre schön —, aber er liebte auch die aufrichtigen Äußerungen des Herzens nicht und glaubte auch nicht an das Bedürfnis danach bei anderen. Und doch hätte er mit einem Blick, mit einem Wort eine tiefe Leidenschaft zu sich erwecken können; aber er schwieg, er wollte nicht. Es schien nicht einmal seiner Eigenliebe zu schmeicheln.

Sie versuchte in ihm Eifersucht zu erwecken, in dem Glauben, daß die Liebe dann sicher zum Vorschein kommen würde... Aber nichts dergleichen geschah: kaum bemerkte er, daß sie in der Gesellschaft einen jungen Mann bevorzugte, dann beeilte er sich, ihn zu sich einzuladen, war außerordentlich freundlich zu ihm, konnte selbst seine guten Eigenschaften nicht genug loben, und zeigte auch nicht die geringste Furcht, ihn mit seiner Frau allein zu lassen.

Lisaweta Alexandrowna betrog manchmal sich selbst, wenn sie davon träumte, daß Peter Iwanitsch nur strategisch vorginge, daß darin vielleicht seine geheimnisvolle Methode bestünde, um in ihr ständig den Zweifel wach zu halten und damit die Liebe selbst. Aber bei der ersten Äußerung ihres Mannes über die Liebe war sie wieder enttäuscht.

Wenn er noch grob gewesen wäre, ungeschlacht, herzlos und schwer von Begriff, einer jener Männer, deren Name Legion, und die zu betrügen so sündlos, so tröstreich ist und so nötig, wie es scheint, für ihn und sein eigenes Glück, Männer, die nur dazu geschaffen scheinen, daß ihre Frauen sie in allem hintergehen und das ihnen diametral Entgegengesetzte lieben — dann wäre es etwas anderes. Sie hätte dann vielleicht gehandelt, wie die meisten Frauen in solcher Lage. Allein Peter Iwanitsch war ein Mensch von einem Verstand und Takt, wie man sie nicht oft antrifft. Er war fein, geschickt und durchschaute die Dinge. Er verstand jede Unruhe des Herzens, alle Stürme der Seele, aber er verstand sie eben nur. Der ganze Kodex der Herzensangelegenheiten befand sich in seinem Kopf, aber nicht in seinem Herzen. An seinen Urteilen darüber merkte man, daß er wie von etwas Gehörtem und Auswendiggelerntem, aber nicht von Durchlebtem sprach. Er räsonierte richtig über

die Leidenschaften, aber ihre Herrschaft über sich wollte er nicht anerkennen, spottete über sie und bezeichnete sie als Fehler und als häßliche Abweichungen von der Norm, als eine Art Krankheit, für die es mit der Zeit eine eigene Medizin geben wird.

Lisaweta Alexandrowna fühlte seine geistige Überlegenheit über seine ganze Umgebung und quälte sich damit. Wenn er nicht so klug wäre, dachte sie, dann wäre ich gerettet. Er verehrte die positiven Zwecke — das war klar — und forderte, daß die Frau ihr Leben nicht verträume.

Aber mein Gott! dachte Lisaweta Alexandrowna, hat er denn wirklich nur geheiratet, um eine Hausfrau zu haben, um seiner Junggesellenwohnung die Fülle und Würde eines Familienheims zu geben, um mehr Gewicht in der Gesellschaft zu haben? Will er die Ehe- und Hausfrau im prosaischesten Sinne dieses Wortes? Kann er denn mit all seinem Verstand nicht begreifen, daß auch in den positivsten Zwecken für die Frau immer Liebe sein muß! Kann man denn die Pflichten der Familie ohne Liebe erfüllen? Kinderfrauen und Ammen sogar, auch sie machen sich ein Idol aus dem Kinde, das sie pflegen, und erst eine Frau, eine Mutter! O wie hätte ich mir dieses Gefühl mit Qualen erkauft, ich hätte all die Schmerzen ertragen, die von der Leidenschaft unzertrennlich sind, nur um ein volles Leben zu leben, die eigene Existenz zu fühlen und nicht bloß zu vegetieren!...

Sie sah die kostbaren Möbel an, das teure Spielzeug, die Ausschmückung des Boudoirs; und dieser ganze Komfort, mit welchem bei anderen die sorgliche Hand eines Liebenden die geliebte Frau umgibt, kam ihr wie eine kalte Verspottung des wirklichen Glückes vor. Sie war die Zeugin zweier schrecklicher Gegensätze beim Neffen und beim Mann.

Der eine exaltiert bis zum Wahnsinn, der andere eisig bis zur Erstarrung.
Wie wenig verstehen die beiden, wie überhaupt die meisten Männer, das wahre Gefühl! und wie ich es verstehe! dachte sie, aber was nützte es? Wozu? O wenn ...
Sie schloß die Augen, verharrte so einige Minuten, dann öffnete sie sie, sah sich um, seufzte schwer und nahm sofort ihr gewöhnliches ruhiges Aussehen an. Die Ärmste! Niemand durfte davon wissen, niemand es sehen. Man würde ihr dies unsichtbare, ungreifbare und namenlose Leid ohne Wunden und Blut, weil es nicht in Lumpen, sondern in Samt und Seide einherging, als Verbrechen ausgelegt haben. Und sie verheimlichte mit heroischer Selbstaufopferung ihre Trauer und fand noch genügend Kraft, andere zu trösten.
Bald hörte auch Alexander auf, von seinen erhabenen Leiden zu sprechen und von seiner unverstandenen, unterschätzten Liebe. Er ging zu einem allgemeineren Thema über. Er klagte über die Langeweile des Lebens, über die seelische Leere, über die quälende Trauer: ich habe meine Leiden ausgelitten, ich liebe meinen Traum nicht mehr ... behauptete er unaufhörlich. „Und jetzt verfolgt mich überall ein schwarzer Dämon. Er verfolgt mich überall, ma tante: bei Nacht, während eines freundschaftlichen Gesprächs, beim Becher des Gelages und in den Momenten tiefen Nachdenkens."
So vergingen einige Wochen. Es schien, daß der Sonderling sich bald beruhigen und ein ganz verständiger, d. h. ein ruhiger, gewöhnlicher Mensch wie alle werden würde. Aber nein! Die Besonderheit seiner Natur nahm jede Gelegenheit wahr, um zum Vorschein zu kommen.
Einmal erschien er bei der Tante in einer Gemütsverfassung

voller Bosheit gegen das ganze Menschengeschlecht. Jedes Wort, das er sprach, war eine Stichelei. Niemand wurde verschont. Auch sie und Peter Iwanitsch bekamen ihren Teil. Lisaweta Alexandrowna begann nach der Ursache zu forschen.

„Sie wollen wissen," begann er leise und feierlich, „was mich jetzt aufregt, aufbringt? So hören Sie denn: Sie wissen, ich hatte einen Freund, den ich einige Jahre nicht gesehen habe, für den aber immer ein Winkel in meinem Herzen blieb. Der Onkel hatte mich gleich zu Anfang, als ich hierherkam, gezwungen, einen sonderbaren Brief an ihn zu schreiben, in dem seine Lieblingsregeln und Anschauungen enthalten waren; ich aber habe den Brief zerrissen und ihm einen anderen geschickt, also hätte mein Freund keinen Grund, sich mir gegenüber zu verändern. Nach diesem Brief hörte unsere Korrespondenz auf und ich verlor meinen Freund aus dem Gesicht. Vor drei Tagen gehe ich auf dem Njewsky Prospekt und erblicke ihn. Ich war erschüttert, es überlief mich, Tränen traten mir in die Augen. Ich streckte ihm die Arme entgegen und konnte vor Freude kein Wort sagen. Er nahm die eine Hand, drückte sie: ‚Guten Tag, Adujew!' sagte er mir in einem Ton, als hätten wir uns gestern erst getrennt. ‚Bist du schon lange hier?' wunderte sich, daß wir uns bis jetzt nicht begegnet waren, fragte leichthin, was ich mache, wo ich diene, hielt es für nötig, mir mitzuteilen, daß er eine ausgezeichnete Stellung habe, zufrieden sei mit dem Dienst, mit dem Vorgesetzten, mit allen Menschen und mit seinem Schicksal... Dann sagte er, er hätte keine Zeit, weil er sich zu einem Diner beeilen müßte. Hören Sie, ma tante, beim Wiedersehen mit einem Freund, nach langer Trennung; er konnte das Diner nicht verschieben!" —

„Aber vielleicht würde man auf ihn gewartet haben," bemerkte die Tante, „der Anstand erlaubte nicht ..."

„Anstand und Freundschaft! Auch Sie, ma tante?! Aber das ist das wenigste! Das andere kommt noch. Also, er steckte mir seine Adresse in die Hand, sagte, daß er mich am nächsten Abend erwarte, und verschwand. Lange schaute ich ihm nach und konnte nicht zu mir kommen. Das ist ein Gespiele der Kindheit, ein Jugendfreund! Wunderbar! Dann aber dachte ich: vielleicht verschiebt er es nur bis morgen Abend, um sich mit mir in aller Herzlichkeit auszusprechen? — Wie dem auch sein mag, denke ich, ich werde hingehen. Ich kam also hin. Etwa zehn Freunde waren bei ihm anwesend. Er reichte mir die Hand freundlicher, als tags vorher — das ist wahr, dafür aber schlug er mir ohne jede Einleitung vor, mich zum Kartenspiel mit ihm zu setzen. Ich sagte, daß ich nicht spiele, und setzte mich allein abseits auf das Sofa, in der Hoffnung, daß er die Karten verlassen und zu mir kommen würde. ‚Du spielst nicht?' — fragte er verwundert — ‚aber was machst du denn?' Eine schöne Frage! Nun wartete ich eine Stunde, zwei — er kam nicht zu mir. Ich begann die Geduld zu verlieren. Fortwährend bot er mir etwas an, eine Zigarre, eine Pfeife, bedauerte, daß ich nicht spiele, bemühte sich, mich zu unterhalten — auf welche Weise, denken Sie wohl? Indem er unaufhörlich sich zu mir wandte und mir jeden Gang des Spiels erklärte, die gelungenen oder verfehlten Stiche. Endlich hielt ich es nicht länger aus, trat zu ihm und fragte ihn, ob er die Absicht hätte, mir an diesem Abend etwas von seiner Zeit zu widmen. Und in meiner Brust kochte es nur so, meine Stimme zitterte. Er schien sich über meine Frage sehr zu wundern, sah mich seltsam an. ‚Schön,' sagte er, ‚laß mich nur die

Partie zu Ende spielen.' Kaum hatte er gesprochen, als ich meinen Hut ergriff und fortgehen wollte, aber er bemerkte es und hielt mich zurück. ‚Die Partie ist gleich zu Ende,' sagte er, ‚wir wollen dann zu Abend essen.' Endlich waren sie fertig. Er setzte sich zu mir und gähnte. Damit begann unsre freundschaftliche Aussprache. ‚Du wolltest mir etwas sagen?' Das wurde mit so eintöniger, gefühlloser Stimme gesagt, daß ich, ohne etwas zu erwidern, ihn nur mit einem traurigen Lächeln ansah. Da schien es, als würde er lebendig, und er begann mich mit Fragen zu überschütten: ‚Was hast du?' und ‚Brauchst du irgend etwas?' und ‚Kann ich dir nicht im Dienste nützlich sein?' usw. Ich schüttelte den Kopf und sagte ihm, daß ich mit ihm nicht vom Dienst sprechen wollte, nicht von materiellen Angelegenheiten, sondern von dem, was dem Herzen näher liegt: von den goldenen Tagen der Kindheit, von unseren Spielen und Streichen ... Stellen Sie sich vor, er ließ mich nicht einmal aussprechen. ‚Du bist noch derselbe Träumer,' unterbrach er mich, — dann änderte er das Gespräch, als wenn er es für Unsinn hielte, es fortzusetzen, und fragte mich über meine Angelegenheiten aus, über meine Aussichten für die Zukunft, über Karriere, genau so wie der Onkel. Ich war erstaunt, wollte nicht glauben, daß in einem Menschen das Herz sich auf diese Weise vergröbern kann. Ich wollte ihn zum letztenmal prüfen, knüpfte an seine Frage über meine Angelegenheiten an und wollte ihm erzählen, wie man mit mir umgegangen war. ‚Hör nur zu, was die Menschen mit mir gemacht haben,' fing ich an. ‚Was denn?' fragte er erschreckt, ‚bestohlen?' — Er meinte, ich spreche von Lakeien, andere Not schien er nicht zu kennen, wie der Onkel. Wie tief ein Mensch herunterkommen kann! ‚Ja,' sagte ich,

,Menschen haben meine Seele bestohlen ...' Hier begann ich von meiner Liebe zu reden, von meinen Qualen, von der seelischen Leere ... Ich ließ mich hinreißen, in dem Glauben, daß die Geschichte meiner Leiden die eisige Kruste schmelzen würde, daß in seinen Augen die Tränen noch nicht ausgetrocknet seien ... Aber plötzlich begann er zu lachen! Ich bemerkte in seiner Hand ein Taschentuch: er schien sich während meiner ganzen Erzählung zusammengenommen zu haben, hielt es aber schließlich nicht mehr aus ... Ich hielt entsetzt inne. ,Genug, genug,' sagte er, ,trink doch lieber einen Schnaps und wir wollen essen. Kerl! Schnaps her! Komm, komm, hahaha! ... Es gibt famoses Rost ... hahaha ... Rostbeaf ...'
Er faßte mich unter dem Arm, aber ich riß mich los und floh vor diesem Ungeheuer ... So sind die Menschen, ma tante!" schloß Alexander, machte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand und ging.
Lisaweta Alexandrowna hatte Mitleid mit ihm: Mitleid mit seinem leidenschaftlichen, aber in falscher Richtung sich bewegendem Herzen. Sie sah ein, daß bei einer anderen Erziehung und bei einer mehr sachlichen Lebensanschauung er hätte selbst glücklich sein können und auch andere beglücken. So aber war er das Opfer seiner eigenen Blindheit und der qualvollsten Verirrungen des Herzens. Er selbst machte sich das Leben zur Tortur. Wie seinem Herzen den richtigen Weg zeigen? Wo ist dieser rettende Kompaß? — Sie fühlte, daß nur eine zarte freundschaftliche Hand diese Blume pflegen konnte.
Einmal war es ihr zwar gelungen, einen der heftigsten Ausbrüche seines Herzens zu besänftigen, aber das war in einer Liebesangelegenheit. Da wußte sie, wie man mit dem beleidigten Herzen umgehen mußte. Wie eine ge-

schickte Diplomatin hatte sie damals Nadjenka mit Vorwürfen überschüttet, hatte ihre Handlungsweise so schwarz als möglich dargestellt, sie in den Augen Alexanders herabgesetzt, und es schließlich fertig gebracht, ihm zu beweisen, daß sie seiner Liebe nicht wert war. Damit hatte sie aus dem Herzen Alexanders den quälenden Schmerz gerissen und statt seiner ein ruhiges, wenn auch nicht ganz gerechtes Gefühl der Verachtung gepflanzt. Peter Iwanitsch dagegen hatte in dem Bemühen, Nadjenka zu rechtfertigen, statt ihn zu beruhigen, seine Qual nur noch mehr angefacht, da er ihn zu denken zwang, daß ihm ein Würdigerer vorgezogen worden sei.
Aber mit der Freundschaft war es eine andere Sache. Lisaweta Alexandrowna sah, daß der Freund wohl in Alexanders Augen schuldig erschien, aber nach dem Urteil der meisten Recht hätte. Wie Alexander das klarmachen! Sie selbst konnte sich zu diesem Unternehmen nicht entschließen und nahm zu ihrem Manne Zuflucht, in der richtigen Vermutung, daß es ihm an keinen Einwendungen gegen die Freundschaft fehlen werde.
„Peter Iwanitsch,“ sagte sie freundlich zu ihm, „ich habe eine Bitte an dich!“
„Was für eine?“
„Rate!“
„Sag's doch: du weißt, auf deine Bitten gibt's keine abschlägige Antwort. Gewiß handelt es sich um die Sommerwohnung in Peterhof; aber jetzt ist es noch zu früh ...“
„Nein!“ sagte Lisaweta Alexandrowna.
„Was denn? — Du sagtest, daß dir unsre Pferde zu wild sind, möchtest ruhigere ...“
„Nein!“
„Nun, neue Möbel?“

Sie schüttelte den Kopf.
„Ich kann es nicht erraten," sagte Peter Iwanitsch, „da, nimm lieber diesen Schein und mache damit, was dir beliebt; das ist mein gestriger Gewinn."
Er nahm schon seine Brieftasche heraus.
„Nein, gib dir keine Mühe, behalte das Geld," sagte Lisaweta Alexandrowna; „diese Sache wird dich nicht einen Heller kosten."
„Geld nicht zu nehmen, wenn man's bekommt!" sagte Peter Iwanitsch, die Brieftasche wieder einsteckend, „das ist unbegreiflich! Was brauchst du also?"
„Ich brauche ein wenig guten Willen ..."
„So viel du willst ..."
„Höre: vorgestern war Alexander hier ..."
„O, ich ahne etwas nicht Gutes!" unterbrach Peter Iwanitsch, „und? ..."
„Er ist so düster," fuhr Lisaweta Alexandrowna fort, „ich fürchte, daß ihm etwas zustößt ..."
„Aber was ist denn schon wieder mit ihm? Wieder in der Liebe verraten, oder was?"
„Nein, in der Freundschaft."
„In der Freundschaft! Es wird immer schlimmer! Wieso denn in der Freundschaft? Das ist interessant; erzähl', bitte."
„Die Sache war so ..."
Und Lisaweta Alexandrowna erzählte ihm alles, was sie vom Neffen gehört hatte. Peter Iwanitsch zuckte viel mit den Achseln.
„Was möchtest du, daß ich tue? Du siehst ja, wie er ist —"
„Zeig ihm etwas Teilnahme, frag ihn, in welchem Zustande sein Herz sich befindet ..."

„Nein, frag' du ihn lieber ..."

„Sprich einmal mit ihm ... wie soll ich sagen ... zärtlicher, nicht so, wie du immer sprichst ... Verspotte sein Gefühl nicht ..."

„Befiehlst du vielleicht, daß ich weine?"

„Das könnte nicht schaden ..."

„Und was wird ihm das nützen?"

„Viel ... und nicht ihm allein ..." bemerkte Lisaweta Alexandrowna halblaut.

„Wie?" fragte Peter Iwanitsch.

Sie schwieg.

„Ach dieser Alexander! Ich habe ihn schon so weit!" sagte Peter Iwanitsch, auf den Hals zeigend.

„Womit belastet er dich so?"

„Womit? Sechs Jahre befasse ich mich nun mit ihm: bald weint er, bald muß man ihn trösten, bald wieder mit der Mutter korrespondieren!"

„In der Tat, du Armer! Wie hältst du das aus? Welche Mühe, einmal im Monat einen Brief von der Alten zu bekommen und ihn ungelesen unter den Tisch zu werfen, oder mit dem Neffen sich auszusprechen! Wie schrecklich! Es könnte dich vom Whist ablenken! O Männer, Männer! Ein gutes Diner, eine Flasche Lafitte mit goldenem Etikett und Karten — dann habt ihr alles! Und niemand geht euch mehr etwas an! Und habt ihr noch dazu die Gelegenheit, wichtig zu tun oder geistreich zu sein — so seid ihr glücklich."

„Genau wie für euch das Kokettieren," bemerkte Peter Iwanitsch. „Jedem das Seine, meine Liebe! Was denn noch?"

„Was noch? Und das Herz? Davon ist nie die Rede."

„Das auch noch!"

„Wir sind so klug, wie paßt es uns, uns damit zu befassen? Wir lenken ja die Schicksale der Welt! Man sieht nur darauf, was der Mensch in der Tasche und im Knopfloch seines Frackes hat, um das andre kümmert man sich nicht. Ja, man will sogar, daß alle so sein sollen! Wenn sich unter ihnen einer findet, der gefühlvoll ist, fähig zu lieben und sich Liebe zu erringen ..."

„Famos hat er sich die Liebe dieser ... wie heißt sie doch ... Werotschka errungen!" bemerkte Peter Iwanitsch.

„Die beiden sind gar nicht miteinander zu vergleichen — Ironie des Schicksals! Es bringt wie absichtlich einen zarten, gefühlvollen Menschen mit einem kalten Geschöpf zusammen! Armer Alexander! Sein Geist hält nicht Schritt mit dem Herzen, darum ist er in den Augen derer schuldig, deren Geist zu sehr vorausgeeilt ist und die alles nur mit dem Verstand erringen wollen."

„Gib doch zu, daß dies die Hauptsache ist; wie soll denn sonst ..."

„Nie und nimmer werde ich es zugeben: das mag wohl in der Fabrik die Hauptsache sein, aber ihr vergeßt, daß der Mensch außerdem noch Sinne hat ..."

„Fünf!" sagte Adujew, „ich weiß es noch aus der Fibel."

„Ärgerlich und traurig"! flüsterte Lisaweta Alexandrowna.

„Nun, nun, sei nicht böse: ich werde alles tun, was du befiehlst, bring mir nur bei — wie?" sagte Peter Iwanitsch.

„Du mußt ihn belehren ..."

„Eine Lektion! bitte sehr, das kann ich ..."

„Warum denn gleich eine Lektion! Erkläre ihm möglichst freundlich, was man von Freunden fordern und erwarten darf; sag ihm, daß der Freund nicht so schuldig ist, wie er annimmt ... Aber muß ich dich denn belehren? ... du

bist ja so klug ... und so schlau ..." fügte Lisaweta Alexandrowna hinzu.
Bei den letzten Worten verfinsterte sich Peter Iwanitsch ein wenig.
„Habt ihr denn nicht genug aufrichtige Herzensergüsse miteinander getauscht?" sagte er verdrossen. „Habt getuschelt und getuschelt und noch immer nicht alles über Liebe und Freundschaft ergründet; jetzt werde ich auch noch hineingezogen ..."
„Dafür aber zum letztenmal," sagte Lisaweta Alexandrowna, „ich hoffe, daß er sich darauf beruhigen wird."
Peter Iwanitsch schüttelte ungläubig den Kopf.
„Hat er noch Geld?" fragte er; „vielleicht hat er keins mehr und ist deshalb ..."
„Du hast auch immer nur Geld im Sinn! Er wäre bereit, all sein Geld für ein freundliches Wort zu verschenken ..."
„Das ist möglich! Auch das wäre von ihm zu erwarten! Er hat ja schon einmal im Departement irgendeinem Kerl für aufrichtige Herzensergüsse Geld geschenkt ... Es hat geklingelt — vielleicht ist er's. Was ist also zu tun?" wiederholte er, „eine Lektion ... was noch? Geld?"
„Warum denn eine Lektion? Du machst es nur noch schlimmer. Ich habe dich gebeten, mit ihm von Freundschaft zu sprechen, vom Herzen, aber freundlich, aufmerksam ..."
Alexander kam und verbeugte sich schweigend, aß schweigend und viel, rollte in den Pausen Kügelchen aus Brot und sah düster auf die Flaschen und Karaffen. Gleich nach Tisch wollte er sich entfernen.
„Was eilst du denn?" fragte Peter Iwanitsch, „bleib noch ein Weilchen mit uns."

Alexander gehorchte schweigend. Peter Iwanitsch überlegte, wie er möglichst zart und geschickt an die Sache herangehen sollte, und sagte plötzlich:

„Ich höre, Alexander, daß dein Freund mit dir nicht sehr schön umgegangen ist?"

Bei diesen unerwarteten Worten fuhr Alexander auf, als hätte man ihn gestochen, und richtete einen vorwurfsvollen Blick auf die Tante. Auch sie hatte einen so energischen Angriff nicht erwartet und beugte sich tiefer über ihre Arbeit; dann sah sie ihren Mann vorwurfsvoll an; aber an Peter Iwanitsch, der sich unter dem doppelten Einfluß der Verdauung und der Schläfrigkeit befand, prallten diese Blicke wirkungslos ab.

Alexander antwortete auf seine Frage mit einem kaum vernehmlichen Seufzer.

„In der Tat," fuhr Peter Iwanitsch fort, „welche Treulosigkeit! Was für ein Freund! Hat ihn fünf Jahre nicht gesehen und ist so erkaltet, daß er ihn beim Wiedersehen nicht in den Armen erdrückt. Statt dessen lädt er ihn zu sich für den Abend, will ihn zum Kartenspiel hinsetzen ... und zu essen geben ... Und dann — o der falsche Mensch! — bemerkt er die saure Miene des Freundes und beginnt ihn über seine Geschäfte, Verhältnisse, Nöte auszufragen — welche gemeine Neugier! und — o Gipfel der Falschheit! er wagt es, ihm seine Dienste anzubieten, seine Hilfe ... vielleicht auch Geld! und nichts von Herzensergüssen! entsetzlich! Zeig mir doch einmal dieses Ungeheuer, bring ihn doch Freitag zum Essen mit ... Wie hoch spielt er?"

„Ich weiß nicht," sagte Alexander wütend. „Lachen Sie mich nur aus, Onkel: Sie haben Recht. Ich allein bin schuld. Den Menschen zu vertrauen, Sympathien zu suchen — bei wem? Ringsum nichts als Niedrigkeit, Kleinmut,

Jämmerlichkeit, und ich habe noch den jugendlichen Glauben an das Gute, an Edelmut, an Beständigkeit ..."
Peter Jwanitsch nickte oft und regelmäßig mit dem Kopf.
„Peter Jwanitsch!" sagte Lisaweta Alexandrowna im Flüsterton und zupfte ihn am Ärmel, „schläfst du?"
„Was fällt dir ein!" sagte Peter Jwanitsch erwachend, „ich höre ja alles: Edelmut, Beständigkeit, wieso schlafe ich also?"
„Stören Sie den Onkel nicht, ma tante!" bemerkte Alexander; „wenn er nicht schläft, dann wird seine Verdauung gestört, und dann kann Gott weiß was daraus entstehen! Der Mensch ist zwar der Beherrscher der Welt, aber auch der Sklave seines Magens."
Dabei wollte er, schien es, bitter lächeln, aber es wurde nur sauer.
„Sage mir, was wolltest du denn eigentlich von deinem Freund? Irgendein Opfer? Etwa daß er die Wände hinaufklettert oder aus dem Fenster springt? Was verstehst du unter der Freundschaft, was soll sie denn sein?" fragte Peter Jwanitsch.
„Ich werde kein Opfer mehr verlangen — seien Sie ruhig. Ich bin dank den Menschen zu einem kläglichen Begriff sowohl der Freundschaft als der Liebe heruntergekommen ... Diese Zeilen da habe ich immer mit mir herumgetragen, die mir als eine zutreffende Definition dieser beiden Gefühle schienen, wie ich sie verstanden habe und wie sie sein müßten; jetzt aber sehe ich, daß das eine Lüge, eine Verleumdung der Menschen ist, oder eine klägliche Unkenntnis ihrer Herzen ... Die Menschen sind solcher Gefühle unfähig. — Fort damit — es sind falsche Worte!"
Er nahm die Brieftasche heraus und holte zwei beschriebene Blättchen hervor.

„Was ist dies?“ fragte der Onkel, „zeig doch her.“

„Es lohnt nicht,“ sagte Alexander und wollte die Blättchen zerreißen.

„Lesen Sie es vor, lesen Sie es vor!“ bat Lisaweta Alexandrowna.

„So definieren zwei moderne französische Schriftsteller die wahre Freundschaft und die wahre Liebe, und ich war mit ihnen einverstanden, hoffte, daß ich im Leben solchen Wesen begegnen und in ihnen das finden werde — aber es ist umsonst.“

„Zu lieben nicht mit jener falschen, furchtsamen Freundschaft, die in unseren vergoldeten Palästen wohnt, die vor einem Haufen Geld nicht standhält und jedes Wort auf seinen Doppelsinn prüft, sondern mit jener gewaltigen Freundschaft, die Blut für Blut gibt, die sich in der Schlacht und im Blutvergießen bewährt, im Donner der Kanonen, im Gebrüll der Stürme, wenn die Freunde einander mit pulvergeschwärzten Lippen küssen und mit blutenden Armen umfassen ... Und wenn Pylades auf den Tod verwundet ist, macht Orestes, kurz von ihm sich verabschiedend, mit dem Dolch seinen Qualen ein Ende, schwört, ihn furchtbar zu rächen, und hält den Schwur; dann wischt er sich eine Träne ab und beruhigt sich ...“

Peter Iwanitsch lachte sein gleichmäßiges leises Lachen.

„Worüber lachen Sie, Onkel?“ fragte Alexander.

„Über den Autor, wenn er es von sich aus und ohne Scherz meint. Und über dich, wenn du wirklich die Freundschaft so verstanden hast.“

„Ist denn das bloß lächerlich?“ fragte Lisaweta Alexandrowna.

„Ja. Entschuldige, lächerlich und bedauernswert zugleich. Übrigens ist ja Alexander mit mir einverstanden und erlaubt

mir zu lachen. Er hat ja eben selbst gestanden, daß eine solche Freundschaft Lüge und Verleumdung des Menschen ist. Das ist ein wichtiger Schritt vorwärts."

„Es ist deshalb Lüge, weil die Menschen unfähig sind zu einem solchen Begriff der Freundschaft, wie sie sein soll, sich zu erheben..."

„Wenn die Menschen dazu unfähig sind, so braucht sie nicht so zu sein..." sagte Peter Iwanitsch.

„Aber es gab doch Beispiele..."

„Das sind Ausnahmen, und Ausnahmen sind fast immer nicht gut. Blutige Umarmungen, furchtbarer Schwur, ein Dolchstoß!"

Und er lachte wieder.

„Jetzt lies einmal das von der Liebe," fuhr er fort; „mir ist inzwischen der Schlaf vergangen."

„Wenn Ihnen das wieder eine Gelegenheit zum Lachen gibt, bitte sehr!" sagte Alexander und las:

„Lieben heißt sich selbst nicht mehr gehören, zu leben aufhören, heißt ganz in die Existenz des andren aufgehen, auf ein Wesen alle menschlichen Gefühle konzentrieren — Hoffnung, Angst, Kummer, Genuß; lieben heißt im Unendlichen lieben..."

„Weiß der Teufel, was das heißt!" unterbrach Peter Iwanitsch; „was für ein Wortschwall!"

„Nein, das ist sehr gut! Mir gefällt es," bemerkte Lisaweta Alexandrowna; „fahren Sie fort, Alexander!"

„Keine Grenze des Gefühls kennen, sich ganz einem Wesen widmen," fuhr Alexander zu lesen fort, „und für nichts leben und denken als nur für dessen Glück; Erhabenheit in der Erniedrigung zu finden, Genuß in der Trauer und Trauer im Genuß, sich allen möglichen Gegensätzen zu überlassen, außer dem von Liebe und Haß. Lieben heißt in einer idealen Welt leben."

Peter Iwanitsch schüttelte den Kopf.

„In einer idealen Welt," fuhr Alexander fort, „die an Glanz und Pracht jeden Glanz und jede Pracht übertrifft. In dieser Welt scheint der Himmel reiner, die Natur üppiger. Das Leben und die Zeit teilt sich dann nur auf zwei Arten: Anwesenheit und Abwesenheit sind Jahreszeiten — Frühling und Winter; der ersten entspricht der Frühling, der zweiten der Winter; denn wie schön die Blumen auch sprießen und wie rein der Azur des Himmels ist, in der Abwesenheit wird der Reiz des einen wie des anderen verdunkelt; in der ganzen Welt nur ein Wesen sehen und in diesem Wesen das Weltall einschließen ... Lieben heißt endlich jeden Blick des geliebten Wesens auffangen, wie der Beduine jeden Tautropfen auflauert, um seine von der Wüstenglut verdorrten Lippen zu letzen; in Abwesenheit der Geliebten von einem Schwarm von Gedanken aufgeregt und in ihrer Gegenwart nicht imstande sein, auch nur einen auszusprechen; sich bemühen, einander an Aufopferung zu übertreffen ..."

„Genug, genug!" unterbrach Peter Iwanitsch, „ich kann nicht mehr! Du wolltest es ja zerreißen; zerreiß es doch, aber schnell! — So ist's recht!"

Peter Iwanitsch erhob sich vom Sessel und begann auf und ab zu gehen.

„Gab es denn wirklich ein Jahrhundert, da man im Ernst so gedacht und alles das vorgemacht hatte?" sagte er. „Ist denn alles, was man von Rittern und Schäferinnen schrieb, wirklich nicht bloß eine schmähliche Erfindung? Und wo nahm man nur die Lust her, gerade diese kläglichen Seiten der menschlichen Seele so auszustöbern und zu analysieren? Liebe! — Wie kann man alldem eine solche Bedeutung zuschreiben!"

Er zuckte mit den Achseln.

„Wozu denn so weit sich zurückversetzen?" sagte Alexander. „Ich selbst fühle in mir die gleiche Kraft der Liebe und bin stolz darauf. Mein Unglück besteht nur darin, daß ich keinem Wesen begegnet bin, das dieser Liebe würdig und mit ebensolcher Kraft begabt wäre..."

„Kraft der Liebe!" wiederholte Peter Iwanitsch, „das ist dasselbe, wie wenn du gesagt hättest: Kraft der Schwäche."

„Das ist nichts für dich, Peter Iwanitsch," bemerkte Lisaweta Alexandrowna. „Du kannst an die Existenz der Liebe auch bei anderen Menschen nicht glauben..."

„Und du? Glaubst du denn daran?" fragte Peter Iwanitsch, zu ihr tretend. „Ach nein, du spaßest! Er ist noch ein Kind und kennt weder sich noch die anderen, aber du solltest dich schämen! Könntest du wirklich einen Mann achten, der so lieben würde?... Liebt man denn so?..."

Lisaweta Alexandrowna hörte in ihrer Arbeit auf.

„Wie denn?" fragte sie leise, ihn an den Händen fassend und an sich ziehend.

Peter Iwanitsch befreite seine Hände still aus den ihrigen, indem er auf Alexander zeigte, der von ihnen abgewandt am Fenster stand, und setzte seinen Gang durchs Zimmer fort.

„Wie?" sagte er, „hast du denn nicht gehört, wie man liebt!"

„Liebt..." wiederholte sie nachdenklich, und langsam nahm sie ihre Arbeit wieder auf.

Eine Viertelstunde ungefähr dauerte das Schweigen; Peter Iwanitsch unterbrach es zuerst.

„Was machst du jetzt?" fragte er den Neffen.

„Nichts..."

„Das ist wenig. Liest du wenigstens?"

„Ja."

„Was?"

„Die Fabeln von Krylow."

„Ein gutes Buch; aber doch wohl nicht ausschließlich das?"

„Jetzt nur das ausschließlich. Mein Gott, was für menschliche Porträts, und wie richtig!"

„Du bist mir zu böse auf die Menschen. Hat denn wirklich die Liebe zu dieser — wie heißt sie doch? — es bewirkt?..."

„O ich habe jene Dummheit schon ganz vergessen. Vor kurzem bin ich an den Orten vorbeigekommen, wo ich so glücklich war und so gelitten hatte; ich dachte, daß mir die Erinnerungen daran das Herz zerreißen würden..."

„Und haben sie es zerrissen?"

„Ich sah das Haus und den Garten und das Gitter, und das Herz klopfte nicht einmal."

„Nun, siehst du, ich habe es ja gesagt. Aber weshalb sind dir die Menschen so widerwärtig?"

„Weshalb? Durch ihre Niedrigkeit und durch die Kleinlichkeit der Seele... Mein Gott! Wenn man so viel Gemeinheiten da sprießen sieht, wo die Natur so wundervolle Samen gesät..."

„Aber was geht es dich an? Willst du etwa die Menschen verbessern?"

„Was mich das angeht? Erreichen mich denn die Spritzer von dem Kot nicht, in dem die Menschen waten? Sie wissen, was mir widerfahren ist, und nach alledem soll ich die Menschen nicht hassen, nicht verachten?"

„Was ist dir passiert?"

„Verrat in der Liebe, Kälte in der Liebe... Ja es ist

überhaupt widerwärtig, auf die Menschen zu schauen, mit ihnen zu leben! Alle ihre Gedanken, Worte, Taten, alles ist auf Sand gegründet. Heute rennen sie einem Ziel nach, eilen, werfen einander um, begehen Gemeinheiten, schmeicheln, erniedrigen sich, intriguieren, und morgen haben sie es vergessen und rennen einem anderen Ziel nach. Heute sind sie von einem entzückt, morgen beschimpfen sie ihn; heute sind sie heiß, zärtlich, morgen kalt ... Nein, wenn man es so sieht, ist das Leben schrecklich, widerwärtig! Und die Menschen ebenfalls."

Peter Iwanitsch war im Begriff, im Sessel sitzend wieder einzuschlafen.

„Peter Iwanitsch!" sagte Lisaweta Alexandrowna, ihn leise anstoßend.

„Du langweilst dich, du langweilst dich! Mußt etwas tun", sagte Peter Iwanitsch, sich die Augen reibend, „dann würdest du auch auf die Menschen nicht schimpfen; hast keinen Grund. Weshalb sind deine Bekannten schlecht? Lauter anständige Menschen."

„Jawohl! Welchen immer man herausgreift, irgendeinem Tier aus den Krylowschen Fabeln wird er schon ähnlich sein", sagte Alexander.

„Chosarows zum Beispiel?"

„Eine ganze Tierfamilie", unterbrach Alexander. „Der eine verschwendet an Ihnen die Schmeicheleien, überschüttet Sie mit Freundlichkeit, und hinter Ihrem Rücken ... ich hörte, wie er von mir sprach ... Der andere schluchzt heute mit Ihnen wegen einer Ihnen widerfahrenen Kränkung und morgen schluchzt er mit Ihrem Beleidiger; heute lacht er mit Ihnen über einen andern und morgen mit dem anderen über Sie ... abscheulich!"

„Nun, und Lunins?"

„Die sind auch gut! Er selbst ist wie der Esel in der Fabel, dem die Nachtigall davongelaufen ist, und sie sieht wie ein schlauer Fuchs aus..."

„Was sagst du von Ssonins?"

„Gutes kann man von ihnen nicht sagen. Ssonin weiß einem immer einen guten Rat zu geben, wenn das Unglück geschehen ist, aber versuchen Sie nur, in der Not sich an ihn zu wenden... so läßt er Sie ohne Abendbrot ziehen, wie der Fuchs den Wolf. Erinnern Sie sich, wie er Sie umschmeichelte, als er durch Ihre Vermittlung eine Stellung suchte. Und jetzt sollten Sie einmal hören, wie er von Ihnen spricht..."

„Und Woltschkow gefällt dir auch nicht?"

„Ein nichtswürdiges und außerdem böses Tier..."

Alexander spuckte sogar aus.

„Nun, den hast du ja schön heruntergemacht!"

„Was soll ich also von den Menschen erwarten?" fuhr Alexander fort.

„Alles: Freundschaft und Liebe und den Titel eines Stabsoffiziers, und Geld... Schließen wir nun die Galerie mit unseren eigenen Porträts ab: sag' doch, was für Tiere sind wir, meine Frau und ich?"

Alexander antwortete nichts, nur auf seinem Gesicht schwebte eine feine, kaum merkliche Ironie. Er lächelte. Weder die Ironie noch das Lächeln entgingen Peter Iwanitsch. Er sah seine Frau an, sie senkte die Augen.

„Nun, und du selbst, was bist du für ein Tier?" fragte Peter Iwanitsch.

„Ich habe den Menschen nichts Böses getan!" sagte Alexander mit Würde. „Ich habe meine Pflichten ihnen gegenüber stets erfüllt; ich habe mit liebendem Herzen ihnen meine Arme entgegengestreckt — und was gaben sie mir?"

„Was ist das für ein lächerliches Gerede“, bemerkte Peter Iwanitsch, zu seiner Frau sich wendend.

„Dir scheint es lächerlich!“ antwortete sie.

„Dabei forderte ich von den Menschen nichts Außerordentliches, weder Großtaten der Güte, noch Großmut, noch Selbstaufopferung ... ich forderte nur das, was sich gehört, was mir von Rechts wegen zukommt ...“

„Du bist also auch noch im Recht? So ganz trocken aus dem Wasser heraus! Warte mal, ich werde dich schon zudecken ...“

Lisaweta Alexandrowna merkte, daß ihr Mann mit strenger Stimme zu sprechen begann, und wurde unruhig.

„Peter Iwanitsch!“ flüsterte sie, „hör' auf ...“

„Nein, laß ihn nur die Wahrheit hören. Ich bin bald fertig. Sag' mal, bitte, Alexander, als du deine Bekannten teils zu Schurken, teils zu Narren machtest, regte sich in deinem Herzen nicht etwas Ähnliches wie Gewissensbisse?“

„Warum denn?“

„Darum, weil du bei diesen Tieren einige Jahre hintereinander einen herzlichen Empfang gefunden hast. Zugegeben, daß sie vor jenen, durch welche sie etwas zu erreichen hofften, schlau waren, intriguierten, wie du sagst, nun aber bei dir hatten sie ja nichts zu erwarten; was zwang sie, dich zu sich zu bitten, dich mit Freundlichkeiten zu überhäufen? ... Nicht schön, Alexander ...“ fügte Peter Iwanitsch ernst hinzu. „Ein anderer würde dafür, wenn er auch irgendwelche Fehler an ihnen wüßte, sie verschweigen.“

Alexander wurde flammendrot.

„Ich schrieb ihre Aufmerksamkeit gegen mich nur Ihrer Empfehlung zu“, antwortete er, aber schon mit etwas

weniger Würde und ziemlich kleinlaut. „Außerdem sind es bloß gesellschaftliche Beziehungen ...“

„Gut, nehmen wir die nicht gesellschaftlichen. Ich habe dir schon oft bewiesen, ich weiß nur nicht, ob ich dich überzeugt habe, daß du gegen deine ... wie heißt sie doch? ... Ssaschenka, ungerecht warst. Du bist anderthalb Jahre in ihrem Hause aus und ein gegangen, wie in deinem eigenen, hast da förmlich vom Morgen bis zum Abend gewohnt, dazu wurdest du noch von diesem verächtlichen Wesen, wie du sie nennst, geliebt. Mir scheint, daß dies nicht Verachtung verdient ...“

„Aber sie hat mich verraten!“

„Das heißt, einen andern liebgewonnen. Auch das haben wir im positiven Sinne schon beurteilt. Glaubst du, daß du nicht aufgehört hättest, sie zu lieben, wenn es noch länger gedauert hätte!“

„Ich? Niemals!“

„Nun, so verstehst du eben nichts davon. Gehen wir weiter. Du sagst, du hättest keine Freunde, und ich dachte immer, du hättest ihrer drei.“

„Drei?“ rief Alexander, „ich hatte früher einmal einen, aber auch der ...“

„Drei,“ wiederholte Peter Iwanitsch mit Spott. „Der erste, fangen wir nach der Anciennität an, ist dieser eine. Nachdem er dich einige Jahre nicht gesehen, würde ein anderer bei der Begegnung sich weggewandt haben, er aber lud dich zu sich ein, und als du mit einer sauren Miene erschienst, fragte er dich teilnehmend aus, ob du etwas brauchst, bot dir seine Dienste, seine Hilfe an, und ich bin überzeugt, daß er dir auch Geld gegeben hätte — ja in unserem Zeitalter stolpert manches Gefühl über diese Prüfung ... Mach mich mit ihm bekannt: er ist, wie ich

sehe, ein anständiger Mensch, nach deiner Meinung aber ein treuloser ..."
Alexander stand mit gesenktem Kopf.
„Nun wer, denkst du, ist dein zweiter Freund?" fragte Peter Iwanitsch.
„Wer?" fragte Alexander nicht begreifend, „doch niemand!"
„Du Gewissenloser!" unterbrach ihn Peter Iwanitsch. „Lisa! er wird nicht rot! Und was bin ich dir denn, wenn die Frage erlaubt ist?"
„Sie sind ... ein Verwandter."
„Ein wundervoller Titel! Nein, ich dachte, mehr. Nicht schön, Alexander; das ist ein Zug, der schon in der Fibel als gemein bezeichnet wird und der im Krylow zu fehlen scheint."
„Aber Sie haben mich immer von sich gestoßen ..." sprach Alexander schüchtern und ohne die Augen zu erheben.
„Ja, wenn du dich in meine Arme stürzen wolltest."
„Sie lachten über mich, über mein Gefühl ..."
„Warum und wozu?" fragte Peter Iwanitsch.
„Sie beobachteten mich Schritt für Schritt ..."
„So, jetzt ist es heraus! Beobachtet! Engagiere dir doch einen Hofmeister! Warum hab' ich mich bemüht? Ich könnte noch etwas hinzufügen, das einem gewöhnlichen Vorwurf gleichen würde ..."
„Onkel!" sagte Alexander, zu ihm tretend und beide Hände ausstreckend.
„Bleib' auf deinem Platz; ich bin noch nicht fertig", sagte Peter Iwanitsch kalt. „Den dritten und besten Freund, hoffe ich, wirst du selbst nennen ..."
Alexander sah ihn an und schien zu fragen: ‚Wo ist er denn?'

Peter Iwanitsch zeigte auf seine Frau.
„Da ist er."
„Peter Iwanitsch!" unterbrach Lisaweta Alexandrowna, „sei nicht zu klug, um Gottes willen, hör' auf..."
„Nein, stör' mich nicht."
„Ich weiß die Freundschaft der Tante zu schätzen..." murmelte Alexander kaum vernehmlich.
„Nein, du verstehst sie eben nicht: wenn du sie verstanden hättest, würdest du nicht mit den Augen auf der Decke gesucht, sondern auf sie hingewiesen haben. Wenn du ihre Freundschaft gefühlt hättest, würdest du schon aus Achtung vor ihrem Wert die Menschen nicht verachten. Sie allein würde in deinen Augen alle Fehler der anderen wettmachen. Wer hat deine Tränen getrocknet und mit dir zusammen geweint? Wer hat Anteil an jeder deiner Dummheiten genommen, und welchen Anteil! Nur eine Mutter könnte sich alles, was dich angeht, so zu Herzen nehmen, und auch die würde es nicht können. Wenn du das gefühlt hättest, würdest du vorhin nicht so ironisch gelächelt haben, würdest einsehen, daß es hier weder einen Fuchs noch einen Wolf gibt, sondern eine Frau, die dich wie eine leibliche Schwester liebt..."
„Ach, ma tante!" sagte Alexander verwirrt und durch diesen Vorwurf ganz vernichtet; „glauben Sie denn, daß ich das nicht schätze und Sie nicht für eine glänzende Ausnahme aus der Menge halte? O Gott, ich schwöre..."
„Ich glaube es, ich glaube es, Alexander! — Hören Sie nicht auf Peter Iwanitsch: er macht aus einer Mücke einen Elefanten. Er freut sich über die Gelegenheit, klug zu tun. Hör' auf, Peter Iwanitsch, um Gottes willen!"
„Ich bin bald fertig, nur noch ein letztes Wort! Du sagtest,

daß du alles erfüllst, was deine Pflichten gegen die anderen von dir fordern?"

Alexander schwieg und erhob die Augen nicht.

„Nun sage, liebst du deine Mutter?"

Alexander wurde plötzlich lebendig.

„Welche Frage!" rief er. „Wen bleibt mir sonst zu lieben übrig! Ich vergöttere sie, ich würde für sie mein Leben hingeben ..."

„Schön. Es ist dir also bekannt, daß sie nur durch dich atmet, daß jede deiner Freuden oder Leiden, Freude oder Leid überhaupt für sie bedeutet. Sie zählt die Zeit nicht nach Monaten oder nach Wochen, sondern nach den Nachrichten von dir und über dich.... Sag' mir, wie lange hast du ihr nicht mehr geschrieben?"

Alexander fuhr auf.

„Etwa drei ... Wochen ..." murmelte er.

„Nein, vier Monate. Wie geruhst du diese Handlungsweise zu nennen? Also was für ein Tier bist du? Vielleicht nennst du es nicht, weil es ein solches bei Krylow gar nicht gibt."

„Was ist geschehen?" fragte Alexander plötzlich erschrocken.

„Nichts, nur daß die Alte krank ist vor Kummer."

„Ist es möglich? Gott, o Gott!"

„Es ist nicht wahr, es ist nicht wahr", sagte Lisaweta Alexandrowna, lief sofort zum Bureau hin und nahm einen Brief heraus, den sie Alexander reichte. „Sie ist nicht krank, sondern sie sehnt sich sehr."

„Du verwöhnst ihn, Lisa", sagte Peter Iwanitsch.

„Und du bist zu streng. Alexander hatte eben solche Umstände, die ihn eine Zeitlang ablenkten ..."

„Wegen eines dummen Mädchens die Mutter zu vergessen — famose Umstände."

„Genug schon, um Gottes willen", bat sie dringend und zeigte auf den Neffen, der mit dem Brief der Mutter das Gesicht bedeckt hielt.

„Stören Sie den Onkel nicht, ma tante! Lassen Sie ihn nur seine Vorwürfe herausdonnern. Ich habe es schlimmer verdient: ich bin ein Ungeheuer!" sprach Alexander, verzweifelte Grimassen schneidend.

„Nun beruhige dich, Alexander!" sagte Peter Iwanitsch. „Es gibt mehr solcher Ungeheuer. Hast du dich von einer deiner Dummheiten hinreißen lassen und eine Zeitlang die Mutter vergessen — das ist natürlich: die Liebe zur Mutter ist ein ruhiges Gefühl. Sie freilich hat nur eines auf der Welt — dich: darum ist es ihr natürlich, sich zu grämen. Das ist immerhin noch kein Grund, sich umzubringen; ich würde mir nur mit den Worten deines geliebten Autors sagen: ‚Anstatt deine Gevatterinnen durchzunehmen, würdest du nicht besser tun, Gevatterin, dich selbst zu betrachten?' und nachsichtiger gegen die Schwächen anderer sein. Ohne diese Regel wirst du sowohl dir als anderen das Leben unerträglich machen. Das ist alles. Ich gehe jetzt ein wenig schlafen."

„Sind Sie böse, Onkel?" fragte Alexander mit dem Ausdruck der tiefsten Reue.

„Wo nimmst du das her? Aus welchem Grunde sollte ich mir das Blut verderben? Ich denke gar nicht daran, böse zu sein. Ich habe dir nur die Rolle des Bären in der Fabel ‚Der Affe und der Spiegel' vorgespielt. Hab' ich's nicht gut gemacht? Lisa, he?"

Er versuchte, ihr im Vorübergehen einen Kuß zu geben, aber sie entzog sich ihm.

„Ich glaube, daß ich deinen Befehl strikt ausgeführt habe", fügte Peter Iwanitsch hinzu. „Was hast du denn? Ach

so . . . ich habe vergessen . . . Wie geht's deinem Herzen, Alexander?" fragte er.
Alexander schwieg.
„Und Geld brauchst du auch nicht?" fragte Peter Iwanitsch weiter.
„Nein."
„Nie bittet er darum!" sagte Peter Iwanitsch, die Tür hinter sich schließend.
„Was wird der Onkel von mir denken?" sagte Alexander nach einigem Schweigen.
„Nichts anderes als früher", antwortete Lisaweta Alexandrowna. „Glauben Sie, daß er das alles im Zorn gesprochen hat, aus der Seele heraus?"
„Wie denn sonst?"
„Bewahre! Glauben Sie nur, er wollte sich nur ein wenig wichtig machen. Sehen Sie, wie methodisch er das alles gemacht hat, die Beweise gegen Sie der Reihe nach hervorgebracht: erst die schwächeren, dann die stärkeren, — erst den Grund ihrer schlechten Meinung von den Menschen . . . und dann . . . Alles Methode! Jetzt, glaube ich, hat er es schon vergessen."
„Wieviel Geist! Welche Kenntnis des Lebens, der Menschen, und welche Selbstbeherrschung . . ."
„Ja, viel Geist und zuviel Selbstbeherrschung", sprach nachdenklich Lisaweta Alexandrowna.
„Und Sie, ma tante, Sie werden aufhören, mich zu achten! Aber glauben Sie mir, daß nur solche Erschütterungen, wie ich sie erlebte, mich derart ablenken konnten . . . Ach, die arme Mama!"
Lisaweta Alexandrowna gab ihm die Hand.
„Ich, Alexander, werde nie aufhören, Ihr Herz zu achten!" sagte sie. „Das Gefühl ist es, das Sie oft zu

Fehlern hinreißt, darum werde ich immer nachsichtig sein."
„Ach, ma tante! Sie sind das Ideal einer Frau."
„Nur einfach eine Frau."
Auf Alexander übte diese Lektion des Onkels eine starke und nachhaltige Wirkung aus. Schon hier, während er noch bei der Tante blieb, gab er sich quälenden Gedanken hin. Es schien, als wenn die Ruhe, die sie so geschickt, so mühevoll in seinem Herzen hergestellt hatte, ihn plötzlich verließe. Vergeblich erwartete sie irgendeinen seiner bösen Ausfälle, forderte ihn übereifrig zu Sticheleien gegen andere und gegen sie selbst heraus, aber Alexander blieb taub und stumm, als hätte man ihn mit kaltem Wasser überschüttet.
„Was ist mit Ihnen? Warum sitzen Sie so da?" fragte sie.
„So, ma tante: mir ist nicht sehr heiter zumute. Der Onkel hat mich mir selbst zu verstehen gegeben: er hat mich über mich selbst aufgeklärt!"
„Hören Sie nicht auf ihn, er sagt auch nicht immer die Wahrheit."
„Nein, trösten Sie mich nicht. Ich bin mir jetzt zuwider. Bis jetzt hab' ich die Menschen gehaßt und verachtet, und jetzt mich selbst dazu. Vor den Menschen kann man sich verbergen, aber wohin mit sich? Kann man vor sich selbst fliehen? Also ist alles nichtig: alle diese Güter, die Freude des Lebens, die Menschen und das eigene Ich . . ."
„Ach dieser Peter Iwanitsch!" sagte Lisaweta Alexandrowna mit einem tiefen Seufzer; „wen könnte er nicht traurig machen?"
„Nur ein relativer Trost bleibt mir, daß ich niemand, weder in der Liebe noch in der Freundschaft . . . betrogen habe."

„Man wußte Sie nicht zu schätzen“, sagte sie. „Glauben Sie nur, es wird sich ein Herz finden, das Ihren Wert begreift: ich bürge Ihnen dafür. Sie sind noch jung, vergessen Sie das alles, tun Sie etwas. Sie haben Talent: schreiben Sie ... Schreiben Sie jetzt etwas.“
„Nein.“
„Schreiben Sie ...“
„Ich fürchte, ma tante ...“
„Hören Sie nicht auf Peter Iwanitsch: unterhalten Sie sich mit ihm über Politik, Agronomie, worüber Sie wollen, nur nicht über Poesie. Er kann Ihnen darüber nichts Wahres sagen. Das Publikum wird Sie verstehen ... Das Publikum wird Ihren Wert erkennen ... Sie werden sehen ... Werden Sie also schreiben?“
„Schön.“
„Werden Sie bald anfangen?“
„Sobald ich kann. Jetzt bleibt mir nur diese einzige Hoffnung ...“
Peter Iwanitsch kam, nachdem er ausgeschlafen hatte, zu ihnen herein, zum Ausgehen angezogen, mit dem Hut in der Hand. Auch er riet Alexander, sich mit Arbeit im Dienst und in der Zeitschrift für Landwirtschaft zu befassen.
„Ich werde mir Mühe geben, Onkel“, sagte Alexander, „aber ich habe eben der Tante versprochen ...“
Lisaweta Alexandrowna machte ihm Zeichen, daß er schweige, aber Peter Iwanitsch bemerkte es.
„Was, was hast du versprochen?“ fragte er.
„Neue Noten mitzubringen“, antwortete sie.
„Nein, es ist nicht das! Was ist's, Alexander?“
„Eine Erzählung zu schreiben, oder so was ...“
„Hast du die Literatur noch immer nicht aufgegeben?“

fragte Peter Iwanitsch, indem er ein Stäubchen von seiner Kleidung wegblies. „Und du, Lisa, verwirrst ihn unnütz."
„Ich habe kein Recht, sie aufzugeben", bemerkte Alexander.
„Wer zwingt dich denn, zu schreiben?"
„Warum soll ich eigenmächtig und undankbar die ehrende Bestimmung verschmähen, die mir zuteil wurde? Eine einzige helle Hoffnung ist mir im Leben geblieben, und auch die sollte ich vernichten? Wenn ich zugrunde richte, was von oben mir verliehen ist, dann vernichte ich mich selbst."
„Aber was ist dir denn verliehen? Erkläre es mir, bitte."
„Das kann ich Ihnen nicht erklären. Man muß es selbst fühlen. Sind Ihnen jemals die Haare zu Berge gestanden, außer unter dem Kamm?"
„Nein", sagte Peter Iwanitsch.
„Nun, sehen Sie. Haben in Ihnen die Leidenschaften je gestürmt, die Phantasie gebraust und Ihnen Geister, Gespenster geschaffen, die Sie um Verkörperung baten? Hat Ihr Herz je gepocht jenes besondere Pochen..."
„Wild! Wild! Nun, und was folgt daraus?" fragte Peter Iwanitsch.
„Daraus folgt, daß man jemand, der es nicht selbst erlebt, nicht erklären kann, warum man schreiben muß. Wenn ein unruhiger Geist Tag für Tag im Traum und im Wachen wiederholt: schreibe, schreibe..."
„Aber du kannst ja gar nicht schreiben."
„Genug, Peter Iwanitsch! Wenn du es selbst nicht kannst, warum hinderst du die anderen?" sagte Lisaweta Alexandrowna.
„Verzeihen Sie, Onkel, die Bemerkung, daß Sie in diesen Sachen kein Urteil haben."
„Wer hat denn ein Urteil? Sie?" Peter Iwanitsch zeigte

auf seine Frau. „Sie sagt es mit Absicht, und du glaubst ihr“, fügte er hinzu.

„Aber Sie selbst haben ja im Anfang meines Hierseins mir geraten, zu schreiben, mich darin zu versuchen ...“

„Na und? Du hast ja versucht — es wurde nichts daraus; da läßt man es eben.“

„Haben Sie denn wirklich nie bei mir einen guten Gedanken oder einen gelungenen Vers gefunden?“

„Warum nicht? Du bist nicht dumm: wie sollte man bei einem leidlich vernünftigen Menschen in einem ganzen Zentner Werke nicht einen gelungenen Gedanken finden? Aber das ist nicht Talent, sondern Geist.“

„Ach!“ sagte Lisaweta Alexandrowna, sich unwillig im Sessel umwendend.

„Und Pochen des Herzens, Beben, süße Wonne und sonst ähnliches, bei wem kommt es nicht vor?“

„Bei dir zu allererst nicht!“ bemerkte die Frau.

„Geh doch! Weißt du noch, wie ich entzückt war ...“

„Wovon? Ich erinnere mich nicht.“

„Jeder fühlt diese Dinge“, fuhr Peter Iwanitsch fort, sich an den Neffen wendend. „Wen berührt nicht die Stille der Nacht, oder das Rauschen des tiefen Waldes, oder meinetwegen ein Garten, ein See, das Meer? Wenn das nur die Künstler allein fühlten, dann gäbe es wahrhaftig niemand, der sie verstünde. Aber diese Empfindungen im Kunstwerk widerzuspiegeln — das ist eine andere Sache: dazu ist Talent nötig; und du scheinst es nicht zu haben. Das Talent kann sich nicht verbergen: es leuchtet aus jedem Satze, aus jedem Pinselstrich ...“

„Peter Iwanitsch, es ist Zeit, daß du fährst“, sagte Lisaweta Alexandrowna.

„Sofort.“

„Wenn du dich hervortun willst", fuhr er fort, „so hast du Gelegenheit. Der Redakteur lobt dich, er sagt, deine Aufsätze über Landwirtschaft sind prachtvoll ausgearbeitet, es sind Gedanken darin; alles deutet, meint er, auf einen gelehrten Arbeiter hin, nicht auf einen bloßen Handwerker. Ich war froh. Na, denk' ich, die Adujews sind nicht ohne Kopf. Siehst du, auch ich habe so meine Eitelkeit. Du kannst dich im Dienst hervortun und dazu die Berühmtheit eines Schriftstellers erringen ..."

„Die Berühmtheit eines Schriftstellers über Dünger."

„Jedem das Seine: dem einen ist es gegeben, in himmlischen Regionen zu schweifen, dem andern hingegen im Dünger zu graben und dort Schätze zu heben. Ich verstehe nicht, warum man einen bescheidenen Beruf ablehnen soll! Auch dieser hat seine Poesie. Du wirst im Dienst vorwärtskommen, Geld mit deiner Arbeit erwerben und dich vorteilhaft verheiraten, wie die meisten. Was willst du noch? Seine Pflicht tun, sein Leben in Ehren, in Arbeit leben, darin ist doch Glück. Mir scheint es wenigstens so. Ich bin Staatsrat, außerdem von Beruf Fabrikant; biete mir dagegen den Beruf eines großen Dichters an, bei Gott, ich lehne ihn ab!"

„Höre, Peter Iwanitsch, du wirst dich wirklich verspäten", unterbrach ihn Lisaweta Alexandrowna; „es ist bald zehn!"

„In der Tat, es ist Zeit. Nun auf Wiedersehen! Denn sonst bildet man sich noch ein, ein ungewöhnlicher Mensch zu sein, und so ..." brummte Peter Iwanitsch im Weggehen.





Zweites Kapitel

Als Alexander nach Hause kam, setzte er sich in einen Sessel und versank in Gedanken. Er nahm das ganze Gespräch noch einmal durch und forderte strenge Rechenschaft von sich.

Wie konnte er in seinem Alter sich erlauben, die Menschen zu hassen und zu verachten, sich einbilden, daß er ihre Schwächen durchschaue, die Bekannten der Reihe nach vornehmen, und nur die Analyse seiner selbst vergessen! Welche Blindheit! Und der Onkel hat ihm eine Lektion gegeben, ihn wie einen Schuljungen heruntergemacht, und das in Gegenwart seiner Frau! Wie mußte der Onkel an diesem Abend in den Augen seiner Frau gewinnen! Das wäre in Ordnung, aber es geschah ja auf seine Kosten! Der Onkel war ihm unstreitig in allem und überall überlegen.

„Wo bleibt da", dachte er, „die Überlegenheit der Jugend, der Frische, der Leidenschaftlichkeit des Geistes und des Gefühls, wenn ein Mensch von nüchternem Herzen, bloß mit einiger Erfahrung ausgestattet, ihn so ohne jede Kraftanstrengung über den Haufen werfen konnte, so nachlässig dazu, gleichsam im Vorübergehen! Wann wird die Diskussion gleichmäßig von beiden Seiten geführt werden,

und wann wird endlich das Übergewicht auf seiner Seite sein? Und auf seiner Seite ist doch, dünkte ihm, das Talent, der Reichtum an seelischen Kräften ... und dennoch erscheint der Onkel wie ein Riese im Vergleich mit ihm! Mit welcher Sicherheit diskutiert er, wie leicht räumt er jeden Widerspruch aus dem Wege und erreicht scherzend, gähnend das Ziel, wobei er das Gefühl, die Herzensergüsse, Freundschaft und Liebe, mit einem Wort alles, was ältere Menschen an jüngeren zu beneiden pflegen, mit Hohn überschüttet!"
Als Alexander dies in seinem Geiste überlegte, wurde er rot vor Scham. Er gab sich das Wort, sich streng zu beobachten und bei der ersten Gelegenheit den Onkel zu vernichten: ihm zu beweisen, daß keinerlei Erfahrung das ersetzen kann, was einem von oben verliehen wird. Und mag er, Peter Iwanitsch, predigen so viel er will, nichts von seinen kalten methodischen Prophezeiungen wird sich erfüllen. Er, Alexander, wird selbst seinen Weg finden und ihn nicht mit furchtsamem, sondern mit festem, gleichmäßigem Schritt wandeln. Er ist jetzt nicht mehr derselbe wie vor drei Jahren. Er ist mit seinem Blick in die geheimen Kammern des Herzens eingedrungen, hat das Spiel der Leidenschaften gesehen, das Geheimnis des Lebens erkannt, natürlich nicht ohne Qualen, dafür aber auch für immer gegen sie abgehärtet. Die Zukunft liegt klar vor ihm; er ist auferstanden, hat Schwingen bekommen — er ist kein Kind mehr, sondern ein Mann —, also kühn vorwärts! Der Onkel soll ihn noch kennenlernen und einst vor ihm, dem erfahrenen Meister, die Rolle des kläglichen Schülers spielen. Er soll zu seinem Staunen erfahren, daß es ein anderes Leben gibt, andere Auszeichnungen, ein anderes Glück, als die elende Karriere, die

er sich erwählt und am Ende gar aus Neid ihm aufnötigen möchte. Und dann — noch eine edle Anstrengung, und der Kampf ist zu Ende.

Alexander belebte sich. Er begann eine neue, besondere Welt zu schaffen, etwas weiser als früher. Die Tante förderte zu ihm diese Gemütsverfassung, aber heimlich, wenn Peter Iwanitsch schlief, in der Fabrik oder im Englischen Klub war.

Sie erkundigte sich stets bei Alexander nach seinen Beschäftigungen. Und das gefiel ihm sehr. Er erzählte ihr gern von seinen Arbeiten und forderte manchmal ihre Anerkennung in der Form einer Bitte um Rat.

Sie stritt sich oft mit ihm, aber noch öfter war sie mit ihm einverstanden.

Alexander hing sich an die Arbeit, wie man sich an eine letzte Hoffnung hängt. Dahinter — sagte er manchmal — ist ja nichts mehr. Dort ist eine öde Steppe ohne Wasser, ohne Grün — Finsternis und Wüste; dort ist das Leben — ein Grab! — Und er arbeitete unermüdlich.

Wenn ihm die erloschene Liebe in Erinnerung kam und ihn erregte, sofort griff er zur Feder und schrieb eine rührende Elegie. Ein andermal überlief ihm die Galle und wühlte vom Grund den von früher abgelagerten Menschenhaß auf — und siehe, es entstanden einige energische Verse! Zur gleichen Zeit schrieb er an einer Erzählung. Er verwandte auf sie viel Nachdenken, viel Gefühl, harte Arbeit und ungefähr ein halbes Jahr Zeit. Endlich war sie fertig, durchgesehen und ins reine geschrieben. Die Tante war entzückt.

Die Handlung spielte nicht mehr in Amerika, sondern irgendwo auf dem Lande im Gouvernement Tambow. Die Personen darin waren gewöhnliche Menschen: Ver-

leumder, Lügner, verschiedentliche Scheusale in Fracks und Verräterinnen in Korsetts und in Hüten. Alles war anständig und auf seinem Platz.

„Ich denke, ma tante, das kann man dem Onkel zeigen."

„Ja, ja, gewiß," sagte sie, „übrigens, wäre es nicht besser, es ohne ihn in Druck zu geben? Er ist ja immer dagegen und wird womöglich etwas einwenden ... Sie wissen ja, daß er imstande ist, es für Kinderei zu halten!"

„Nein, es ist besser, man zeigt ihm", antwortete Alexander. „Ich habe nach Ihrem Urteil und nach meinem eigenen Gefühl niemand zu fürchten, und auch er wird sich überzeugen."

Sie zeigte es ihm. Peter Iwanitsch verfinsterte sich ein wenig, als er das Heft sah, und schüttelte den Kopf.

„Was ist das, habt ihr es beide gedichtet?" fragte er. „Ein bißchen viel. Und wie eng geschrieben. Was für Spaß ihr bloß daran findet!"

„Warte mit dem Kopfschütteln", antwortete seine Frau, „du mußt es erst hören. — Lesen Sie es uns vor, Alexander! — Du aber, höre aufmerksam zu, schlafe nicht und sage uns nachher deine Meinung. Fehler kann man an allem finden, wenn man sie sucht. Du aber sei nachsichtig."

„Nein, wozu? Seien Sie nur gerecht", bemerkte Alexander.

„Nichts zu machen, ich werde also zuhören," sagte Peter Iwanitsch mit einem Seufzer, „unter der Bedingung: erstens, daß nicht gleich nach Tische gelesen wird, sonst garantiere ich nicht, daß ich nicht einschlafe. Das brauchst du, Alexander, nicht auf dich zu beziehen; was immer auch nach Tisch gelesen wird, schläfert mich ein. Zweitens: wenn es etwas Brauchbares ist, werde ich meine Meinung sagen,

wenn nicht, werde ich schweigen und ihr könnt dann tun, was ihr wollt."

Die Vorlesung begann. Peter Iwanitsch schlief nicht ein einziges Mal ein, hörte zu, ohne die Augen von Alexander abzuwenden, und nickte zuweilen beifällig mit dem Kopf.

„Siehst du," sagte die Frau halblaut, „ich hab' es dir gesagt."

Er nickte ihr schweigend zu. Die Vorlesung dauerte zwei Abende.

Am Abend nach der ersten Vorlesung sagte Peter Iwanitsch zum Erstaunen seiner Frau alles voraus, was weiter folgen wird.

„Woher weißt du das?" fragte sie.

„Das ist keine Hexerei! Die Idee ist nicht neu — hundertmal ist so was geschrieben worden. Es wäre eigentlich gar nicht nötig, weiterzulesen, aber wir wollen sehen, wie er es weiterentwickelt hat."

Als Alexander am zweiten Abend sich anschickte, die letzte Seite zu lesen, klingelte Peter Iwanitsch. Der Diener trat ein.

„Bereite alles zum Ankleiden vor", sagte er. Verzeih die Unterbrechung, Alexander, ich habe Eile. Ich komme sonst zu spät in den Klub zum Whist."

Alexander war fertig. Peter Iwanitsch ging rasch hinaus.

„Auf Wiedersehen!" rief er ihnen zu. „Ich komme nicht mehr herein."

„Warte, warte!" rief seine Frau. „Sagst du denn nichts über die Erzählung?"

„Nach der Abmachung brauch' ich's nicht!" antwortete er und wollte gehen.

„Das ist Starrsinn!" sagte sie. „O er ist hartnäckig, ich weiß es! Achten Sie nicht darauf, Alexander!"

‚Das ist Böswilligkeit! dachte Alexander. Er will mich in den Staub treten, in seine Sphäre hinunterziehen. Er ist doch nur ein gescheiter Beamter, ein Fabrikant und sonst nichts, und ich bin ein Dichter.‘

„Das geht schon wirklich zu weit!“ rief die Frau fast unter Tränen. „Sag' doch wenigstens etwas! Ich habe ja selbst gesehen, wie du beifällig genickt hast; also hat es dir gefallen. Nur aus Starrsinn willst du es nicht zugestehen. Wie dürfte man auch zugeben, daß uns eine Erzählung gefallen hat! Dazu sind wir zu klug! Gib zu, daß sie gut ist!“

„Ich habe genickt, weil auch aus dieser Erzählung zu ersehen ist, daß Alexander nicht dumm ist, aber er hat doch unklug getan, sie zu schreiben.“

„Aber ein Urteil dieser Art, Onkel!“

„Höre, du glaubst mir ja nicht, deshalb wollen wir gar nicht erst streiten. Wir wollen lieber einen Unparteiischen wählen. Ich will folgendes tun, um diesen Streit zwischen uns ein für allemal zu beenden: ich werde mich für den Autor dieser Erzählung ausgeben und sie einem Freunde von mir schicken, der Mitarbeiter an einer Zeitschrift ist: wir wollen sehen, was er sagt. Du kennst ihn und wirst dich auf sein Urteil gewiß verlassen. Er ist ein erfahrener Mann.“

„Gut, wir wollen sehen.“

Peter Iwanitsch setzte sich an den Tisch und schrieb in der Eile einige Zeilen, dann reichte er Alexander den Brief.

„Ich bin auf meine alten Tage unter die Schriftsteller gegangen,“ schrieb er; „was ist zu tun! — Ich möchte berühmt werden, auch darin mich hervortun — und bin verrückt geworden! Und so habe ich die beiliegende Erzählung zustande gebracht. Lesen Sie sie, und wenn sie

taugt, drucken Sie sie in ihrer Zeitschrift ab, natürlich gegen Honorar. Sie wissen, daß ich nicht gern umsonst arbeite. Sie werden sich wundern und mir nicht glauben, aber ich erlaube Ihnen sogar, meinen Namen darunter zu setzen, woraus Sie ersehen, daß ich nicht lüge."

Alexander erwartete ruhig die Antwort, da er des günstigen Bescheides sicher war. Er freute sich sogar, daß der Onkel in seinem Brief auch das Honorar erwähnt hatte.

„Das ist sehr gescheit. Mama klagt, daß das Getreide billig ist, und schickt womöglich sobald kein Geld; da kämen so Anderthalbtausend ganz gut zupaß."

Es vergingen jedoch etwa drei Wochen und die Antwort kam noch immer nicht. Endlich wurde Peter Iwanitsch eines Morgens ein großes Paket und ein Brief überbracht.

„Ah! Zurückgeschickt!" sagte Peter Iwanitsch, und sah seine Frau belustigt an.

Er öffnete den Brief nicht, zeigte ihn auch nicht seiner Frau, so wie sie ihrerseits nicht darum bat. Am selben Abend, bevor er in den Klub fuhr, begab er sich selbst zu seinem Neffen.

Die Tür war nicht verschlossen. Er trat ein. Jewsej schnarchte im Vorzimmer auf dem Fußboden, in der Diagonale ausgestreckt. Der Docht war heruntergebrannt und hing am Leuchter herab. Er sah in das andere Zimmer hinein: drin war es dunkel.

„O Provinz!" bemerkte Peter Iwanitsch. Er brachte Jewsej in wachen Zustand, zeigte ihm die unverschlossene Tür und die Kerze und drohte ihm mit dem Stock. Im dritten Zimmer saß am Tisch Alexander und schlief ebenfalls, die Arme auf dem Tisch und den Kopf in den Händen. Vor ihm lag ein Blatt. Peter Iwanitsch sah hin, es waren Verse.

Er nahm das Blatt und las:

> Vorüber des Frühlings zauberische Pracht,
> Für ewig dahin junger Liebe Glut,
> Versunken in düstre Todesnacht
> Das Herz verstummt und machtlos kreist das Blut.
>
> Über längst verlassenen Altären
> Richt' ich eine Gottheit auf,
> Beten will ich . . . und . . .

„Und ist darüber eingeschlafen! Bete, mein Lieber, sei nicht faul!" sagte Peter Iwanitsch laut. „Deine eigenen Verse, wie haben sie dich ermüdet! Was brauchst du einen anderen Richterspruch? Hast ihn dir ja selbst gesprochen."

„Ah!" sagte Alexander, sich reckend. „Sie sind also noch immer gegen meine Dichtungen! Sagen Sie, Onkel, was zwingt Sie, so starrsinnig mein Talent zu leugnen, wenn Sie ihn mir schließlich doch werden zugestehen müssen?"

„Neid, Alexander. Bedenke, du wirst Ruhm erwerben, Ehren, vielleicht Unsterblichkeit, und ich werde für immer ein obskurer Mensch bleiben und genötigt sein, mit dem Namen eines nützlichen Arbeiters vorlieb zu nehmen. Und ich bin doch auch ein Adujew! Sag' was du willst, es ist ärgerlich. Was bin ich? Hab mein Leben gelebt, still, ungekannt, hab nur meine Sache gemacht und bin noch stolz darauf und glücklich gewesen. Ist das nicht ein klägliches Los? Wenn ich tot bin, das heißt, nichts mehr fühlen und wissen werde, werden die beredten Saiten der Rhapsoden nichts von mir verkünden, die fernen Jahrhunderte, die Nachkommenschaft, das Weltall wird nicht voll sein von meinem Namen, man wird nicht erfahren, daß auf der Welt ein Staatsrat Peter Iwanitsch gelebt hatte. Ich werde noch im Grabe trostlos

darüber sein, wenn ich und mein Grab bis dahin noch unversehrt geblieben sind. Dagegen du! Welcher Unterschied! Wenn du, die rauschenden Fittiche entfaltend, über den Wolken schweben wirst, dann wird es mir vielleicht zum Trost gereichen, daß in der Masse der menschlichen Arbeit auch ein Tropfen meines Honigs steckt, wie dein Lieblingsautor sagt."

„Lassen Sie ihn, um Gottes willen! Was ist er für ein Lieblingsautor von mir! Er macht sich nur über die Nächsten lustig."

„Hast du aufgehört, Krylow zu lieben, seitdem du dein Porträt dort entdeckt hast? Apropos! Weißt du, daß dein zukünftiger Ruhm, deine Unsterblichkeit in meiner Tasche stecken? Aber ich wünschte lieber, es würde drin dein Geld stecken: das wäre sicherer."

„Welcher Ruhm?"

„Die Antwort auf mein Schreiben."

„Ach, um Gottes willen, geben Sie her, rasch! Was schreibt er?"

„Ich habe nicht gelesen, lies selbst, aber laut."

„Und Sie konnten geduldig warten?"

„Was brauch' ich's zu wissen?"

„Wieso? Ich bin doch Ihr leiblicher Neffe: wie ist man nicht neugierig? Welche Kälte! Das ist Egoismus!"

„Vielleicht, ich leugne es nicht. Übrigens weiß ich, was drin steht. Nun, lies mal!"

Alexander begann laut zu lesen, während Peter Iwanitsch mit dem Stock seine Stiefel abklopfte. Im Brief stand folgendes:

‚Was ist das für eine Mystifikation, mein lieber Peter Iwanitsch? Sie schreiben Erzählungen! Aber wer wird Ihnen das glauben? Wollen Sie mich alten Hasen foppen?

Und wenn es, was Gott verhüten möge, auch wahr wäre, wenn Sie wirklich eine Zeitlang die im buchstäblichen Sinne des Wortes teuren Zeilen, von denen jede natürlich mehr als ein Goldstück wert ist, Ihrer Feder versagt, und statt würdige Summen zu addieren, diese vor mir liegende Erzählung vollbracht hätten, so müßte ich Ihnen auch dann sagen, daß die gebrechlichen Erzeugnisse Ihrer Fabrik viel dauerhafter sind, als dieses Werk.'

Alexanders Stimme senkte sich plötzlich.

„Aber ich weise einen so kränkenden Verdacht Ihrer Person von mir", fuhr er ängstlich und leise zu lesen fort.

„Ich höre nicht, Alexander, lauter!" sagte Peter Iwanitsch.

Alexander fuhr mit gesenkter Stimme fort.

‚Sie wollen gewiß aus Teilnahme an dem Autor dieser Erzählung meine Meinung hören. Der Verfasser ist sicherlich ein junger Mensch. Er ist nicht dumm, aber unsinnig böse auf die ganze Welt. In welch grimmiger, verbohrter Art schreibt er! Wieder ein Enttäuschter! Mein Gott! Wann wird dieses Volk endlich aufhören zu sein! Wie schade, daß so viele Begabungen bei uns durch eine falsche Lebensanschauung an unfruchtbaren Träumen zugrunde gehen und an dem vergeblichen Drang nach etwas, wozu sie nicht berufen sind!'

Alexander hielt inne und holte Atem. Peter Iwanitsch steckte sich eine Zigarre an und blies Rauchringe. Sein Gesicht drückte wie gewöhnlich vollkommene Ruhe aus. Alexander fuhr mit dumpfer, kaum vernehmbarer Stimme zu lesen fort:

‚Eigenliebe, Träumerei, frühzeitige Entwicklung der Herzensneigungen, bei entsprechender Zurückgebliebenheit der geistigen Fähigkeiten, mit der unvermeidlichen Folge, der Faulheit — das sind die Wurzeln dieses Übels. Wissen-

schaft, Arbeit, praktische Betätigung — das könnte unsere faulenzende, kranke Jugend ernüchtern.'

„Die ganze Sache könnte man in drei Zeilen abmachen", sagte Peter Iwanitsch, auf die Uhr sehend. „Und er schreibt in einem freundschaftlichen Brief eine ganze Abhandlung! Ist er nicht ein Pedant? Willst du noch weiterlesen, Alexander? Laß, es ist langweilig. Ich wollte dir noch etwas sagen ..."

„Nein, Onkel, erlauben Sie, ich will den Kelch bis zur Neige leeren: ich lese zu Ende."

„Nun, so lies, wenn es dir Spaß macht."

'Diese traurige Richtung der seelischen Kräfte offenbart sich in jeder Zeile der Erzählung. Sagen Sie doch Ihrem Protegé, daß ein Schriftsteller nur dann etwas Ordentliches schreibt, wenn er sich nicht unter dem Einfluß eines persönlichen Gefühls oder der Parteilichkeit befindet. Er muß mit ruhigem, klarem Blick das Leben im allgemeinen und die Menschen betrachten, sonst schildert er nur sein eigenes Ich, das niemand was angeht. Dieser Fehler ist in der Erzählung vorwiegend. Die zweite und Hauptbedingung — das sagen Sie aber vielleicht dem Autor lieber nicht, aus Mitleid mit seiner Jugend und dem Autorenehrgeiz, dem unruhigsten aller Ehrgeize — ist das Talent, und hier ist keine Spur davon. Die Sprache ist übrigens überall korrekt und rein; der Autor hat sogar Stil.'

Mit Mühe las Alexander den Rest zu Ende.

„Höchste Zeit! ..." sagte Peter Iwanitsch. „Schwatzt da, Gott weiß, was zusammen! Das übrige können wir beide ohne ihn erraten."

Alexander ließ die Arme sinken. Er starrte mit trüben Augen auf die Wand, wie ein Mensch, der von einem

Schlag betäubt ist. Peter Iwanitsch nahm ihm den Brief aus der Hand und las noch im P. S. folgendes:
‚Wenn Ihnen unbedingt daran liegt, die Erzählung in unserer Zeitschrift zu bringen, so will ich sie Ihretwegen in den Sommermonaten unterbringen, aber an Honorar ist gar nicht zu denken.'
„Nun, Alexander, wie ist dir, wie fühlst du dich?" fragte Peter Iwanitsch.
„Ruhiger, als man es erwarten sollte", antwortete Alexander mit Mühe. „Ich fühle wie ein Mensch, der in allem betrogen ist."
„Nein, wie ein Mensch, der sich selbst betrog und andere betrügen wollte ..."
Alexander hörte diese Erwiderung nicht.
„War denn das auch nur ein Traum? ... Auch das hat mich verraten ..." flüsterte er. „Bitterer Verlust! Nun, ich brauch' mich nicht erst an Enttäuschungen zu gewöhnen! Aber warum ist mir denn dieser unüberwindliche Schaffensdrang eingegeben worden? ..."
„Das ist es eben! Der Drang ist dir eingegeben und das Schaffen selbst vergessen worden," sagte Peter Iwanitsch, „ich hab's ja gesagt."
Alexander antwortete mit einem Seufzer und verfiel in Sinnen. Dann wurde er plötzlich lebhaft, fing an die Schubfächer herauszuziehen, holte Hefte, Blätter und Papierfetzen hervor und warf sie mit Erbitterung in den Kamin.
„Vergiß auch das nicht!" sagte Peter Iwanitsch, ihm das Blatt mit dem begonnenen Gedicht, das auf dem Tisch lag, näherschiebend.
„Auch dieses fahre dahin!" sprach Alexander in Verzweiflung, die Verse in den Kamin werfend.

„Hast du nicht noch etwas? Such' nur eifrig", sagte Peter Iwanitsch, sich umsehend. „Mach' es mit einem Male ab. Was ist da auf dem Schrank für ein Päckchen?"
„Auch damit ins Feuer!" rief Alexander, „das sind die Aufsätze über Landwirtschaft."
„Laß es, verbrenn's nicht! Gib's mir!" sagte Peter Iwanitsch, die Hand ausstreckend, „das ist kein Unsinn."
Aber Alexander hörte nicht auf ihn.
„Nein!" rief er wütend, „wenn für mich das edle Schaffen in der Sphäre des Schönen verloren ist, so will ich auch kein Arbeiterlos. Dazu soll mich das Schicksal nicht zwingen!"
Und das Päckchen flog in den Kamin.
„Schade!" bemerkte Peter Iwanitsch und stöberte indessen mit dem Stock im Papierkorb herum, ob sich nicht noch etwas fände, um ins Feuer zu wandern.
„Und was machen wir mit der Erzählung, Alexander? Sie ist bei mir."
„Brauchen Sie nicht eine Wand zu tapezieren?"
„Nein, augenblicklich nicht. Soll ich sie holen lassen? Jewsej! Schon wieder eingeschlafen! He, man wird dir noch meinen Mantel vor der Nase fortstehlen! Geh rasch zu mir hinein, verlange von Wassilij das dicke Heft, das in meinem Arbeitszimmer auf dem Schreibtisch liegt und bring's hierher."
Alexander saß die Arme aufgestützt und sah in den Kamin. Das Heft wurde gebracht, Alexander sah die Frucht seiner halbjährigen Arbeit und versank in Nachdenken. Peter Iwanitsch bemerkte es.
Sie sahen beide zu, wie es zu brennen anfing, Peter Iwanitsch mit Vergnügen, wie es schien, Alexander mit Trauer, fast unter Tränen. Da bewegte sich das erste

Blatt und erhob sich, als hätte eine unsichtbare Hand es umgewendet; seine Ränder bogen sich nach oben; es wurde schwarz, dann krümmte es sich zusammen und flammte auf; nach ihm flammte rasch ein zweites, drittes auf, und dann erhoben sich einige zusammen und verbrannten, während das folgende Blatt noch weiß blieb, um nach zwei Sekunden sich ebenfalls an den Rändern zu schwärzen.
Alexander gelang es noch darauf zu entziffern: Kapitel III. Er erinnerte sich, was dieses Kapitel enthielt und es tat ihm leid. Er erhob sich vom Sessel und ergriff die Feuerzange, um die Reste seiner Schöpfung zu retten. „Vielleicht ist noch ...“ flüsterte ihm irgendeine Hoffnung zu.
„Warte, ich will lieber mit dem Stock nachhelfen,“ sagte Peter Iwanitsch, „du wirst dich noch an der Zange verbrennen.“
Und er schob das Heft in die Tiefe des Kamins, dicht auf die Kohlen. Alexander blieb unentschlossen stehen. Das Heft war dick und gab der Wirkung des Feuers nicht gleich nach. Erst wälzte sich unter ihm dicker Rauch hervor; die Flamme brach ab und zu von unten hervor, leckte an den Rändern, ließ einen schwarzen Fleck zurück und versteckte sich wieder. Man hätte es noch retten können. Alexander streckte schon die Hand aus, aber in diesem Moment erhellte die Flamme die Sessel, das Gesicht Peter Iwanitschs und den Tisch. Das ganze Heft loderte auf und erlosch nach einer Minute, einen Haufen schwarzer Asche zurücklassend, über welchem stellenweise feurige Schlänglein hinhuschten. Alexander warf die Feuerzange hin.
„Alles ist aus!“ sagte er.
„Aus!“ wiederholte Peter Iwanitsch.
„Ach!“ rief Alexander, „ich bin frei!“
„Es ist schon das zweite Mal, daß ich dir helfe, die Woh-

nung rein zu machen!" sagte Peter Iwanitsch. „Ich hoffe, diesmal ist es ..."

„Endgültig, Onkel."

„Amen!" sagte der Onkel, ihm die Hand auf die Schulter legend. „Nun, Alexander, ich rate dir: nimm dich zusammen. Schreib sofort an Iwan Iwanitsch, er möchte dir eine Arbeit für die landwirtschaftliche Abteilung schicken. Du wirst jetzt auf den heißen Resten all dieser Dummheiten eine sehr kluge Sache schreiben. Und er fragt mich auch immer: „Was sagt Ihr Neffe ..."

Alexander schüttelte traurig den Kopf.

„Ich kann nicht," sagte er, „nein, ich kann nicht, alles ist aus."

„Was wirst du denn jetzt anfangen?"

„Was?" fragte er brütend, „vorläufig nichts."

„Das versteht man nur in der Provinz, das Nichtstun. Aber hier ... wozu bist du denn hierhergekommen? Das ist unverständlich ... Nun, vorläufig genug davon. Ich habe eine Bitte an dich."

Alexander erhob langsam den Kopf und sah den Onkel fragend an.

„Du kennst doch", begann Peter Iwanitsch, seinen Sessel zu Alexander näher heranschiebend, „meinen Kompagnon Ssurkow?"

Alexander nickte.

„Gewiß, du hast ja manchmal mit ihm bei mir gegessen; hast du dir auch genau angesehen, was für ein Vogel das ist? Er ist ein guter Kerl, aber leichtsinnig. Seine Schwäche sind die Frauen. Zum Unglück ist er gar nicht häßlich, das heißt, frisch, glatt, groß, immer frisiert, parfümiert, wie ein Modebild angezogen: und so bildet er sich ein, daß alle Frauen toll nach ihm sind — mit einem Wort

— ein Geck! Hol' ihn der Teufel, ich würde mir nichts daraus machen, aber das Schlimme ist, daß bei ihm die Verschwendung angeht, sobald er sich in irgendeine Liebelei einläßt. Dann fängt es an mit Überraschungen, Geschenken und Aufmerksamkeiten. Er selbst wird hochelegant, mit Equipagen und neuen Pferden ... einfach ein Ruin! Er hat auch meiner Frau den Hof gemacht. Da brauchte ich den Diener nicht mehr um Theaterbillets zu schicken: man konnte sich darauf verlassen, daß Ssurkow sie unfehlbar bringt. Wollte man Pferde austauschen oder irgend etwas Seltenes ausfindig machen, die Menge auseinanderdrängen, eine Sommerwohnung aussuchen — wohin du ihn schicktest — sofort war es erledigt. Kurz — ein Kleinod! Und wie er sich nützlich machte — nicht für Geld zu kriegen! Schade! Ich habe ihn natürlich nicht gestört, aber meiner Frau wurde er lästig — und so habe ich ihn eben hinausbugsieren müssen! Wenn er nun anfängt, zu verschwenden, so reicht der Gewinn nicht mehr und er fordert das Kapital: wozu, sagt er, brauche ich Ihre Fabrik? Niemals hat man da bar Geld in den Händen! Ja, wenn er sich wenigstens mit irgendeiner Beliebigen zufriedengeben würde ... Aber nein! Er sucht Verhältnisse in der großen Welt: ich brauche eine vornehme Beziehung; ich kann ohne Liebe nicht leben! Ist er nicht ein Esel! Der Kerl ist fast vierzig Jahre alt und kann ohne Liebe nicht leben!"

Alexander dachte an sich selbst und lächelte traurig.

„Er lügt immer," fuhr Peter Iwanitsch fort, „ich habe aber allmählich durchschaut, um was er sich bemüht. Er möchte sich nur aufspielen, man soll von ihm sagen, daß er mit dieser ein Verhältnis hat oder bei jener in der Loge gesehen wurde, daß er in der Sommerfrische mit einer

bekannten Dame zur späten Abendstunde zu zweien gesessen, oder mit ihr an einem einsamen Ort spazieren gefahren oder ausgeritten sei. Dabei sind die sogenannten vornehmen Beziehungen viel kostspieliger als die gewöhnlichen — der Teufel hole sie! Und um so was reißt sich der Dummkopf aus allen Leibeskräften!"

„Wo wollen Sie damit hinaus?" fragte Alexander. „Ich verstehe nicht, was ich da tun kann."

„Du wirst es gleich merken. Vor kurzem ist eine junge Witwe aus dem Auslande zurückgekehrt, Julia Pawlowna Tafajewa. Sie ist gar nicht häßlich. Ssurkow und ich waren mit ihrem Mann befreundet. Tafajew starb im Auslande. Nun, kommst du dahinter?"

„Ich begreife: Ssurkow hat sich in die Witwe verliebt."

„Jawohl, er ist ganz verrückt! Und weiter ..."

„Und weiter ... weiß ich nichts."

„Du bist mir einer! Hör' also! Ssurkow hat mir schon zweimal kundgegeben, daß er Geld braucht. Ich ahnte schon, was dahintersteckt, konnte aber nicht erraten, woher der Wind bläst. Ich begann ihn nun auszuforschen, wozu er das Geld nötig hat. Erst wich er aus, dann aber sagte er, daß er sich eine Wohnung auf der Litejnaja einrichten will. Ich besann mich darauf, was er dort wohl zu suchen hätte und erinnerte mich, daß die Tafajewa in der Straße wohnt, gerade dem Hause gegenüber, das er gewählt hat. Er hat sogar schon Angeld gegeben. Es droht ein unabwendbares Malheur, wenn ... du nicht hilfst. Hast du jetzt verstanden?"

Alexander erhob die Nase ein wenig, streifte mit dem Blick die Wände und die Decke, zuckte einigemal mit den Wimpern und sah dann den Onkel an, schwieg aber.

Peter Iwanitsch sah ihm lächelnd zu. Er liebte es, die

Fehlgriffe des Verstandes und der Auffassung an anderen zu beobachten und sie es fühlen zu lassen.

„Nun, Alexander? — Und du schreibst Erzählungen!“ sagte er.

„Ach, ich hab's!“

„Nun, Gott sei Dank!“

„Ssurkow will Geld; Sie haben es nicht und wollen, daß ich . . .“

Peter Iwanitsch begann zu lachen.

Alexander sprach den Satz nicht aus, und sah den Onkel verdutzt an.

„Nein, das ist es nicht!“ sagte Peter Iwanitsch. „Es kommt nicht vor, daß ich kein Geld habe. Versuch' einmal, dich an mich zu wenden und du wirst es erfahren. Es ist etwas anderes, nämlich: die Tafajewa ließ mich durch Ssurkow an die frühere Bekanntschaft mit ihrem Mann erinnern. Ich machte ihr einen Besuch. Sie bat mich wiederzukommen, ich versprach es und sagte, daß ich dich mitbringen werde; hoffentlich hast du es jetzt begriffen?“

„Mich?“ wiederholte Alexander, ihn groß ansehend, „ja, natürlich . . . jetzt habe ich verstanden . . . fügte er eilig hinzu, stockte aber wieder.

„Was hast du verstanden?“ fragte Peter Iwanitsch.

„Wenn Sie mich totschlagen, ich verstehe doch nicht . . . Meinen Sie, sie führt ein angenehmes Haus . . . und . . . Sie möchten wohl, daß ich da Zerstreuung suche, weil ich allein bin . . . .“

„Ja, das fiele mir gerade ein, dich zu zerstreuen! Es fehlte nur noch, daß ich dir in der Nacht den Mund mit einem Taschentuch vor den Fliegen zudecke! Nein, das ist es nicht. Also, kurz und gut: mache die Tafajewa in dich verliebt.“

Alexander zog die Augenbrauen in die Höhe und sah ihn an.

„Sie scherzen! Das ist ja Unsinn!“ rief er.

„Wirklichen Unsinn machst du mit großem Ernst, liegt aber einmal eine Sache einfach und natürlich, so ist es für dich Unsinn. Was ist daran so unsinnig? Vergegenwärtige dir doch einmal, wie sinnlos die Liebe ist, ein Spiel des Bluts und der Selbstsucht, oder glaubst du noch immer an die unvermeidliche Bestimmung in der Liebe, an die Sympathie der Seelen?“

„Verzeihen Sie — jetzt glaube ich an nichts. Kann man denn willkürlich lieben und in sich verliebt machen?“

„Man kann wohl, aber nicht du. Befürchte nicht, daß ich dir etwas so Kompliziertes zumute. Du hast nichts zu tun, als der Tafajewa den Hof zu machen, aufmerksam gegen sie zu sein und zu verhindern, daß Ssurkow allein mit ihr bleibt... Mach' ihn wütend, sei ihm im Wege, wenn er ein Wort sagt, so sage du zwei, äußert er eine Meinung, so widerlege ihn. Bring' ihn fortwährend aus der Fassung, versuch' ihn einfach auszustechen.“

„Wozu?“

„Hast du noch immer nicht verstanden? Damit er erst vor Ärger und Eifersucht aus dem Häuschen gerät, und dann erkaltet. Das folgt bei ihm rasch aufeinander. Er ist bis zur Dummheit eitel. Dann wird er keine Wohnung brauchen, das Kapital bleibt ganz, und die Fabrik, wie sie ist... Begreifst du jetzt? Es ist schon das fünftemal, daß ich ihm einen solchen Streich spiele: früher, als ich ledig war und jünger, habe ich es selbst gemacht, oder einen Freund ins Feld geschickt.“

„Ich kenne sie ja gar nicht“, wandte Alexander ein.

„Deshalb will ich dich auch am Mittwoch bei ihr ein-

führen. An diesem Tag pflegen einige Bekannte sich bei ihr einzufinden."

„Wenn sie aber Ssurkow liebt, dann werden meine Aufmerksamkeiten nicht allein ihn reizen, das geben Sie doch zu?"

„Sei unbesorgt! Eine Dame kann sich vor der Gesellschaft nicht lange mit einem Trottel befassen, sobald sie ihn erkannt hat — dafür sorgt schon ihre Eitelkeit, — besonders wenn in der Nähe ein anderer klüger und schöner ist. Er wird ihr lästig, und sie wird ihn möglichst schnell loszuwerden suchen. Und dazu hab' ich dich ausersehen."

Alexander verneigte sich.

„Ssurkow ist ungefährlich," fuhr der Onkel fort, „aber die Tafajewa kennt nur wenig Menschen, so daß er vielleicht in ihrem kleinen Kreise für einen Löwen und einen Teufelskerl gelten mag. Auf die Frauen wirkt ja das Äußere sehr. Auch ist er unerreicht in Zuvorkommenheiten, und das macht ihn erträglich. Bei ihr ist es vielleicht nur Kokketterie, und er bildet sich da etwas ein ... Auch vernünftigen Frauen schmeichelt es, wenn ein Mann ihretwegen Dummheiten begeht, besonders kostspielige. Nur lieben sie meistens dabei nicht den, der für sie die Dummheiten macht, sondern einen anderen ... Viele wollen das nicht begreifen, unter ihnen auch Ssurkow. Du sollst ihn eben zur Vernunft bringen."

„Aber Ssurkow kommt doch wohl nicht nur am Mittwoch hin; gesetzt, ich störe ihn am Mittwoch, aber an den anderen Tagen? ..."

„Du mußt immer unterwiesen werden! Schmeichle ihr, tue ein wenig verliebt und das nächste Mal wird sie dich nicht nur für Mittwoch, sondern auch für Donnerstag und Freitag einladen. Verdopple deine Aufmerksamkeiten und ich meinerseits werde sie schon richtig dafür stimmen, ihr

andeuten, daß du wirklich ein wenig... Sie ist, wie ich glaube und soweit ich es merken konnte, sehr gefühlvoll... vermutlich schwache Nerven... sie scheint gewissen Sympathien und Herzensergüssen nicht abgeneigt..."
„Wie kann ich das?" sagte Alexander nachdenklich. „Wenn ich mich wenigstens selbst verlieben könnte... Aber so kann es keinen Erfolg haben..."
„Im Gegenteil. Wenn du verliebt bist, kannst du dich nicht verstellen. Sie merkt es sofort und beginnt mit euch beiden zu spielen. Jetzt dagegen... Aber du brauchst nur Ssurkow zu irritieren, ich kenne ihn wie meine Hand: sobald er merkt, daß er kein Glück hat, hört er auf Geld zu verschwenden, und mehr ist nicht nötig... Hör', Alexander, das ist sehr wichtig für mich: wenn du es tust, sind die beiden Vasen, welche dir in der Fabrik, erinnerst du dich, so gefallen haben, dein. Das Postament dazu mußt du dir allerdings selbst kaufen."
„Was fällt Ihnen ein? Glauben Sie wirklich, daß ich..."
„Du sollst dich nicht umsonst bemühen und Zeit verlieren! Schon gut! Tut nichts! Die Vasen sind sehr schön. In unserem Zeitalter tut kein Mensch etwas umsonst. Wenn ich für dich etwas tue, darfst du mir auch ein Geschenk anbieten, ich werde es annehmen."
„Ein seltsamer Auftrag!" sagte Alexander unschlüssig.
„Ich hoffe, du wirst mir nicht versagen, ihn auszuführen. Ich bin auch bereit, für dich zu tun, was ich kann. Wenn du Geld brauchst, wende dich an mich... Also Mittwoch! Die Geschichte kann einen Monat, höchstens zwei dauern. Ich werde dir sagen, wann du aufhören kannst."
„Ich bin bereit; aber es ist seltsam genug. Für den Erfolg garantiere ich nicht... Ach, wenn ich mich noch verlieben könnte... aber ich kann es nicht."

„Gut, daß du es nicht kannst, sonst verdirbst du mir die ganze Sache. Ich garantiere für den Erfolg. Leb wohl!"

Er ging, und Alexander saß noch lange vor dem Kamin, vor der lieben Asche.

Als Peter Iwanitsch nach Hause zurückkam, fragte ihn seine Frau:

„Wie steht's mit Alexander? Was macht die Erzählung? Wird er wieder etwas schreiben?"

„Nein, ich habe ihn für immer kuriert."

Adujew erzählte ihr den Inhalt des Briefes, den er mit der Erzählung bekommen, und daß sie alles verbrannt hätten.

„Du hast entweder kein Mitleid, Peter Iwanitsch," sagte Lisaweta Alexandrowna, „oder du kannst, was du anfängst, nicht ordentlich ausführen."

„Hast du etwa gut getan, als du ihn verleitet hast, Papier zu beschmieren! Hat er denn Talent?"

„Nein!"

Peter Iwanitsch sah sie verwundert an.

„Weshalb hast du dann ..."

„Begreifst, errätst du es noch immer nicht?"

Er schwieg und erinnerte sich unwillkürlich an die Szene mit Alexander.

„Was soll ich da verstehen? Das ist sehr klar ...", erwiderte er verwundert.

„Nun, dann sag's doch!"

„Du wolltest ihm eine Lehre geben ... nur anders, weicher, auf deine Art."

„Nichts versteht er und dünkt sich Gott weiß wie klug. Warum war er die ganze Zeit heiter, gesund, fast glücklich? Weil er hoffte. Und ich habe diese Hoffnung unterstützt. Ist es dir jetzt klar?"

„Du warst also die ganze Zeit nicht aufrichtig?“

„Ich glaubte, daß es erlaubt ist. Und was hast du angerichtet? Du hast kein Mitleid mit ihm. Du hast ihm die letzte Hoffnung genommen.“

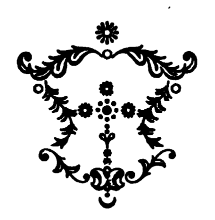
„Laß doch! Die letzte Hoffnung! Er wird noch genug Dummheiten machen ...“

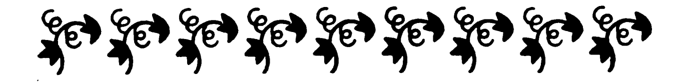
„Was wird er jetzt bloß anfangen? Er wird den Kopf hängen lassen.“

„Nein, er wird es nicht; dazu wird er keine Zeit haben. Ich habe ihm eine Arbeit aufgegeben.“

„Was? Wieder eine Übersetzung über Kartoffel? Kann das einen jungen Mann, besonders einen feurigen und begeisterten, interessieren! Du glaubst genug getan zu haben, wenn der Kopf nur beschäftigt ist.“

„Nein, meine Liebe, nichts über Kartoffel, es ist eine Fabrikangelegenheit.“





Drittes Kapitel

Der Mittwoch kam. Im Salon Julia Pawlownas waren etwa zwölf oder fünfzehn Gäste versammelt. Vier junge Damen, zwei Fremde mit Vollbärten, ausländische Bekannte der Hausfrau, und ein Offizier bildeten einen Kreis.

Abseits von ihnen saß auf einer Bergere ein alter Herr, ein abgedankter Militär, mit zwei grauen Büscheln unter der Nase und einer Menge Bändchen im Knopfloch. Er sprach mit einem bejahrten Herrn von den bevorstehenden Branntweinverpachtungen.

Im anstoßenden Zimmer spielten eine alte Dame und zwei Herren Karten. Am Klavier saß ein sehr junges Mädchen, daneben unterhielt sich ein anderes mit einem Studenten.

Adujews Onkel und Neffe erschienen. Wenige konnten so ungezwungen und würdevoll ins Zimmer treten, wie Peter Iwanitsch. Ihm folgte weniger sicher Alexander.

Welcher Unterschied zwischen den beiden! Der eine um einen Kopf größer, ebenmäßig, schlank, ein Mann von gesunder, kräftiger Natur mit Selbstvertrauen in den Augen und in den Manieren. Aus keinem seiner Blicke, Bewegungen und Worte, ließen sich die Gedanken oder der

Charakter Peter Iwanitschs erraten — so war alles von der weltmännischen Art und der Kunst sich zu beherrschen, verdeckt. Seine Bewegungen und Blicke waren wohl berechnet. Das blasse, leidenschaftslose Gesicht zeigte, daß die Leidenschaften in diesem Menschen unter der strengen Herrschaft des Verstandes sich ducken mußten, fast so, als ob sein Herz auf Befehl des Kopfes schlagen oder auch nicht schlagen könnte.

In Alexander dagegen deutete alles auf eine unsichere und zarte Geistesbeschaffenheit: der veränderliche Ausdruck des Gesichts, die Trägheit, Langsamkeit und Unausgeglichenheit der Bewegungen, der matte Blick, der sofort verriet, welche Empfindung sein Herz beunruhigte, oder welcher Gedanke in seinem Kopf sich regte. Er war mittelgroß, mager und blaß, aber nicht von Natur, wie Peter Iwanitsch, sondern von den ununterbrochenen Aufregungen; sein Haar wuchs nicht, wie bei diesem, wie ein dichter Wald auf Kopf und Wangen, sondern fiel in die Schläfen und in den Nacken in langen schwachen, aber sehr weichen, seidigen Strähnen von heller Farbe und herrlichem Schimmer.

Der Onkel stellte ihn vor.

„Ist mein Freund Ssurkow nicht hier?“ fragte Peter Iwanitsch, indem er sich verwundert umsah. „Hat er Sie vergessen?“

„O nein! Ich bin ihm sehr dankbar!“ erwiderte die Hausfrau. „Er besucht mich oft. Sie wissen, daß ich außer den Bekannten meines seligen Mannes niemand empfange.“

„Wo ist er denn?“

„Er kommt bald. Denken Sie, er gab mir das Wort, meiner Cousine und mir zur morgigen Vorstellung unbedingt eine Loge zu verschaffen, während alle behaupten, es sei unmöglich... Er ist eben hingefahren.“

„Er wird sie auch verschaffen; ich garantiere für ihn: er ist in solchen Dingen genial. Er bekommt sie auch für mich, wenn keine Bekanntschaft und keine Protektion mehr nützt. Wo und für welches Geld, das ist sein Geheimnis."
Ssurkow kam. Sein Anzug war neu, und in jeder Falte seines Kleides, in jeder Kleinigkeit kam der Anspruch, ein Weltmann zu sein und selbst die Mode zu überbieten, aufs übertriebenste zum Ausdruck. Forderte etwa die Mode offenen Frack, so standen die Schöße des seinigen derart auseinander, daß sie ausgebreiteten Flügeln glichen. Waren breite Kragen vorgeschrieben, so stand der seinige hinten so weit ab, daß er in seinem Frack einem festgehaltenen und mit Mühe sich losreißenden Gauner glich. Er selbst pflegte seinem Schneider genaue Vorschriften zu geben. Als er bei der Tafajewa erschien, steckte in seiner Krawatte eine Nadel von solchen Dimensionen, daß sie fast einem Knüppel glich.
„Nun, haben Sie bekommen?" ertönte es von allen Seiten. Ssurkow wollte irgend etwas erwidern, als er aber Adujew und seinen Neffen bemerkte, hielt er inne und sah sie erstaunt an.
„Er ahnt!" sagte Peter Iwanitsch leise zu seinem Neffen. „Nanu! Er behält den Stock in der Hand: was mag das bedeuten?"
„Was soll das?" fragte er Ssurkow, auf den Stock zeigend.
„Neulich beim Aussteigen aus dem Wagen ... hab' ich den Fuß verstaucht ... und jetzt hinke ich", antwortete dieser hüstelnd.
„Unsinn!" flüsterte Peter Iwanitsch Alexander zu. „Sieh dir den Griff an: siehst du den goldenen Löwenkopf? Vorgestern prahlte er, daß er bei Barbier sechshundert

Rubel für ihn bezahlt hat, und jetzt führt er ihn vor. Da hast du ein Beispiel für die Mittel, mit denen er wirkt. Kämpfe und verdränge ihn aus dieser Position."

Peter Iwanitsch zeigte aus dem Fenster auf das gegenüberliegende Haus.

„Denke an die Vasen und schwing dich auf!" fügte er hinzu.

„Haben Sie ein Billet zur morgigen Vorstellung?" fragte Ssurkow feierlich vor die Tafajewa hintretend.

„Nein."

„Gestatten Sie, Ihnen eins einzuhändigen!" fuhr er fort und fügte die ganze Antwort Sagoretzkijs aus „Leid aus Vernunft" hinzu.

Der Schnurrbart des Offiziers kräuselte sich leicht unter einem Lächeln. Peter Iwanitsch sah den Neffen von der Seite an. Julia Pawlowna errötete. Sie lud Peter Iwanitsch in ihre Loge ein.

„Sehr verbunden!" antwortete er, „aber ich habe Dienst in der Loge meiner Frau. Erlauben Sie mir Ihnen Ersatz anzubieten und diesen jungen Mann vorzustellen ..."

Er zeigte auf Alexander.

„Ich wollte auch ihn einladen. Wir sind nur drei in der Loge, meine Cousine, ich und ..."

„Er wird Ihnen mich ersetzen," sagte Peter Iwanitsch „und im Notfall auch diesen Wildfang."

Er wies auf Ssurkow hin und begann leise ihr etwas zu erzählen. Sie sah dabei Alexander zweimal verstohlen an und lächelte.

„Ich danke," antwortete Ssurkow, „aber es wäre nur billig, diesen Ersatz früher vorzuschlagen, bevor ich das Billet brachte; ich hätte dann sehen mögen, wie Sie mich ersetzt hätten."

„Ich bin Ihnen für Ihre Liebenswürdigkeit sehr dankbar," sagte die Hausfrau lebhaft zu Ssurkow, „ich habe Sie deswegen nicht in die Loge eingeladen, weil Sie einen Fauteuilplatz haben. Sie ziehen es gewiß vor, dicht vor der Bühne zu sitzen ... besonders im Ballett."

„Nein, nein, seien Sie aufrichtig, Sie glauben es selbst nicht. Den Platz neben Ihnen vertauschen — um keinen Preis!"

„Aber er ist schon versprochen ..."

„Wie? wem?"

„Mr. René."

Dabei zeigte sie auf einen der bärtigen Ausländer.

„Oui, madame m'a fait cet honneur" ... murmelte dieser eifrig.

Ssurkow sah mit offenem Mund erst ihn, dann die Hausfrau an.

„Ich will mit ihm tauschen: ich werde ihm meinen Fauteuilsitz anbieten."

„Versuchen Sie's!"

Der Bärtige wehrte sich lebhaft.

„Ich danke Ihnen ergebenst," sagte Ssurkow zu Peter Iwanitsch, Alexander scheel ansehend, „das habe ich Euch zu verdanken."

„O, es macht nichts, vielleicht willst du aber in meine Loge kommen. Wir sind nur zu zweien, meine Frau und ich; du hast sie ja lange nicht mehr gesehen; könntest ihr mal wieder den Hof machen."

Ssurkow wandte sich ärgerlich von ihm ab. Peter Iwanitsch verschwand unauffällig. Julia setzte Alexander neben sich und sprach eine ganze Stunde mit ihm. Ssurkow mischte sich einigemal in das Gespräch, aber immer ungelegen. Er sagte etwas über das Ballett und bekam ein Ja zur

Antwort, wo ein Nein hingehörte und umgekehrt: es war klar, daß man ihm nicht zuhörte. Dann sprang er plötzlich zu den Austern über, versicherte, daß er am Morgen hundertundachtzig Stück verzehrt hatte, und wurde nicht einmal eines Blickes gewürdigt. Er versuchte es noch mit einigen Gemeinplätzen, da er aber auch weiter keinen Erfolg bemerkte, ergriff er den Hut und tänzelte um Julia herum, als wollte er ihr zu verstehen geben, daß er beleidigt sei und gehen wolle. Aber sie bemerkte es nicht.
„Ich fahre!" sagte er endlich mit Nachdruck. „Leben Sie wohl!"
In den Worten lag ein schlecht verhehlter Ärger.
„Schon?" fragte sie ruhig. „Werden Sie sich morgen für einen Moment in der Loge sehen lassen?"
„Welche Unaufrichtigkeit! Einen Moment, da Sie doch wissen, daß ich den Platz neben Ihnen nicht mit einem im Paradies vertauschen würde."
„Im Theaterparadies, das glaube ich!"
Nun tat es ihm leid zu gehen. Sein Ärger war vor dem freundlichen Wort, das ihm Julia zum Abschied hingeworfen, geschwunden. Aber alle hatten bereits bemerkt, daß er sich verabschiedet hatte; er mußte also fort, und er ging wie ein Hündchen, das sich umwendet, nachdem es von seinem Herrn fortgejagt wurde.
Julia Pawlowna war drei- oder vierundzwanzig Jahre alt. Peter Iwanitsch hatte richtig geraten: sie war tatsächlich sehr nervös, was sie aber nicht hinderte, eine hübsche, kluge, graziöse Frau zu sein. Nur war sie sehr scheu, träumerisch, empfindsam, wie die meisten nervösen Frauen. Zarte, feine Gesichtszüge, ein sanfter, versonnener und oft trauriger Blick, traurig ohne Ursache oder vielleicht aus Nervosität. Sie sah die Welt nicht immer mit Wohl-

gefallen an, dachte viel über sich selbst nach und fand sich überflüssig. Aber wehe, wenn jemand in ihrer Gegenwart, wenn auch nur zufällig, vom Grab oder vom Tode sprach: — sie wurde sofort blaß. Die helle Seite des Lebens entzog sich ihrem Blick. Im Garten oder im Walde pflegte sie eine dunkle, dichte Allee für ihren Spaziergang vorzuziehen, dagegen konnte sie eine lachende Landschaft mit Gleichmut betrachten. Im Theater sah sie sich immer Dramen an, selten eine Komödie, niemals eine Posse; sie schloß die Ohren vor den sie zufällig erreichenden Tönen eines fröhlichen Liedes, lächelte niemals über einen Scherz.

Manchmal drückte ihr Gesicht Sehnsucht aus, aber keine leidvolle oder krankhafte, sondern die Sehnsucht als Genuß. Man sah, daß sie innerlich mit einem verführerischen Traum kämpfte und unterlag. Nach einem solchen Kampf war sie gewöhnlich lange schweigsam und traurig, dann verfiel sie in eine unerklärlich frohe Stimmung, ohne jedoch ihrer Natur untreu zu werden. Denn das was sie freute, würde keinen anderen erfreut haben. Alles die Nerven! Und wenn man auf diese Damen hören sollte, was würden sie nicht alles sagen! Die Worte Schicksal, Sympathie, Leidenschaft, unerklärliche Trauer, unklare Wünsche kämen dahergepurzelt, um mit einem Seufzer, dem Worte Nerven und dem Riechfläschchen zu enden.

„Wie Sie mich erraten haben!“ sagte Tafajewa beim Abschied zu Alexander. „Von allen Männern hat niemand, nicht einmal mein Mann, meinen Charakter so gut verstanden.“

Die Sache war die, daß Alexander darin ihr fast gleich war. Hier konnte er sich gehen lassen!

„Auf Wiedersehen!“

Sie reichte ihm die Hand.

„Ich hoffe, daß sie nun ohne Ihren Onkel den Weg zu mir finden werden", fügte sie hinzu.
Der Winter kam. Alexander speiste gewöhnlich am Freitag beim Onkel. Es waren aber schon vier Freitage vergangen, ohne daß er sich sehen ließ; er kam auch an anderen Tagen nicht. Lisaweta Alexandrowna war böse; Peter Iwanitsch brummte, daß er eine überflüssige Stunde auf ihn warten mußte.
Alexander war indessen nicht ohne Beschäftigung: er führte den Auftrag des Onkels aus. Ssurkow hatte schon längst aufgehört bei der Tafajewa zu verkehren und erklärte überall, daß zwischen ihnen alles aus sei, daß er mit ihr gebrochen habe. Eines Abends — es war an einem Donnerstag — fand Alexander bei seiner Heimkehr auf dem Tisch die beiden Vasen und einen Zettel vom Onkel. Peter Iwanitsch dankte ihm für den freundschaftlichen Eifer und lud ihn zu morgen, wie gewöhnlich, zum Essen ein. Alexander wurde nachdenklich, offenbar störte diese Einladung seine Pläne.
Am nächsten Tag erschien er dennoch bei Peter Iwanitsch, eine Stunde vor dem Essen.
„Wo steckst du? Man sieht dich gar nicht! Haben Sie uns vergessen?" überschütteten Onkel und Tante ihn mit Fragen.
„Nun, du hast mir einen Dienst geleistet!" fuhr Peter Iwanitsch fort, „über alle Erwartung! Und tatest noch so bescheiden: ich kann es nicht, ich verstehe es nicht. Er versteht es nicht! Ich wollte dich schon immer sprechen, aber man kann dich ja nicht erwischen. Nun, ich danke dir sehr! Sind die Vasen ganz angekommen?"
„Ja, aber ich schicke sie Ihnen zurück."
„Warum? Nein, nein, sie gehören dir rechtmäßig."

„Nein!" sagte Alexander entschlossen, „ich werde dieses Geschenk nicht annehmen."

„Nun, wie du willst! Meiner Frau gefallen sie auch. Sie wird sie dir abnehmen."

„Ich wußte nicht, daß sie in diesen Sachen so geschickt sind, Alexander ... mir haben Sie kein Wort gesagt ..."

„Das hat der Onkel ausgedacht," antwortete Alexander verlegen, „ich kann nichts dafür, er hat es mir auch beigebracht."

„Ja, ja, hör' nur auf ihn: er selbst kann es gar nicht! Und hat das Geschäft glänzend bearbeitet ... Ich bin dir sehr, sehr dankbar! Und mein Trottel Ssurkow ist beinahe verrückt geworden. Es hat mir Spaß gemacht. Vor zwei Wochen etwa stürzte er zu mir herein ganz außer sich. Ich habe sofort begriffen, um was es sich handelt, zeige es aber nicht und schreibe weiter, als wüßte ich von nichts. ‚Ah! Da bist du,' sage ich, ‚was hast du mir Gutes zu sagen? Er lächelt, will ruhig erschienen ... und hat dabei Tränen in den Augen. Nichts Gutes, sagt er, ich komme mit schlimmen Nachrichten zu Ihnen. Ich sehe ihn erstaunt an. ‚Was gibt's?' frage ich. ‚Von Ihrem Neffen,' sagt er. ‚Was denn, du erschreckst mich! Sag's doch schnell!' frage ich. Da war es aus mit seiner Ruhe: er begann zu schreien und zu wüten. Ich schob mitsamt dem Sessel von ihm ab — man kann mit ihm nicht sprechen, er spuckt nur so: ‚Sie beklagen sich, daß er nichts tut und gewöhnen ihn selbst an Müßiggang!' — ‚Ich?' — ‚Ja, Sie! Wer hat ihn mit Julia bekannt gemacht?' Ich muß hinzufügen, daß er vom zweiten Tag der Bekanntschaft mit einer Frau von ihr mit dem Vornamen spricht. ‚Was ist denn los?' fragte ich. ‚Das ist los,' sagte er, ‚daß er jetzt von früh bis abends bei ihr sitzt.'"

Alexander wurde rot.

„Sieh, wie er vor Wut lügt, dachte ich," fuhr Peter Iwanitsch fort, den Neffen fixierend, „wo wird denn Alexander dort den ganzen Tag herumsitzen, ich habe ihn ja darum nicht gebeten."

Peter Iwanitsch heftete auf den Neffen seinen kalten ruhigen Blick, der Alexander wie Feuer brannte.

„Ja . . ., ich komme manchmal hin . . ." murmelte er.

„Manchmal — das ist doch ein Unterschied; — so war auch mein Auftrag, aber doch nicht jeden Tag. Ich wußte, daß er log. Was gibt's da jeden Tag zu tun?" Es muß doch langweilig sein!"

„Nein, sie ist eine sehr kluge Frau, prachtvoll erzogen . . . liebt Musik . . ." sprach Alexander undeutlich mit Pausen und rieb sich das Auge, das nicht juckte, strich sich über die linke Schläfe, dann holte er das Taschentuch hervor und wischte sich die Lippen ab.

Lisaweta Alexandrowna sah ihn verstohlen aufmerksam an, dann wandte sie sich zum Fenster ab und lächelte.

„Ah! Um so besser, wenn es dich nicht gelangweilt hat," sagte Peter Iwanitsch, „und ich fürchtete schon, daß ich dir unangenehme Scherereien verschafft habe. Und so sagte ich denn zu Ssurkow: ‚Ich danke dir, mein Lieber, daß du an meinem Neffen Anteil nimmst: ich danke dir sehr, aber übertreibst du die Sache nicht? Das Unglück ist gewiß nicht so groß.' — ‚Nicht so groß?' schrie er, ‚er tut nichts, ein junger Mann muß arbeiten.' — ‚Auch das ist noch nicht so schlimm,' sagte ich, ‚was kümmert's dich eigentlich?' — ‚Was es mich kümmert: er geht tückisch gegen mich vor . . .' — ‚Ach! Also das ist das Unglück!' versuchte ich ihn noch mehr zu reizen. — ‚Er bringt Julia gegen mich durch Gott weiß was auf. Sie ist ganz verändert.

Ich werde diesen Milchbart' — entschuldige, ich wiederhole seine Worte, ‚schon Mores lehren! Kann er denn gegen mich aufkommen? Er kann ja nur durch Verleumdungen gesiegt haben. Sie werden ihn zur Vernunft bringen ...' — ‚Ich werde ihn unbedingt ausschelten,' sagte ich, ‚unbedingt. Aber ist's denn wirklich wahr? Womit hat er dich so geärgert?' Hast du ihr oft Blumen gebracht?"
Peter Iwanitsch hielt wieder eine Weile inne, als erwartete er eine Antwort. Alexander schwieg. Peter Iwanitsch fuhr fort. „‚Wie?' sagte er, ‚ist es nicht wahr? Warum bringt er ihr jeden Tag einen Blumenstrauß? Und jetzt im Winter ... was das kostet! ... Ich weiß, was diese Blumensträuße bedeuten!' — Ja, denk' ich mir, Verwandtschaft ist doch kein leerer Begriff: für einen Fremden würde er sich nicht so bemühen. — ‚Ist es wahr?' frage ich ihn, ‚jeden Tag, sagst du? Ich will ihn selbst fragen. Du sagst vielleicht nicht die Wahrheit.' Und gewiß hat er gelogen ..."
Alexander wollte in die Erde versinken. Peter Iwanitsch sah ihm schonungslos in die Augen und wartete auf eine Antwort.
„Manchmal ... habe ich wirklich ..." sprach Alexander die Blicke senkend.
„Gewiß, manchmal. Aber nicht jeden Tag: das wäre in der Tat zuviel. Sage mir übrigens, was dich das alles gekostet hat; ich möchte nicht gern, daß du für mich in Unkosten kommst. Genug, daß du dich für mich bemüht hast. Liquidiere es gelegentlich. Nun, Ssurkow schwatzte noch lange allerlei verrücktes Zeug: ‚Sie spazieren immer zu Fuß oder in einer Equipage, da wo wenig Menschen sind.'"
Alexander krümmte sich bei diesen Worten. Er streckte die

Beine unter dem Stuhl hervor und zog sie wieder an sich.

„Ich schüttelte zweifelnd den Kopf", fuhr der Onkel fort. „,Wo wird er jeden Tag spazieren?' sagte ich. ‚Fragen Sie doch die Leute . . .' ‚Ich werde lieber ihn selbst fragen', sagte ich . . . Das ist doch nicht wahr?"

„Ich bin . . . einigemal wirklich mit ihr spazierengefahren."

„Aber doch nicht jeden Tag: das habe ich doch nicht gefordert. Ich wußte, daß er log. ‚Nun, was ist dabei?' sagte ich, ‚sie ist Witwe, hat keine männlichen Verwandten, und Alexander ist bescheiden, nicht so wie du, du Wildfang. Drum nimmt sie ihn mit. Sie kann doch nicht allein ausgehen.' Er wollte aber nichts hören. ‚Nein,' sagte er, ‚mir können Sie nichts weismachen! Ich weiß alles! Immer ist er mit ihr im Theater. Ich verschaffe ihr, und mit welchen Kosten, eine Loge und er macht sich darin breit.' Hier konnte ich nicht mehr an mich halten und lachte. ‚Es geschieht dir recht, du Trottel', denk' ich mir. Bravo, Alexander, bravo, mein Neffe! Nur ist es mir peinlich, daß du dir meinetwegen so viel Mühe gegeben hast."

Alexander wand sich wie unter der Folter. Von seiner Stirn rollten Schweißtropfen herab. Er hörte kaum, was der Onkel sprach und traute sich weder ihn noch die Tante anzusehen.

Lisaweta Alexandrowna erbarmte sich seiner. Sie schüttelte vorwurfsvoll den Kopf, ihrem Manne bedeutend, daß er den Neffen quälte. Aber Peter Iwanitsch ließ sich nicht stören.

„Ssurkow beliebt es mir einzureden," fuhr er fort, „du seist in die Tafajewa bis über die Ohren verliebt. ‚Nein, entschuldige,' sagte ich, ‚das ist nicht wahr. Nach allem,

was er erlebt hat, kann er sich nicht verlieben. Er kennt die Frauen zu gut und verachtet sie ...' Nicht wahr?"
Alexander nickte, ohne die Augen zu erheben.
Lisaweta Alexandrowna litt für ihn.
„Peter Iwanitsch!" sagte sie, um das Gespräch abzulenken.
„Was ist?"
„Vorhin ist ein Diener mit einem Brief von Lukjanows gekommen."
„Schön, ich weiß ... Wo bin ich stehengeblieben?"
„Schon wieder streust du Asche auf meine Blumen, Peter Iwanitsch! Sieh, was du gemacht hast."
„Tut nichts, meine Liebe, man sagt, daß Asche das Wachstum fördert ... Ich wollte also sagen ..."
„Ist nicht schon Zeit zu essen?"
„Schön, laß anrichten. Du hast mich gerade recht an das Mittagessen erinnert. Ssurkow sagte nämlich, daß du fast jeden Tag dort zu Tisch bist, Alexander, darum kommst du an den Freitagen nicht mehr zu uns, und daß ihr ganze Tage zusammen verbringt ... Der Teufel weiß, was er noch alles zusammenlog, es wurde mir zuviel und ich jagte ihn schließlich hinaus. Übrigens ist es ja klar, daß er log: heute ist Freitag und du bist hier."
Alexander schlug ein Bein über das andere und neigte den Kopf auf die linke Schulter.
„Ich bin dir sehr, sehr dankbar. Das war ein freundschaftlicher und verwandtschaftlicher Dienst!" schloß Peter Iwanitsch. „Ssurkow hat sich überzeugt, daß er nicht gewinnen kann und ist zurückgetreten. ‚Sie bildet sich ein,' sagte er, ‚daß ich nach ihr seufzen werde — sie irrt sich! Und ich wollte mir eine Etage direkt ihr gegenüber einrichten und, weiß Gott, was ich noch für Absichten hatte!

Sie hat sich vielleicht ein solches Glück nicht einmal träumen lassen, wie ich es für sie vorbereitet. Ich war sogar nicht abgeneigt, sie zu heiraten, wenn sie es verstanden hätte, mich zu fesseln. Jetzt ist alles aus. Ihr Rat war gut, Peter Iwanitsch: ich habe Geld und Zeit gespart!' Und jetzt spielt der Kerl eine byronsche Figur, sieht düster drein und verlangt kein Geld mehr. Auch ich sage mit ihm: alles ist aus! Deine Arbeit ist getan, Alexander, und meisterlich. Jetzt bin ich für lange ruhig. Bemühe dich nicht mehr. Du brauchst jetzt nicht mehr hinzugehen. Ich kann mir denken, wie langweilig es da ist!... Verzeih, aber ich werde mich einmal revanchieren. Solltest du einmal Geld brauchen, wende dich an mich. Lisa! Laß uns einen guten Tropfen bringen: wir wollen auf diesen Erfolg trinken!"

Peter Iwanitsch verließ das Zimmer. Lisaweta Alexandrowna sah Alexander zweimal verstohlen an, und da er kein Wort sprach, ging sie hinaus um der Dienerschaft Befehle zu erteilen.

Alexander saß wie entrückt und starrte auf seine Knie. Endlich erhob er den Kopf, sah sich um, und als er bemerkte, daß er allein war, atmete er auf, sah auf die Uhr — es war vier — ergriff rasch seinen Hut, machte eine Bewegung mit der Hand in der Richtung, wohin der Onkel verschwunden war, und schlich sich leise auf den Zehen, nach allen Seiten sich umsehend, hinaus, erreichte das Vorzimmer, nahm seinen Mantel und stürzte die Treppe hinunter. Er fuhr zur Tafajewa.

Ssurkow hatte nicht gelogen. Alexander liebte Julie. Er fühlte mit Schrecken die ersten Anfälle dieser Liebe, als wäre sie eine ansteckende Krankheit. Ihn quälte Angst und Scham: die Angst sich wieder allen Launen des eigenen und

des fremden Herzens auszusetzen und die Scham vor den anderen, besonders vor dem Onkel. Er hätte viel drum gegeben, wenn er es vor ihm hätte verbergen können. Erst vor kurzem, vor drei Monaten, hatte er so stolz, so entschlossen die Liebe abgeschworen, diesem unruhigen Gefühl sogar eine Grabschrift in Versen gewidmet, die der Onkel gelesen, so offenkundig die Frauen verachtet — und plötzlich wieder einer Frau zu Füßen! Ein neuer Beweis kindischer Unbesonnenheit. Gott! Wann würde er sich endlich von dem unerschütterlichen Einfluß des Onkels befreien? Wird denn sein Leben nie eine besondere, unerwartete Wendung nehmen, sondern ewig nach den Prophezeiungen Peter Iwanitschs verlaufen.

Dieser Gedanke brachte ihn zur Verzweiflung. Er wäre froh gewesen, wenn er vor dieser neuen Liebe hätte fliehen können. Aber wie fliehen? Welcher Unterschied zwischen der Liebe zu Nadjenka und der zu Julia! Die erste Liebe war nichts anderes, als ein unglücklicher Fehlgriff des Herzens, welches Nahrung forderte. In jenen Jahren ist das Herz so wenig wählerisch: es ergreift das erste, was ihm begegnet. Und Julia! Sie ist doch kein launisches kleines Mädchen mehr, das weder ihn, noch sich selbst, noch die Liebe versteht. Sie ist eine Frau in der rechten Entwicklung, mit einem schwachen Körper, aber mit der Energie des Herzens für die Liebe ausgestattet: sie ist ganz Liebe! Sie erkennt keine anderen Bedingungen für das Glück und das Leben an. Ist denn Lieben so wenig? Es ist auch eine Begabung, und Julia war ein Genie drin. Von einer solchen Liebe eben hatte er geträumt: von einer bewußten, vernünftigen und die dennoch nichts außerhalb ihrer Sphäre kennen will.

„Ich ersticke nicht vor Freude wie ein Tier," sprach er zu

sich selbst, „mir vergeht nicht der Atem, aber in mir hat sich ein Prozeß vollzogen, der wichtiger und höher ist: ich bin mir meines Glückes bewußt, ich denke darüber nach und es ist dennoch voller, wenn auch ruhiger. Wie edel, ungekünstelt, ganz ohne Ziererei sich Julia ihrem Gefühl ergeben hat. Als wenn sie immer auf einen Menschen gewartet, der eine tiefe Auffassung von der Liebe hätte — und dieser Mensch war gekommen. Er war stolz wie ein Herrscher, der den Besitz seiner ererbten Reichtümer angetreten; und er wurde demütig anerkannt. Welche Freude, welche Seligkeit, dachte Alexander auf dem Weg vom Onkel zu ihr, — zu wissen, daß es auf der Welt ein Wesen gibt, das, wo es auch ist und was es auch tut, immer an mich denkt, das sein ganzes Tun und Trachten in einem Punkt konzentriert, in der Vorstellung vom Geliebten, als wäre es unser Doppelgänger! Alles was es hört oder sieht und woran es vorbeigeht, oder was an ihm vorbeigeht, jeder seiner Eindrücke wird durch den Eindruck seines Doppelgängers kontrolliert. Dieser Eindruck ist ihnen beiden bekannt, — beide kennen einander genau — und so wird der auf diese Weise aufgenommene und geprüfte Eindruck unauslöschlich eingeprägt. Der Doppelgänger verzichtet auf eigene Eindrücke, wenn sie nicht vom anderen geteilt werden können. Er liebt nur das, was jener liebt und haßt, was jener haßt. Sie leben unzertrennlich in einem Gedanken und einem Gefühl: sie haben beide ein geistiges Auge, ein Gehör, einen Verstand, eine Seele..."

„Welches Haus in der Litejnaja, gnädiger Herr?" fragte der Kutscher.

Julia liebte Alexander noch mehr, als er sie. Sie war sich der ganzen Kraft ihrer Liebe gar nicht bewußt und dachte über sie nicht nach. Sie liebte zum erstenmal, aber

daran lag es nicht, man kann ja nicht gleich zum zweitenmal lieben. Aber das Gefährliche war, daß ihr Gefühl äußerst überspannt, von Romanlektüre beeinflußt, für eine romantische Liebe vorbereitet war — eine Liebe, die es nur in einigen Romanen und nicht in der Wirklichkeit gibt und die sehr unglücklich verläuft. Der Verstand dagegen fand in dieser Lektüre keine gesunde Nahrung und war in seiner Entwicklung hinter dem Herzen zurückgeblieben. Sie konnte sich eine einfache, ruhige Liebe, ohne stürmische Äußerungen und maßlose Zärtlichkeit gar nicht vorstellen. Sie hätte ihren Liebhaber sofort zu lieben aufgehört, wenn er den von der Situation geforderten Kniefall unterlassen, wenn er nicht aus allen Kräften der Seele geschworen, wenn er sich erlaubt hätte, sie nicht in seinen Armen zu verbrennen, oder wenn er sich erfrecht hätte, außer einzig mit der Liebe, sich noch mit anderen Dingen zu befassen und den Kelch des Lebens tropfenweise nicht einzig aus ihren Küssen und Tränen zu trinken.
Aus alledem erwuchs ein Traum, der ihr eine besondere Welt schuf. Wenn irgend etwas in der einfachen Welt sich nicht nach den Gesetzen ihrer besonderen vollzog, empörte sich ihr Herz, und sie litt. Der ohnehin schwache Organismus dieser Frau setzte sich sehr starken Erschütterungen aus. Die häufigen Aufregungen reizten die Nerven und brachten sie schließlich zur vollständigen Zerrüttung. Daher jene grundlose Nachdenklichkeit und Trauer, jene düstere Vorstellung vom Leben bei vielen Frauen; darum scheint ihnen die harmonische, weise eingerichtete und nach unabänderlichen Gesetzen verlaufende Ordnung des menschlichen Daseins eine schwere Fessel. Mit einem Wort: darum schreckt sie die Wirklichkeit und zwingt sie eine einer Fata Morgana ähnliche Welt zu bauen.

Wer hatte so frühzeitig und so falsch das Herz Julias entwickelt, und ihren Verstand schlummern lassen?... Wer?... Der klassische Triumvirat von Pädagogen, die auf den Ruf der Eltern erscheinen, um den jungen Geist unter ihre Obhut aufzunehmen, ihm alle Ursachen und Wirkungen der Dinge zu eröffnen, den Schleier der Vergangenheit zu lüften und zu zeigen, was unter und über uns und in uns selbst ist. Eine schwierige Aufgabe! Deshalb wurden auch drei große Nationen zu dieser großen Tat berufen. Die Eltern selbst traten von der Erziehung zurück, in dem Glauben, daß alle ihre Sorgen ein Ende hätten, wenn sie auf Empfehlung ihrer guten Freunde vertrauend, den Franzosen Poulé zum Unterricht in französischer Literatur und in anderen Gegenständen aufnahmen, ferner den Deutschen Schmidt, weil es Sitte war, Deutsch zu lernen, aber nie wirklich zu erlernen, und schließlich den russischen Lehrer Iwan Iwanitsch.

„Aber sie sind alle so ungekämmt," sagte die Mutter, „und so schlecht angezogen, schlechter als die Diener; manchmal riechen sie auch nach Wein..."

„Aber eine Erziehung ohne den russischen Lehrer ist undenkbar" — beschloß der Vater, — „sei ruhig, ich werde einen sauberen finden."

Der Franzose ging an die Arbeit. Der Vater und die Mutter behandelten ihn zuvorkommend. Man lud ihn ins Haus, wie einen Gast, ging mit ihm respektvoll um: es war ein kostspieliger Franzose.

Er hatte es leicht, Julia zu unterrichten: sie konnte, dank der Gouvernante, Französisch plaudern, las und schrieb fast fehlerlos. Mr. Poulé blieb nur übrig, sie mit Aufsätzen zu befassen. Er gab ihr verschiedene Themen auf: einmal den Sonnenaufgang zu beschreiben, ein andermal

die Liebe und die Freundschaft zu definieren, einen Gratulationsbrief an die Eltern zu verfassen oder bei der Trennung von der Freundin sich in Trauer zu ergießen.

Julia aber sah aus ihrem Fenster die Sonne nur hinter dem Hause des Kaufmanns Girin untergehen, von ihren Freundinnen trennte sie sich nie, und Freundschaft und Liebe, was war das?... Die Idee dieser Gefühle blitzte da zum erstenmal auf. Einmal mußte man ja doch etwas von ihnen erfahren!

Als er den ganzen Vorrat dieser Themen erschöpft hatte, entschloß sich Poulé endlich an jenes kostbare dünne Heft, auf dessen Titelblatt mit großen Buchstaben stand: Cours de la littérature française, heranzugehen. Wer von uns erinnert sich nicht an dieses Heft? Nach zwei Monaten kannte Julia die französische Literatur, das heißt, dieses dünne Heftchen, auswendig und nach drei hatte sie es bereits vergessen. Aber verhängnisvolle Spuren blieben zurück. Sie wußte, daß es einen Voltaire gab und schrieb ihm die „Märtyrer" und Chateaubriand den Dictionnaire philosophique zu. Montaigne nannte sie Mr. de Montaigne und erwähnte ihn zuweilen neben Hugo. Von Molière pflegte sie zu sagen, daß er für das Theater schreibt, aus Racine hatte sie jene berühmte Tirade: A peine nous sortions des portes de Trezènes auswendig gelernt.

In der Mythologie gefiel ihr die Komödie zwischen Vulkan, Mars und Venus am besten. Sie wollte erst für Vulkan eintreten, als sie aber erfuhr, daß er lahm und ungeschickt war und dazu noch ein Schmied, ging sie sofort auf die Seite von Mars über. Sie gewann auch die Fabel von Semele und Jupiter lieb, von der Verbannung Apollos und seinen Streichen auf Erden, alles im buchstäblichen

Sinne des Wortes auffassend, wie es geschrieben stand, ohne den anderen Sinn dieser Märchen zu begreifen. Auf die Frage über die Religion der Alten sagte Mr. Poulé mit zusammengezogenen Brauen und sehr wichtig: „Des bêtises? Mais cette bête de Vulcain devait avoir une drôle de mine... écoutez", fügte er hinzu, die Augen zusammenkneifend und ihre Hand tätschelnd: „que feriez vous à la place de Venus?" Sie erwiderte nichts, wurde aber zum erstenmal in ihrem Leben aus einer ihr unbekannten Ursache rot.

Schließlich vervollkommnete der Franzose Julias Erziehung damit, daß er sie mit der neuen Schule der französischen Literatur praktisch bekannt machte. Er gab ihr: Le manuscrit vert, Les sept péchés capitaux, L'âme mort, die damals so viel Lärm machten, und noch eine ganze Reihe von Büchern, die Frankreich und Europa überfluteten. Das arme Mädchen stürzte sich gierig in diesen uferlosen Ozean. Welche Helden schienen ihr diese Janins, Balsacs, und die ganze Schar großer Männer! Was war im Vergleich zu diesen wunderbaren Schilderungen das Märchen vom Vulkan? Die Venus war neben den neuen Heldinnen die reine Unschuld! Und Julia las gierig die Werke der neuen Schule und liest sie gewiß auch heute noch.

Während der Franzose so weit kam, hatte der solide Deutsche nicht einmal die Grammatik ganz durchgenommen. Er stellte sehr wichtig die Deklinations- und Konjugationsregeln auf, erfand allerlei verzwickte Arten, ihr die Endungen der Fälle einzuprägen, erläuterte, daß man das Partikelchen „zu" am Schluß setzt usw.

Als man von ihm Literatur forderte, bekam der Arme Angst. Man zeigte ihm das Heftchen des Franzosen, er aber schüttelte den Kopf und sagte, daß man in deutscher

Sprache nicht so unterrichten könne, daß es aber eine Chrestomathie von Aller gibt, in welcher alle Schriftsteller mit ihren Werken stehen. Aber damit beruhigte man sich nicht: man drang auf ihn ein, daß er Julia mit allerlei Schriftstellern bekannt mache, wie der Franzose Poulé.

Schließlich versprach es der Deutsche und kam sehr nachdenklich nach Hause. Er öffnete, oder besser gesagt, er brach den Schrank auf, nahm die Tür ganz heraus und lehnte sie an die Wand, denn der Schrank hatte schon längst weder Türangel noch Schloß. Er holte von da alte Stiefel, einen halben Hut Zucker, eine Flasche mit Schnupftabak, eine mit Schnaps und eine Rinde Schwarzbrot heraus, dann eine zerbrochene Kaffeemühle, ein Rasiermesser mit einem Stückchen Seife und einem Bürstchen in einer Pomadenbüchse, alte Hosenträger, einen Schleifstein und ähnlichen Kram. Endlich erschien auch ein Buch, ein zweites, drittes, viertes — fünf an der Zahl. Er klopfte eins ans andere, der Staub erhob sich in einer Wolke wie Rauch und beschattete feierlich den Kopf des Pädagogen.

Das erste Buch waren die Idyllen von Geßner. Gut! sagte der Deutsche und las mit Genuß die Idylle vom zerbrochnen Krug. Er schlug das zweite Buch auf: ein gothaischer Almanach für das Jahr 1804. Er blätterte in ihm: darin waren die Dynastien der europäischen Herrscher, Bilder von Schlössern und Wasserfällen; — sehr gut, sagte er. Das dritte war eine Bibel; er legte sie zur Seite und murmelte fromm: nein. Das vierte waren Youngs Nächte: er schüttelte wieder den Kopf und murmelte: nein. Das letzte war — Weiße! Und der Deutsche lächelte feierlich: Da habe ichs, sagte er. Als ihm gesagt wurde, daß es Schiller, Goethe und noch andere gebe, schüttelte er den Kopf und wiederholte starrsinnig: nein!

Julia gähnte, als ihr der Deutsche die erste Seite aus Weiße übersetzte, dann hörte sie nicht mehr zu. Und so blieb ihr vom Deutschen nur das im Gedächtnis, daß das Partikelchen zu manchmal am Schluß stehen muß.

Und der Russe? Der tat seine Pflicht noch gewissenhafter. Fast mit Tränen in den Augen versicherte er Julien, daß Substantiv und Verbum dieser Teil des Satzes sind und Präposition jener Teil, und erreichte es schließlich, daß sie es ihm glaubte und die Definition aller Satzteile auswendig wußte. Sie konnte sogar alle Präpositionen, Konjugationen und Adverba hintereinander aufzählen und wenn der Lehrer wichtig fragte: „Welches sind die Interjektionen der Angst und der Freude", konnte sie rasch, ohne Atem zu holen, aufsagen: ach, oh, ei, weh, nun, hehe! und der Erzieher war begeistert.

Sie erfuhr einige Wahrheiten aus der Syntax, konnte sie aber nie anwenden und machte ihr leblang die gleichen grammatikalischen Fehler.

Aus der Geschichte erfuhr sie, daß es einen Alexander von Mazedonien gab, daß er viele Kriege geführt, sehr tapfer und natürlich auch sehr hübsch war ... Aber was er und seine Zeit bedeutete, davon kam weder ihr noch dem Lehrer etwas in den Sinn. Als man vom Lehrer Literatur verlangte, brachte er eine Menge alter gebrauchter Bücher. Darunter waren Kantemir und Ssumarokow, Derschawin, Oserov. Man war erstaunt. Man schlug vorsichtig ein Buch auf, roch daran, warf es dann fort und bat um etwas Neueres. Der Lehrer brachte Karamsin. Aber wie konnte man nach der neuen französischen Schule Karamsin lesen? Julia las die „Arme Lisa", einige Seiten aus den Reisen und gab die Bücher zurück.

Die arme Schülerin hatte zwischen diesen Beschäftigungen

viel freie Zeit und gar keine edle gesunde Nahrung für den Geist. Ihr Verstand begann einzuschlafen, das Herz aber frühzeitig Alarm zu schlagen. Da erschien ein diensteifriger Vetter und brachte ihr einige Kapitel aus „Onjegin", aus dem „Gefangenen im Kaukasus" und ähnliches mit. Das Mädchen lernte die Süßigkeit des russischen Verses kennen. Onjegin wurde auswendig gelernt und verließ den Platz unter Julias Kopfkissen nicht mehr. Auch der Vetter konnte ihr ebensowenig wie die übrigen Erzieher die Bedeutung und die Qualitäten dieses Werkes erklären. Sie nahm sich Tatjana zum Vorbild, wiederholte in Gedanken ihrem Ideal die flammenden Zeilen aus dem Briefe Tatjanas an Onjegin und ihr Herz schlug schmerzvoll. Ihre Phantasie suchte bald Onjegin, bald einen anderen Helden nach den Vorbildern der neuen Schule, einen blassen, traurigen, enttäuschten.

Ein Italiener und ein zweiter Franzose vervollständigten dann ihre Erziehung, indem sie ihrer Stimme und ihren Bewegungen Ebenmaß verliehen, das heißt sie brachten ihr das Tanzen, Singen und Spielen bei, oder richtiger das übliche Klavierspiel der jungen Mädchen, aber keine Musik. Und so erschien sie mit achtzehn Jahren in der Gesellschaft, mit einem stets verträumten Blick und einer interessanten Blässe, mit einer ätherischen Gestalt und einem kleinen Füßchen.

Sie wurde von Tafajew bemerkt, einem Menschen mit allen Eigenschaften eines guten Bräutigams, das heißt mit einem gewichtigen Titel, schönem Vermögen und einem Kreuz auf der Brust, mit einem Wort, einem begüterten und wohlbestallten Mann. Man konnte übrigens nicht behaupten, daß er bloß ein schlichter, guter Mann war. Durchaus nicht. Er verstand es sehr gut, seinen Vorteil

wahrzunehmen und urteilte recht vernünftig über den heutigen Zustand Rußlands, über seine wirtschaftlichen und industriellen Mängel und galt in seinem Kreise für einen tüchtigen Menschen.

Das blasse, nachdenkliche Mädchen machte durch den seltsamen Gegensatz zu seiner feisten Natur einen starken Eindruck auf ihn. An den Gesellschaftsabenden verließ er den Spieltisch und bei der Betrachtung dieses halbätherischen Wesens, das vor ihm schwebte, versank er in ungewohntes Sinnen. Wenn ihr sehnsüchtiger Blick ihn zufällig traf, geriet der schneidige Salonmensch in Verlegenheit, wollte ihr etwas sagen und konnte nicht. Das wurde ihm zuviel und er beschloß, mit Hilfe verschiedener Tanten positiver vorzugehen.

Die Erkundigungen über die Mitgift fielen zufriedenstellend aus. „Nun, wir passen zueinander!“ überlegte er: „ich bin nur fünfundvierzig Jahre, sie ist achtzehn. Mit unserem Vermögen könnten nicht nur wir zwei auskommen. Das Äußere? Sie ist sogar sehr hübsch und ich bin ein stattlicher Mann. Man sagt, sie ist sehr gebildet. Nun, auch ich habe früher etwas gelernt, ich erinnere mich, wir hatten Latein und römische Geschichte. Noch heute weiß ich: dieser Konsul da — wie heißt er doch, hol' ihn der Teufel. Ich erinnere mich, man las da über die Reformation und die Verse: Beatus ille... Wie geht's weiter? puer, pueri, puero, nein, das nicht. Weiß der Teufel, ich habe alles vergessen! Aber, bei Gott, man lernt ja nur, um zu vergessen. Nun, schlag mich tot und ich behaupte doch, daß keiner dieser Beamten und klugen Leute sagen könnte, welcher Konsul dann... und wann die olympischen Spiele stattgefunden haben. Also lernt man nur, weil es so in Ordnung ist, damit man es einem ansieht, daß er was gelernt hat.

Und wie sollte man es auch nicht vergessen: in der Gesellschaft wird ja von dergleichen nie gesprochen, und wollte jemand davon anfangen, so würde man ihn einfach auslachen. Nein, wir passen ausgezeichnet zueinander."

Und so begegnete Julien, als sie ihrer Kindheit entwachsen war, beim ersten Schritt die traurige Wirklichkeit in Gestalt eines prosaischen Mannes. Wie fern war er von den Helden, die ihr die Phantasie und die Dichter erschufen!

Fünf Jahre verlebte Julia in diesem langweiligen Traum, wie sie ihre Heirat ohne Liebe nannte, und plötzlich kamen die Freiheit und die Liebe! Lächelnd breitete sie ihnen die Arme entgegen und überließ sich ihrer Leidenschaft, wie ein Mensch sich dem raschen Trabe eines Pferdes überläßt. Er rast mit dem mächtigen Tier dahin, die Entfernung vergessend: der Atem stockt, die Gegenstände fliegen zurück, ins Gesicht weht eine Frische, und das Herz verträgt kaum das Gefühl der Wonne... Oder wie ein Mensch, der sorglos sich im Boot den Wellen überläßt: die Sonne wärmt ihn, die grauen Ufer fliegen an ihm vorbei, die spielerische Welle umkost den Kiel und flüstert so süß, läuft voraus und lockt weiter und immer weiter, den Weg durch den unendlichen Strom zeigend. Und der Mensch läßt sich verlocken. Es ist keine Zeit zu denken, wie der Weg abschließen wird, ob das Pferd in einen Abgrund jagt, oder die Welle zum Felsen treibt! Die Gedanken trägt der Wind fort, die Augen schließen sich, der Zauber ist unüberwindlich... Und so überwand sie ihn auch nicht und ließ sich immer weiter treiben. Für sie waren endlich die poetischen Augenblicke des Lebens gekommen: sie gewann die süße Unruhe der Seele lieb, suchte selbst die Aufregungen, erfand sich selbst Qual und Glück. Sie hatte

sich an ihre Liebe wie an Opium gewöhnt und trank gierig dieses Gift des Herzens. —
Julia war schon ganz erregt vor Erwartung. Sie stand am Fenster und ihre Ungeduld wuchs mit jeder Minute. Sie zerzupfte eine Teerose, warf verdrießlich die Blätter auf den Boden und das Herz erstarb ihr schier: das waren Momente der Qual. Sie spielte in Gedanken mit der Frage: wird er kommen oder wird er nicht kommen? Die ganze Kraft ihrer Kombinationsgabe war darauf gerichtet, die schwierige Aufgabe zu lösen. Wenn die Erwägungen bestätigend aussagten, dann lächelte sie, wenn nicht — so wurde sie blaß.
Als Alexander heranfuhr, sank sie vor Erschöpfung bleich in einen Sessel — so stark arbeiteten ihre Nerven. Als er eintrat ... es ist unmöglich, diesen Blick zu beschreiben, mit welchem sie ihm begegnete, diese Freude, welche augenblicklich ihre Züge übergoß, als wenn sie ein Jahr einander nicht gesehen hätten, dabei waren sie erst am Tage vorher zusammen gewesen. Sie zeigte schweigend auf die Wanduhr. Aber kaum daß er den Mund auftat, um sich zu rechtfertigen, glaubte sie schon, ohne ihn anzuhören, verzieh sie ihm, vergaß den ganzen Schmerz, die Ungeduld, reichte ihm die Hand und beide setzten sich auf das Sofa, sprachen lange, schwiegen lange und sahen einander lange an. Wenn der Diener sie nicht erinnert hätte, hätten sie sicher das Essen vergessen. Welche Genüsse! Niemals hatte Alexander von einer solchen Menge „aufrichtiger Herzensergüsse“ auch nur geträumt. Im Sommer die Ausflüge zu zweien! Während die Menge von Musik oder Feuerwerk angelockt wurde, konnte man die beiden in der Ferne zwischen den Bäumen Arm in Arm wandeln sehen. Im Winter kam Alexander zu Tisch und nach dem Essen saßen

sie nebeneinander vor dem Kamin bis in die Nacht hinein. Manchmal ließen sie den Schlitten einspannen und nach einer raschen Fahrt durch die dunklen Straßen, eilten sie, ihre Gespräche beim Samowar fortzusetzen. Jede Erscheinung um sie herum, jede kaum vorbeihuschende Bewegung des Gedankens und des Gefühls, wurde von ihnen eingehend miteinander geteilt und besprochen.
Alexander mied den Onkel wie das Feuer. Und wenn er zuweilen bei Lisaweta Alexandrowna erschien, gelang es auch ihr nicht, ihn zur Offenheit zu bewegen. Er war in steter Unruhe, daß ihn der Onkel nicht finde und mit ihm seinen Scherz triebe; darum kürzte er seine Besuche ab.
War er glücklich? Von einem anderen könnte man in einem solchen Fall ja oder nein sagen, von ihm aber nicht; bei ihm begann die Liebe mit der Qual. In den Augenblicken, in denen er seine vergangenen Leiden vergaß, glaubte er an die Möglichkeit des Glücks, an Julia und an ihre Liebe. Ein andermal konnte er plötzlich inmitten aufrichtigster Aussprachen verlegen werden und ihren leidenschaftlichen begeisterten Worten nur mit Angst zuhören. Er glaubte, daß auch sie ihn sehr bald verraten, oder daß irgendein andrer unerwarteter Schicksalsschlag in einem Augenblick diese herrliche, selige Welt zerstören würde. Selbst in Momenten höchsten Glückes verließ ihn das Bewußtsein nicht, daß er es durch Leid wird sühnen müssen, und es ergriff ihn Schwermut.
Aber der Winter verging, der Sommer kam und die Liebe blieb. Julia hing immer mehr an ihm. Es kam weder Verrat, noch sonst ein Schicksalsschlag; es geschah etwas ganz anderes. Sein Blick hellte sich auf. Er gewöhnte sich daran, an die Beständigkeit des Gefühls zu glauben. Diese Liebe ist nicht so leidenschaftlich, dachte er, Julia betrach-

tend: dafür aber dauernd, vielleicht sogar ewig! Ja, ohne Zweifel. Ah! endlich begreife ich dich, Schicksal! Du willst mich für die früheren Qualen belohnen und nach vielen Wanderungen in einen friedlichen Hafen führen. „Also, hier ist das Glück... Julia!“ rief er laut.

Sie fuhr zusammen.

„Was sagten Sie?“

„Nichts.“

„Nein, sagen Sie es! Sie hatten einen Gedanken!“

Alexander wehrte sich. Sie drang in ihn.

„Ich dachte, daß zur Vollkommenheit unseres Glückes etwas fehlt...“

„Was?“

„So — nichts. Es kam mir ein merkwürdiger Gedanke in den Sinn.“

Julia wurde verlegen.

„Ach, quälen Sie mich nicht, sagen Sie es rasch“, rief sie.

Alexander versank in Nachdenken und sprach halblaut, wie für sich selbst:

„Das Recht zu erwerben, sie nie zu verlassen... überall und ständig mit ihr zusammen zu sein. Daß sie vor den Augen der Welt mir rechtmäßig angehört... Sie wird mich laut ohne zu erröten oder zu erblassen den ihrigen nennen dürfen und so das ganze Leben! Und immer stolz darauf sein!“

In diesem hohen Stil gelangte er bis zum Wort: Ehe. Julia fuhr empor und begann zu weinen. Sie reichte ihm mit unaussprechlicher Zärtlichkeit die Hand und beide wurden lebhafter und begannen zu sprechen. Sie beschlossen, daß Alexander mit der Tante sprechen und ihren Beistand in dieser schwierigen Angelegenheit erbitten soll.

Vor Freude wußten sie nicht was anzufangen. Der Abend

war herrlich. Sie fuhren zur Stadt hinaus, fanden mit Mühe einen Hügel, den sie erklommen, sahen der untergehenden Sonne nach und träumten von ihrer zukünftigen Lebensweise, nahmen sich vor, sich auf einen kleinen Bekanntenkreis zu beschränken, nicht zu empfangen und keine unnützen Besuche zu machen.

Dann kehrten sie nach Hause zurück und besprachen die zukünftige Hausordnung, die Einteilung der Zimmer. Dann gingen sie zur Einrichtung über. Alexander schlug vor, ihr Ankleidezimmer in sein Arbeitszimmer zu verwandeln, damit es neben dem Schlafzimmer sich befinde.

„Welche Möbel möchten Sie in Ihrem Arbeitszimmer haben?" fragte sie.

„Ich möchte Nußbaum mit blauem Samt bezogen."

„Das ist sehr hübsch und schmutzt nicht: für ein Herrenzimmer muß man unbedingt dunkle Farben wählen, die hellen werden bald vom Rauch verdorben. Und hier in diesem Durchgang, der aus Ihrem Arbeitszimmer ins Schlafzimmer führt, werde ich ein Boskett anlegen — nicht wahr, es wird schön? Ich werde dort einen Sessel hinstellen, daß ich da arbeiten oder lesen kann und Sie in Ihrem Arbeitszimmer sehe."

„Nicht lange mehr werde ich von Ihnen Abschied nehmen müssen", sagte Alexander, als er ging.

Sie verschloß ihm den Mund mit der Hand.

Am anderen Morgen ging Alexander zu Lisaweta Alexandrowna, um ihr das zu eröffnen, was sie schon längst wußte, und um ihren Rat und ihre Hilfe zu erbitten. Peter Iwanitsch war nicht zu Hause.

„Nun gut!" sagte sie, nachdem sie seine Beichte ausgehört: „Sie sind kein Knabe mehr. Sie können Ihre Gefühle

beurteilen und über sich verfügen. Beeilen Sie sich nur nicht zu sehr: lernen Sie sie erst gut kennen."

„Ach, ma tante, wenn Sie sie kennen würden! Wie viele Vorzüge!"

„Zum Beispiel?"

„Sie liebt mich so..."

„Das ist gewiß ein großer Vorzug, aber nicht das allein ist in der Ehe nötig."

Hier sprach sie einige Allgemeinheiten über die Ehe aus, wie Frau und Mann sein müssen. „Warten Sie nur. Jetzt kommt der Herbst," fügte sie hinzu, „alle kommen in die Stadt zurück. Dann werde ich Ihrer Braut einen Besuch machen; wir werden einander kennenlernen und ich werde mich eifrig der Sache annehmen. Verlassen Sie sie nicht. Ich bin überzeugt, Sie werden ein sehr glücklicher Ehemann sein."

Sie war sehr erfreut. Frauen haben es sehr gern, die Männer zu verheiraten. Manchmal sehen sie, daß aus einer Ehe nichts werden will, aber sie unterstützen sie doch auf jede Weise. Sie wollen nur die Hochzeit zustande bringen, und nachher mögen die Neuvermählten tun, was sie wollen. Gott weiß, aus welchem Grunde sie sich so bemühen!

Alexander bat die Tante, Peter Iwanitsch nichts zu sagen, bis die Angelegenheit in Ordnung wäre. Der Sommer verging rasch, es kam der langweilige Herbst, der zweite Winter begann. Die Zusammenkünfte Adujews mit Julien waren ebenso häufig wie früher.

Sie hatte eine genaue Berechnung der Tage, Stunden und Minuten, die man zusammen verbringen konnte. Sie ersann alle möglichen Gelegenheiten dazu.

„Gehen Sie morgen früh ins Amt?"

„Gegen elf."

„So kommen Sie um zehn zu mir. Wir frühstücken zusammen. Können Sie überhaupt nicht dort wegbleiben? Als wenn man dort ohne Sie nicht fertig würde!"

„Wieso denn? das Vaterland, die Pflicht ..." sprach Alexander.

„Herrlich! Nun dann sagen Sie, daß Sie lieben und geliebt werden! Hat denn Ihr Vorgesetzter nie geliebt? Wenn er ein Herz hat, wird er es verstehen. Oder bringen Sie Ihre Arbeit hierher? Wer hindert Sie, hier zu arbeiten?"

Ein andermal ließ sie ihn nicht ins Theater, und zu Bekannten überhaupt nie. Als Lisaweta Alexandrowna ihren Besuch machte, konnte sich Julia lange nicht fassen, als sie sah, wie jung und schön Alexanders Tante war. Sie hatte sie sich bejahrt und häßlich vorgestellt, wie die Tanten gewöhnlich sind, und da erschien eine Frau von sechs- oder siebenundzwanzig Jahren, und dazu eine Schönheit! Sie machte Alexander eine Szene und ließ ihn seltener zum Onkel gehen.

Aber was bedeutete ihre Eifersucht und Tyrannei im Vergleich zur Tyrannei Alexanders? Er hatte sich bereits von ihrer Anhänglichkeit überzeugt, erkannt, daß Verrat und Erkaltung nicht in ihrer Natur lagen — und war doch eifersüchtig. Es war keine Eifersucht aus Gefühlsüberschwang, sondern eine vor quälendem Schmerz weinende, stöhnende, klagende, eine Eifersucht, die aus Angst vor dem Verlust zittern macht: gleichgültig, kalt und böse. Er quälte die arme Frau aus Liebe so, wie andere es aus Haß nicht täten. Schien es ihm, daß sie am Abend in Gegenwart der Gäste ihn nicht lange und zärtlich genug ansah, dann blickte er wie ein Tier um sich, und wehe Julia, wenn gerade neben ihr ein Jüngling war. Es brauchte

nicht einmal ein Jüngling zu sein, sondern irgendein Mann, oft auch eine Frau, oder nur ein Gegenstand. Beleidigungen, Sticheleien, dunkle Verdächtigungen und Vorwürfe hagelten nur so auf sie herab. Sie mußte sich sofort rechtfertigen und durch allerlei Opfer und absolute Unterwürfigkeit das Unrecht sühnen: mit dem einen nicht sprechen, da nicht sitzen, dort nicht hingehen, das verständnisvolle Lächeln und das Flüstern der hämischen Beobachter ertragen, erbleichen, erröten, sich kompromittieren.

Wenn sie eine Einladung bekam, richtete sie, bevor sie zusagte, einen fragenden Blick an ihn, und er brauchte bloß mit den Brauen zu zucken, daß sie, blaß und bebend, sofort absagte. Manchmal gab er ihr die Erlaubnis, sie machte sich fertig, kleidete sich an und war im Begriff zum Wagen zu gehen, als er infolge einer augenblicklichen Laune sein mächtiges Veto einlegte. Sie blieb zu Hause. Nachher konnte er sie freilich um Verzeihung bitten und ihr anheimstellen hinzufahren, aber dann war es zu spät sich wieder ankleiden und den Wagen anspannen zu lassen. So blieb sie denn zu Hause. Er war nicht nur auf schöne Männer eifersüchtig, nicht nur auf die Vorzüge des Geistes oder des Talents, sondern auch auf Krüppel und schließlich auch auf solche, deren Physiognomie ihm einfach mißfiel.

Einmal kam ein Gast aus der Gegend, wo ihre Verwandten lebten. Es war ein bejahrter, unschöner Mann, der nur über die Ernte und über seine Angelegenheiten beim Senat sprach, so daß Alexander, dem es langweilig wurde ihm zuzuhören, in das anstoßende Zimmer sich zurückzog. Es war kein Anlaß zur Eifersucht. Beim Abschied sagte der Gast:

„Ich höre, daß Sie am Mittwoch empfangen. Erlauben

Sie mir, der Gesellschaft Ihrer Freunde mich anzuschließen?"

Julia lächelte und war im Begriff „bitte" zu sagen, als aus dem Nebenzimmer ein Flüstern lauter als ein Schrei sich hören ließ: „Ich will nicht." Julia fuhr zusammen und wiederholte laut und hastig: „Ich will nicht."

Und sie ertrug alles. Sie verschloß sich vor den Gästen, ging nicht aus und saß Aug' in Auge mit Alexander. Sie fuhren fort sich systematisch an ihrer Seligkeit zu berauschen. Als sie den ganzen Vorrat der gewohnten und bekannten Genüsse erschöpft hatten, suchten sie neue zu erfinden, um diese ohnehin an Freuden reiche Welt abwechslungsvoller zu gestalten. Welche Erfindungsgabe offenbarte da Julia! Aber auch diese versiegte. Wiederholungen waren unvermeidlich. Es schien, als wäre nichts mehr zu wünschen und zu erleben übrig.

Es war kein Ort außerhalb der Stadt, den sie nicht besucht, kein Theaterstück, das sie nicht zusammen angesehen, kein Buch, das sie nicht gemeinsam gelesen und besprochen hätten. Sie kannten Gefühle, Anschauungen, Vorzüge und Fehler aneinander genau, und nichts hinderte sie ihren Plan, sich zu vereinen, auszuführen.

Die „aufrichtigen Herzensergüsse" wurden selten. Sie saßen stundenlang beieinander ohne ein Wort zu sprechen. Aber Julia war auch im Schweigen glücklich.

Sie warf ab und zu Alexander eine Frage hin und war schon mit einem einsilbigen Ja oder Nein zufrieden. Und wenn er nicht sprach, sah sie ihn aufmerksam an. Er lächelte ihr zu, und sie war wieder glücklich. Hätte er es unterlassen, so würde sie jede seiner Bewegungen, jeden Blick studiert und sie auf ihre Weise gedeutet haben, und der Vorwürfe wäre kein Ende.

Sie hörten allmählich auf, von der Zukunft zu sprechen, weil Alexander dabei eine Befangenheit spürte, eine Verlegenheit, die er sich nicht erklären konnte; deshalb lenkte er das Gespräch darüber immer ab. Der magische Kreis, mit dem die Liebe sein Leben umschlossen hielt, zeigte bedenkliche Risse. In der Ferne erschienen ihm entweder die Gesichter der Freunde und ausgelassene Freuden, glänzende Ballfeste mit einer Schar schöner Frauen, oder der ewig beschäftigte Onkel und die vernachlässigte Arbeit.

In solcher Gemütsverfassung saß er eines Abends bei Julia. Draußen stürmte es. Der Schnee schlug an die Fenster und klebte in Flocken an den Scheiben. Im Zimmer hörte man das einförmige Ticken der Standuhr und zuweilen Julens Seufzer.

Alexander sah im Zimmer umher, weil er nichts anderes anzufangen wußte. Sein Blick streifte die Uhr. Es war erst zehn und er sollte noch zwei Stunden bleiben. Er gähnte. Sein Auge blieb auf Julia haften.

Sie stand mit dem Rücken am Kamin, den Kopf auf die Schulter geneigt, und folgte Alexander mit den Augen, nicht forschend und ohne Mißtrauen, sondern mit dem Ausdruck von Zärtlichkeit, Liebe und Glück. Sie kämpfte offenbar mit einer heimlichen Empfindung, mit einem süßen Traum, und schien müde.

Ihre Nerven waren so überspannt, daß selbst das Beben der Wonne sie in einen krankhaften Zustand versetzte: Qual und Seligkeit waren bei ihr unzertrennlich.

Alexander erwiderte ihr mit einem trocknen unruhigen Blick. Er trat ans Fenster, trommelte mit den Fingern leicht auf die Scheiben und sah hinaus.

Von der Straße drang der Lärm der Stimmen und der Equipagen hinauf. Überall in den Fenstern schimmerten

Lichter, huschten Schatten vorüber. Ihm schien hinter den hell erleuchteten Fenstern eine fröhliche Menge beisammen; ihm schien, daß dort ein lebendiger Austausch von Gedanken und feurigen schwungvollen Empfindungen vor sich gehe, daß man dort laut und fröhlich lebe und daß dort hinter jenem schwach beleuchteten Fenster ein edler Arbeiter über einem tüchtigen Werk sitze. Und es ging ihm durch den Sinn, daß er zwei Jahre lang dieses faule, dumme Leben führte — zwei volle Jahre waren aus der Summe seines Lebens gestrichen, und an allem war diese Liebe schuld! Und er stürzte sich auf diese Liebe:

Was ist das für eine Liebe? dachte er, eine schläfrige, energielose. Diese Frau hatte sich dem Gefühl ohne jeden Kampf, ohne Anstrengung, ohne Widerstand, wie ein Opfer, ergeben. Ein schwaches charakterloses Weib hatte den ersten besten, der ihr in den Weg kam, mit ihrer Liebe beglückt. Wäre ich ihr nicht begegnet, sie hätte Ssurkow ebenso geliebt, und sie begann ihn ja schon zu lieben! Ja! Mag sie sich herausreden, ich hab' es ja gesehen! Wenn jemand gekommen wäre, der fixer und geschickter wäre, als ich, dann hätte sie sich ihm ergeben ... Das ist einfach unmoralisch! Ist das denn Liebe? Wo bleibt die Sympathie der Seelen, von der die empfindsamen Herzen predigen? Wie war es mit uns? Zog es uns nicht zueinander? Schien es nicht, als müßten wir uns für ewig vereinigen? Und jetzt! Der Teufel mag wissen, was das ist, man kann nicht klug daraus werden! flüsterte er ärgerlich vor sich hin.

„Was machen Sie dort? Woran denken Sie?" fragte Julia.

„Nichts", sagte er gähnend und setzte sich in einiger Entfernung von ihr auf das Sofa, eine Ecke des gestickten Polsters mit dem Arm umfassend.

„Setzen Sie sich näher zu mir.“

Er aber blieb sitzen und schwieg.

„Was fehlt Ihnen?“ fuhr sie fort, zu ihm tretend, „Sie sind heute unausstehlich.“

„Ich weiß nicht ...“ sagte er, „mir ist so ... wie wenn ich ...“

Sie setzte sich zu ihm und begann von der Zukunft zu sprechen. Allmählich lebhafter werdend, entwarf sie unter Scherzen das Bild eines glücklichen Familienlebens und schloß sehr zärtlich:

„Denken Sie sich als meinen Mann! Alles das wird bald das Ihrige sein,“ sagte sie umherzeigend. „Sie werden in diesem Hause herrschen, wie in meinem Herzen. Jetzt bin ich unabhängig, kann machen, was ich will, hinfahren wohin ich will, nachher aber wird sich hier nichts ohne Ihren Befehl rühren dürfen. Ich selbst werde durch Ihren Willen gebunden sein — aber welch herrliche Ketten! Schmieden Sie sie recht bald! Wann wird es denn sein? — Das ganze Leben habe ich von einem solchen Menschen geträumt, von einer solchen Liebe ... Und jetzt erfüllt sich der Traum ... das Glück ist nah ... Ich kann es kaum glauben. Ist das nicht eine Belohnung für vergangene Leiden?“

Alexander war es qualvoll, diese Worte zu hören.

„Und wenn ich aufhören würde Sie zu lieben?“ fragte er plötzlich, bemüht seinen Worten einen scherzhaften Ton zu geben.

„Ich würde Ihnen die Ohren abreißen!“ antwortete sie, ihn am Ohr fassend, dann seufzte sie und wurde schon durch die scherzhafte Frage nachdenklich gestimmt.

„Aber was ist Ihnen?“ fragte sie plötzlich lebhaft, „Sie schweigen, hören mir kaum zu, sehen von mir weg!“

Hier rückte sie näher zu ihm und den Arm um seine Schulter legend, begann sie fast flüsternd über das ewig gleiche Thema zu phantasieren, aber ohne die frühere Sicherheit. Sie erinnerte an den Beginn ihrer Annäherung, an den Anfang ihrer Liebe, ihre ersten Anzeichen und ihre ersten Freuden. Die Wonne ihrer Empfindungen ließ ihre Stimme fast ersticken, auf ihren blassen Wangen erschienen rote Flecke, die allmählich aufflammten. Ihre Augen blitzten, dann wurden sie matt und schlossen sich halb. Ihre Brust atmete hörbar. Sie sprach noch kaum vernehmbar, und ihre Hand spielte in Alexanders weichem Haar. Dann sah sie ihm in die Augen. Er befreite leise seinen Kopf, nahm einen Kamm aus der Tasche und ordnete sorgfältig die von ihr in Unordnung gebrachte Frisur.

„Was haben Sie, Alexander?" fragte sie unruhig.

Diese Klette! Weiß ich's? dachte er für sich und schwieg.

„Langweilen Sie sich?" In ihrer Stimme waren Frage und Zweifel.

Langweilig! dachte er: ja, das ist das richtige Wort ... Eine quälende, tödliche Langeweile! Ein Monat ist es schon, seit dieser Wurm mir das Herz zernagt ... O, mein Gott! was soll ich tun? Und sie spricht von Liebe, von Ehe! Wie bring' ich sie zur Vernunft!

Sie setzte sich ans Klavier und spielte einige seiner Lieblingsstücke. Er hörte nicht zu und dachte seine Gedanken weiter.

Julia sanken die Arme herab. Sie seufzte, wickelte sich in den Schal, und warf sich in die andre Sofaecke; sie sah beklommen auf Alexander.

Er nahm den Hut.

„Wohin gehen Sie?" fragte sie erstaunt.

„Nach Hause."

„Es ist noch nicht elf."

„Ich muß an Mama schreiben: ich habe schon lange nicht an sie geschrieben."

„Wieso lange? Erst vorgestern haben Sie geschrieben."

Er wußte nichts zu sagen und schwieg. Er hatte wirklich geschrieben und es ihr beiläufig gesagt und nachher vergessen. Die Liebe aber vergißt nichts. In ihren Augen ist alles wichtig, was den Geliebten betrifft. Im Geiste eines liebenden Menschen bildet sich ein sehr kompliziertes Geflecht aus Beobachtungen, feinen Kombinationen, Erinnerungen, Vermutungen über alles, was den geliebten Menschen umgibt, was in seiner Sphäre geschieht und auf ihn Einfluß hat. In der Liebe genügt ein Wort, eine Andeutung — was sage ich Andeutung! — ein Blick, eine kaum bemerkbare Bewegung mit den Lippen, um eine Vermutung zu erwecken, von ihr zu Kombinationen und von diesen zu einer entscheidenden Schlußfolgerung überzugehen — und dann wegen dieser selbsterzeugten Gedanken sich zu quälen, oder selig zu sein. Die Logik der Verliebten, bald falsch und bald erstaunlich richtig, stellt rasch ein ganzes Gebäude von Vermutungen, Verdächtigungen auf, aber die Kraft der Liebe zerstört es noch rascher bis auf den Grund. Häufig genügt dazu ein Lächeln, eine Träne, wenn viel, so zwei oder drei Worte, und — Lebewohl, Verdacht! Diese Art Kontrolle läßt sich durch nichts betrügen oder einschläfern. Verliebte setzen sich Dinge in den Kopf, die sonst niemand einfallen und sehen ein andermal nicht, was vor ihrer Nase geschieht. Sie sind scharfsinnig bis zum Hellsehen und kurzsichtig bis zur Blindheit.

Julia sprang wie eine Katze auf und ergriff seine Hand.

„Was bedeutet das? Wohin wollen Sie?" fragte sie.

„Aber nichts, wirklich nichts. Ich will einfach schlafen: ich habe heute wenig geschlafen — weiter nichts."
„Wenig geschlafen! Sie haben ja am Morgen selbst gesagt, daß Sie neun Stunden geschlafen und sogar Kopfschmerzen davon hätten."
Also war es wieder nicht recht.
„Nun, ich habe Kopfschmerzen..." sagte er befangen, „deshalb gehe ich."
„Und nach Tisch sagten Sie, daß Ihnen der Kopf nicht mehr weh tut."
„Mein Gott! Was haben Sie für ein Gedächtnis! Das ist unerträglich! Ich will einfach nach Hause."
„Ist Ihnen denn hier nicht gut? Was haben Sie zu Hause?"
Sie schüttelte den Kopf und sah ihm mißtrauisch in die Augen. Er beruhigte sie zur Not und ging.
Wie wäre es, wenn ich heute nicht zu Julia ginge? fragte sich Alexander, als er am nächsten Morgen erwachte. Er ging etwa dreimal durchs Zimmer hin und zurück. Ich gehe wirklich nicht hin! fügte er entschlossen hinzu. „Jewsej! Ankleiden!"
Und er ging aus, um in der Stadt herumzuschlendern.
Wie fröhlich, wie angenehm ist es, allein zu spazieren! dachte er, zu gehen, wohin man will, stehen zu bleiben, Schilder zu lesen, in ein Schaufenster hineinzusehen, da oder dort hineinzugehen... Sehr, sehr angenehm!... Freiheit ist ein großes Gut! Ja, Freiheit in der tiefsten Bedeutung des Wortes heißt — allein spazierenzugehen!
Er klopfte mit seinem Spazierstock auf den Bürgersteig und begrüßte vergnügt seine Bekannten. Als er durch die Morskaja ging, sah er in einem Fenster ein bekanntes Gesicht. Der Bekannte winkte ihm mit der Hand, ein-

zutreten. Er sah hin. Ah! er war vor Dumé! Und er ging hinein, aß da zu Mittag, blieb bis zum Abend, dann ging er ins Theater und nach dem Theater soupieren. An zu Hause bemühte er sich nicht zu denken. Er wußte, was ihn da erwartete.

In der Tat, als er nach Hause kam, fand er ein halbes Dutzend Billetts auf dem Tisch und einen schläfrigen Lakaien im Vorzimmer. Dem Diener war befohlen, ihn zu erwarten. Die Briefe waren voller Vorwürfe, Fragen und trugen Spuren von Tränen. Am nächsten Tag mußte er sich rechtfertigen. Sie schlossen einen notdürftigen Frieden.

Nach etwa drei Tagen wiederholte sich auf beiden Seiten dasselbe. Und dann immer wieder. Julia ließ sich nirgends sehen und empfing niemand. Sie schwieg, weil Alexander über ihre Vorwürfe sich ärgerte.

Zwei Wochen darauf verabredete Alexander mit seinen Freunden einen Tag, um sich so recht nach Herzenslust zu amüsieren. Am selben Tag bekam er aber ein Billett von Julia, in dem sie ihn bat, etwas früher zu kommen und bei ihr den Tag zu bleiben. Sie schrieb, daß sie krank und traurig sei, daß ihre Nerven leiden usw. Er wurde böse, fuhr aber hin, um ihr zu sagen, daß er viel zu tun habe, und bei ihr nicht bleiben könne.

„Ja, gewiß! Ein Diner bei Dumé, Theater, Schlittenfahren, eine sehr wichtige Beschäftigung", sagte sie matt.

„Was bedeutet dies?" fragte er ärgerlich. „Sie scheinen mich zu beobachten? Das dulde ich nicht."

Er erhob sich und wollte gehen.

„Warten Sie, hören Sie!" rief sie. „Wir wollen uns aussprechen."

„Ich habe keine Zeit."

„Einen Augenblick! Setzen Sie sich."
Er setzte sich unwillig auf den Rand eines Stuhls.
Sie sah ihn mit gefalteten Händen unruhig an, als wollte sie von seinem Gesicht die Antwort im voraus ablesen. Er wand sich vor Ungeduld auf seinem Platz. Sie seufzte.
„Lieben Sie mich nicht mehr?" fragte sie, leicht den Kopf schüttelnd.
„Das alte Lied!" sagte er, den Hut mit dem Ärmel bürstend.
„Wie überdrüssig ist es Ihnen geworden!" erwiderte sie.
Er erhob sich und ging hastig im Zimmer auf und ab. Nach einer Weile hörte man sie aufschluchzen.
„Das fehlte noch!" sagte er, fast mit Wut vor sie hintretend. „Haben Sie mich nicht genug gequält?"
„Ich Sie gequält!" rief sie unter stärkerem Schluchzen.
„Das ist unerträglich!" sagte Alexander, im Begriff zu gehen.
„Nein, ich werde nicht mehr, ich werde nicht mehr," sprach sie hastig, sich die Tränen trocknend, „sehen Sie, ich weine nicht, gehen Sie nur nicht fort, setzen Sie sich."
Sie bemühte sich zu lächeln, aber die Tränen rannen ihr nur so die Wangen hinab. Alexander fühlte Mitleid. Er setzte sich und bewegte ungeduldig sein übergeschlagenes Bein. Er stellte sich innerlich eine Frage nach der andern und kam zu dem Schluß, daß er erkaltet sei und Julia nicht mehr liebe. Und weshalb? Weiß Gott! Sie liebte ihn ja mit jedem Tag immer mehr, vielleicht eben darum? Welcher Widerspruch! Alle Bedingungen für das Glück waren vorhanden, nichts hinderte sie, nicht einmal ein anderes Gefühl, das ihn ablenken würde, und dennoch ist er erkaltet! O, Leben! — Aber wie sie beruhigen? Mit ihr unendlich langweilige Tage fristen? Sich verstellen kann

er nicht, und sich nicht verstellen, hieße jeden Augenblick Tränen sehen, Vorwürfe hören, sie und sich quälen... Mit ihr über Onkels Theorie von Verrat und Erkaltung zu sprechen — ich danke! Sie weint ja schon, bevor sie etwas ahnt, und dann erst! — Was ist zu tun?

Julia sah, daß er schwieg, ergriff ihn leise bei der Hand und sah ihm in die Augen. Er wandte sich langsam ab und entzog ihr langsam die Hand. Er fühlte nicht nur keinen Drang zu ihr hin, sondern bei der Berührung ihrer Hand überlief ihn ein kaltes, unangenehmes Zittern. Sie verdoppelte ihre Zärtlichkeit. Er erwiderte sie nicht und wurde nur kälter und düsterer. Da zog sie ihre Hand zurück und flammte auf. In ihr erwachte der weibliche Stolz, die beleidigte Eigenliebe, die Scham. Sie richtete sich hoch auf und wurde rot vor Ärger.

„Verlassen Sie mich!" stieß sie hervor.

Er ging ohne jede Erwiderung rasch hinaus. Aber als das Geräusch seiner Schritte anfing zu verhallen, stürzte sie ihm nach.

„Alexander Fedoritsch! Alexander Fedoritsch!" rief sie.

Er kehrte zurück.

„Wohin gehen Sie denn?"

„Sie haben mich ja fortgeschickt!"

„Und Sie sind froh, fortzulaufen! Bleiben Sie!"

„Ich habe keine Zeit."

Sie nahm ihn bei der Hand und wieder ergoß sich eine zärtliche, flammende Rede, Bitten, Tränen. Er äußerte weder mit einem Blick, noch mit einem Wort oder einer Bewegung Mitgefühl und stand hölzern da, von einem Fuß auf den anderen tretend. Seine Kaltblütigkeit brachte sie außer sich. Sie überschüttete ihn mit Vorwürfen und Drohungen. Wer hätte in ihr jetzt die sanfte, schwer-

mütige Frau wiedererkannt? Ihre Locken lösten sich auf, die Augen brannten in fieberhaftem Glanz, die Wangen flammten, das Gesicht war seltsam verzerrt. Wie häß- lich! dachte Alexander, sie betrachtend, und schnitt eine Grimasse.

„Ich werde mich an Ihnen rächen!" sprach sie. „Sie denken, es ist so einfach mit dem Schicksal einer Frau zu spielen? Sie haben sich durch Schmeicheleien in mein Herz geschlichen, durch Verstellung ganz von mir Besitz ergriffen und jetzt werfen Sie mich fort, wenn ich nicht mehr die Kraft habe, von Ihnen zu lassen ... Nein! Ich lasse Sie nicht! Ich werde Sie überall verfolgen. Sie werden nirgends Ruhe vor mir haben. Wenn Sie aufs Land gehen, folge ich Ihnen, ins Ausland, überall und immer. Ich werde mich nicht so leicht von meinem Glück trennen. Mir ist es gleich, was aus meinem Leben wird ... Ich habe nichts mehr zu verlieren, aber ich werde auch das Ihrige vergiften. Ich werde mich rächen, rächen! Ich habe gewiß eine Rivalin! Es ist nicht möglich, daß Sie mich so verlassen könnten ... Ich werde sie finden — und dann sollen Sie sehen, was geschieht! Sie werden Ihres Lebens nicht mehr froh! Mit welcher Lust würde ich jetzt von Ihrem Tode hören! Ich möchte Sie selbst töten!" schrie sie wie rasend.

Wie ist das unsinnig, dumm! dachte Alexander achsel- zuckend.

Als sie sah, daß er auch den Drohungen gegenüber gleich- gültig blieb, ging sie in einen leisen, traurigen Ton über, nachdem sie ihn eine Weile schweigend angesehen.

„Haben Sie Mitleid mit mir!" begann sie wieder, „ver- lassen Sie mich nicht. Was soll ich jetzt ohne Sie tun? Ich überlebe die Trennung nicht. Ich werde sterben!

Überlegen Sie es: Frauen lieben anders als Männer, zärtlicher, stärker. Für sie ist die Liebe alles — besonders für mich. Die anderen kokettieren, lieben die Geselligkeit, den Lärm und das Getriebe der Welt, ich bin daran nicht gewöhnt, ich habe einen anderen Charakter. Ich liebe Stille, Einsamkeit, Bücher, Musik, aber Sie am meisten auf der Welt ..."

Alexander zeigte Ungeduld.

„Nun gut! Lieben Sie mich nicht," fuhr sie lebhaft fort, „aber erfüllen Sie Ihr Versprechen: heiraten Sie mich, bleiben Sie nur bei mir ... Sie werden frei sein: machen Sie was Sie wollen, lieben Sie sogar wen Sie wollen, nur daß ich Sie manchmal sehen kann ... O, haben Sie Mitleid mit mir, um Gottes willen, haben Sie Mitleid mit mir!"

Sie weinte und konnte nicht weiter sprechen. Die Aufregung hatte sie erschöpft, sie fiel auf das Sofa, schloß die Augen, die Zähne preßten sich zusammen, der Mund verzerrte sich krampfhaft. Sie bekam einen hysterischen Anfall. Als sie nach einer Stunde zu sich kam, fand sie die Kammerzofe um sich bemüht.

„Wo ist er denn?" fragte sie.

„Der Herr ist fort!"

„Fort!" wiederholte sie niedergeschlagen und saß lange schweigsam und unbeweglich.

Am nächsten Tag kam ein Zettel nach dem anderen zu Alexander. Er ließ sich nicht blicken und gab keine Antwort mehr. Am dritten und vierten Tag dasselbe. Julia schrieb an Peter Iwanitsch und bat ihn, in einer wichtigen Angelegenheit zu sich. Seine Frau liebte sie nicht, weil sie jung, schön und Alexanders Tante war.

Peter Iwanitsch fand sie ernstlich krank, fast sterbend. Er blieb zwei Stunden bei ihr und begab sich dann zu Alexander.

„Ach, was bist du doch für ein Heuchler!“ sagte er.

„Was ist los?“ fragte Alexander.

„Seht doch, als wenn es ihn gar nichts anginge! Tut so, als verstünde er nicht eine Frau in sich verliebt und verrückt zu machen!“

„Ich verstehe Sie nicht . . .“

„Du verstehst nicht?“ — Ich war bei der Tafajewa, verstehst du nun? Sie hat mir alles gesagt.“

„Was denn alles gesagt!“ murmelte Alexander in großer Verlegenheit.

„Alles! Wie sie dich liebt, du Glücklicher! Nun, du hast ja immer gejammert, daß du keine Leidenschaft findest! da hast du eine, tröste dich! Sie ist verrückt, eifersüchtig, sie weint und tobt . . . Wozu mischt ihr bloß mich in eure Angelegenheiten? Nun hast du gar angefangen, mir Weiber anzuhängen. Das fehlte noch! Ich habe da den ganzen Vormittag verloren, ich dachte Gott weiß was für eine Angelegenheit es sei, daß sie eine Hypothek auf ihre Güter von der Vormundschaftsbank haben will . . . sie hatte einmal davon gesprochen. Und nun sieh bloß — was für eine Sache!“

„Warum sind Sie denn zu ihr gegangen?“

„Sie hat mich gerufen, sich über dich beklagt. In der Tat, schämst du dich nicht, sie so zu vernachlässigen? Vier Tage läßt du dich nicht blicken — unerhört! Sie stirbt ja, die Arme! Los doch, geh zu ihr!“

„Was haben Sie ihr gesagt?“

„Nun, was man so sagt: daß du sie liebst und seit langem schon ein zärtliches Herz suchst; daß du die ‚aufrichtigen Herzensergüsse‘ sehr liebst und ohne Liebe nicht leben kannst. Ich sagte, daß sie keinen Grund hätte sich zu beunruhigen, du werdest zu ihr zurückkehren. Ich riet ihr, dich nicht so

zu binden, dir manchmal kleine Seitensprünge zu erlauben, denn sonst würdet ihr einander überdrüssig werden ... und was man sonst alles in solchen Fällen sagt. Sie wurde gleich sehr vergnügt, verriet sogar, daß ihr zu heiraten beschlossen hättet, und daß auch meine Frau mit im Komplott sei. Und ich wußte von nichts. Ihr seid mir Leute! Nun, meinetwegen, meinen Segen habt ihr. Die hat wenigstens etwas, ihr werdet auskommen können. Ich sagte ihr, daß du dein Versprechen unbedingt erfüllen wirst. Du siehst, ich habe mir heute deinetwegen Mühe genug gegeben, zum Dank für die Gefälligkeit, die du mir damals erwiesen hast... Ja, ich beteuerte ihr sogar, daß du sie heiß und zärtlich liebst..."

„Was haben Sie angerichtet?" rief Alexander, die Farbe wechselnd, „ich ... ich liebe sie nicht mehr! ... Ich will sie nicht heiraten! ... Ich bin kalt, wie Eis! ... Lieber geh ich ins Wasser, als ..."

„Na — na — na!" rief Peter Iwanitsch mit geheucheltem Staunen. „Bist du's, den ich höre? Hast du denn nicht selbst gesagt — erinnre dich — daß du die menschliche Natur verachtest und besonders die Frauennatur, daß es auf der ganzen Welt kein Herz gebe des deinen würdig. Und was du noch sonst geredet, wenn ich nur ein gutes Gedächtnis hätte ..."

„Um Gottes willen, kein Wort mehr. Der Vorwurf genügt, wozu die Moralpredigt? Es ist deutlich genug ... O, Menschen, Menschen! ..."

Er begann plötzlich zu lachen und nach ihm der Onkel.

„So ist es besser!" sagte Peter Iwanitsch. „Ich habe immer gesagt, daß du noch einmal über dich selbst lachen wirst ..."

Und wieder lachten beide.

„Nun sage mir,“ fuhr der Onkel fort, „welcher Meinung bist du jetzt von jener ... wie hieß sie doch? ... Paschenka, die mit der Warze?“

„Onkel, das ist nicht großmütig!“

„Ich frage ja nur, um zu erfahren, ob du sie noch immer so verachtest!“

„Lassen Sie es um Gottes willen und helfen Sie mir lieber aus dieser schrecklichen Lage. Sie sind so klug, so überlegen ...“

„Aha! Jetzt kommst du mit Komplimenten und Schmeicheleien! Nein, geh nur zu ihr, heirate sie!“

„Nicht um die Welt! Ich flehe Sie an, helfen Sie mir!“

„So, so ... Gut, daß ich schon längst auf deine Sprünge gekommen bin ...“

„Wieso längst?“

„So: ich weiß von dieser Beziehung von Anfang an.“

„Gewiß hat Ihnen ma tante gesagt ...“

„Was dir einfällt! Ich hab' es ihr gesagt. Ist das so merkwürdig? Es steht ja alles auf deinem Gesicht geschrieben. Nun mach dir keine Sorgen: ich habe dir schon geholfen.“

„Wie? Wann?“

„Eben heute morgen. Sei ruhig: die Tafajewa wird dich nicht mehr belästigen.“

„Was haben Sie denn gemacht? Was haben Sie ihr gesagt?“

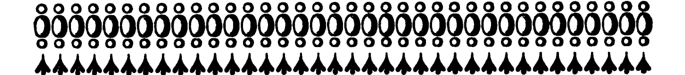
„Es ist zu langweilig, es zu wiederholen.“

„Wer weiß, was Sie ihr da erzählt haben! Nun haßt und verachtet sie mich?“

„Ist es dir nicht einerlei? Ich habe sie beruhigt — und das genügt; ich habe ihr gesagt, daß du nicht lieben

kannst und daß es sich nicht lohnte, sich um dich zu bemühen ..."
„Und sie?"
„Sie ist jetzt froh, daß du sie verlassen hast."
„Wie denn froh?" sagte Alexander nachdenklich.
„Einfach ... froh."
„Haben Sie an ihr kein Bedauern, keine Trauer bemerkt? Ist es ihr wirklich gleichgiltig? Das geht nicht! ..."
Er ging im Zimmer unruhig auf und ab.
„Froh, ruhig!" wiederholte er, „ich danke! Ich fahre sofort zu ihr ..."
„Was sind das für Menschen!" bemerkte Peter Iwanitsch, „welch ein Herz! Versuch' einer danach zu leben — schön wäre 's! Erst fürchtest du, daß sie nach dir schickt, bittest, daß man dir helfe, und auf einmal regst du dich darüber auf, weil sie bei der Trennung von dir nicht vor Gram stirbt."
„Froh, zufrieden!" sprach Alexander auf und ab gehend und hörte nicht auf den Onkel. „Ah, sie hat mich also nie geliebt! Weder Trauer, noch Tränen! Nein, ich muß sie sehen."
Peter Iwanitsch zuckte die Achsel.
„Wie Sie wollen! Ich kann es nicht so lassen!" fügte Alexander hinzu, den Hut ergreifend.
„Geh du nur zu ihr! Dann wirst du sie aber nie wieder los! Komm damit aber nicht mehr zu mir. Ich werde mich noch einmal nicht hineinmischen. Ich habe es auch jetzt nur darum getan, weil ich selbst dich in diese Lage gebracht habe. Nun genug, was bist du wieder so kopfhängerisch?"
„Es ist schmachvoll zu leben!" seufzte Alexander.
„Und nichts zu tun", fügte der Onkel hinzu. „Genug!

komm heute zu uns: bei Tisch wollen wir noch über deine Geschichte lachen und dann in die Fabrik fahren."
„Wie bin ich klein, nichtig!" sagte Alexander nachdenklich. „Ich habe kein Herz. — Wie bin ich jämmerlich, erbärmlich!"
„Und das alles wegen Liebe!" unterbrach Peter Iwanitsch. „Welch dumme Beschäftigung! Überlass doch das einem Kerl wie Ssurkow. Du bist tüchtig. Es ist Zeit, daß du etwas Ordentliches anfängst — genug, den Frauen nachzulaufen."
„Aber Sie lieben doch Ihre Frau?"
„Ja, gewiß. Ich bin sehr an sie gewöhnt, aber das hindert mich nicht, meine Arbeit zu tun. Nun leb' wohl und komme bald!"
Alexander blieb verwirrt und düster sitzen. Leise stahl sich Jewsej mit einem Stiefel zu ihm heran, in den er seine Hand versenkt hielt.
„Geruhen Sie anzusehen, gnädiger Herr, was für eine Wichse!" sagte er gerührt. „Wenn der Stiefel geputzt ist, ist er wie ein Spiegel — und sie kostet nur ein viertel Rubel!"
Alexander kam zu sich, sah erst den Stiefel, dann Jewsei an.
„Hinaus!" schrie er, „du bist ein Dummkopf!"
„Es wäre gut, davon nach Hause zu schicken..." wollte Jewsej wieder anfangen.
„Hinaus, sage ich, hinaus!" schrie Alexander, fast weinend, „du hast mich krank gemacht, wirst mich mit deinen Stiefeln noch ins Grab bringen... du Barbar!"
Jewsej zog sich eiligst ins Vorzimmer zurück.



Viertes Kapitel

Warum kommt Alexander nicht? Ich habe ihn fast drei Monate nicht mehr gesehen", fragte einmal Peter Iwanitsch seine Frau, als er nach Hause kam.
„Ich habe die Hoffnung schon aufgegeben, ihn jemals wiederzusehen", antwortete sie.
„Was mag er wohl haben? Am Ende ist er wieder verliebt?"
„Ich weiß es nicht."
„Ist er wohl?"
„Ja."
„Schreib ihm, bitte, daß ich ihn sprechen muß. Bei ihm im Amt sind wieder Veränderungen vorgekommen und er scheint es nicht einmal zu wissen. Ich verstehe diese Sorglosigkeit nicht."
„Ich habe ihm schon zehnmal geschrieben und ihn her gebeten. Er antwortet, er hätte keine Zeit, und dabei soll er mit irgendwelchen Sonderlingen Dame spielen und angeln! Geh lieber selbst zu ihm, dann erfährst du, was los ist."
„Nein, ich habe keine Lust, ich werde den Diener schicken."
„Er wird nicht kommen."

„Wir wollen sehen."
Der Diener wurde geschickt und kam bald zurück.
„Nun, war er zu Hause?"
„Jawohl. Sie lassen grüßen."
„Was macht er?"
„Sie liegen auf dem Sofa."
„Wie? Um diese Tageszeit?"
„Sie geruhen immer zu liegen, wie ich hörte."
„Schläft er?"
„Nein. Erst dachte ich selbst, daß sie zu schlafen geruhen, aber ihre Augen waren offen und sahen zur Decke."
Peter Iwanitsch zuckte die Achsel.
„Kommt er?"
„Nein. ‚Grüße,' sagten sie, ‚meinen Onkel, und melde ihm, daß ich mich entschuldigen lasse, ich bin nämlich nicht ganz wohl.' Und auch die gnädige Frau lassen sie grüßen."
„Was ist wieder mit ihm los? Das ist doch wahrhaftig erstaunlich! Laß den Wagen nicht ausspannen. Es hilft nichts, ich werde selbst hinfahren, aber jetzt wirklich zum letztenmal."
Auch Peter Iwanitsch fand Alexander auf dem Sofa. Beim Eintritt des Onkels erhob er sich, setzte sich aber gleich.
„Bist du nicht wohl?" fragte Peter Iwanitsch.
„Ja", antwortete Alexander gähnend.
„Was machst du denn?"
„Nichts."
„Und du kannst so ohne Arbeit leben?"
„Ja."
„Ich hörte heute, daß Iwanow aus eurer Abteilung abgeht."

„Ja, er geht ab.“

„Wer kommt denn an seine Stelle?“

„Itschenko, sagt man.“

„Und du?“

„Ich? — Nein.“

„Warum denn nicht du?“

„Man beehrt mich eben nicht. Was ist zu machen? Ich tauge wohl nicht.“

„Aber Mensch! Du mußt dich doch rühren! Vielleicht gehst du zum Direktor?“

„Nein“, erwiderte Alexander kopfschüttelnd.

„Dir scheint es ja gleichgiltig zu sein.“

„Ja.“

„Du wirst nun zum drittenmal übergangen.“

„Ganz gleich! Meinetwegen!“

„Warten wir ab, was du dann sagst, wenn erst ein früherer Untergebener dir befiehlt, wenn er hereinkommt, und du aufstehen und grüßen mußt.“

„Dann werde ich aufstehen und grüßen.“

„Und deine Eigenliebe?“

„Ich habe keine.“

„Du hast aber doch irgendwelche Interessen im Leben?“

„Nein. Ich hatte sie und habe sie eben nicht mehr.“

„Das kann nicht sein. Interessen werden nur durch neue Interessen verdrängt. Wie kommt es, daß du allein sie verloren hast? Es wäre etwas zu früh für dich. Du bist noch nicht dreißig.“

Alexander zuckte mit den Achseln.

Peter Iwanitsch hatte keine Lust, dieses Gespräch fortzusetzen. Er nannte das alles: Launen. Aber er wußte, daß er zu Hause den Fragen seiner Frau nicht entgehen wird und fuhr unlustig fort:

„Du solltest dich zu zerstreuen suchen," sagte er, „in Gesellschaft gehen, lesen."

„Ich mag nicht."

„Man spricht ja schon von dir — man deutet an, du seiest vor Liebe ... ein bißchen im Kopf gestört und daß du allerhand treibst, mit Sonderlingen Umgang pflegst! Ich würde schon allein deswegen in Gesellschaft mich zeigen, um diese Gerüchte zum Schweigen zu bringen."

„Laß sie reden, was sie wollen."

„Höre, Alexander, Scherz beiseite. Das sind nur Kleinigkeiten. Du magst zu deinem Direktor gehen oder nicht, Gesellschaften besuchen oder nicht — das ist nicht die Hauptsache. Aber bedenke, daß du, wie jeder andere vorwärtskommen mußt. Denkst du auch manchmal daran?"

„Gewiß denk' ich. Aber ich habe meine Karriere schon vollendet."

„Wie meinst du das?"

„Ich habe mir einen Kreis umrissen, in dem ich mich bewege und will aus diesem Kreise nicht hinaus. Hier bin ich mein eigener Herr: das ist meine Karriere."

„Das ist Trägheit."

„Möglich."

„Du hast kein Recht auf dem Sofa zu liegen, du mußt arbeiten, solange du Kräfte hast. Ist denn deine Arbeit schon getan?"

„Ich tue meine Arbeit. Niemand kann mir Trägheit vorwerfen. Vormittags bin ich im Amt, und noch darüber zu arbeiten, das wäre Luxus, selbstauferlegte Pflicht. Wozu soll ich mich anstrengen?"

„Alle strengen sich aus irgendeinem Grunde an: der eine, weil er es für seine Pflicht und Schuldigkeit hält zu arbeiten, soweit die Kräfte reichen, der andere des Geldes

wegen, der dritte wegen der Ehrungen ... Was bist du für eine Ausnahme?"

„Ehrungen! Geld! besonders Geld! Wozu ist das? Ich bin satt, angezogen: dafür reicht es."

„Du bist jetzt auch schlecht angezogen", bemerkte der Onkel. „Brauchst du sonst nichts mehr?"

„Nichts."

„Und der Luxus der geistigen und seelischen Genüsse, und die Kunst? ..." fragte Peter Iwanitsch, den Ton Alexanders nachahmend. „Du kannst vorwärtskommen. Deine Bestimmung liegt höher. Deine Pflicht ruft dich zur edlen Tätigkeit ... Und das Streben nach dem Höheren hast du vergessen?"

„Geschenkt, geschenkt!" sagte Alexander beunruhigt. „Auch Sie haben angefangen ‚wild' zu reden. Das ist doch sonst nicht Ihre Art gewesen. Ist es etwa mir zuliebe? Vergebliche Mühe! Ich habe nach Höherem gestrebt — Sie wissen es! Was ist dabei herausgekommen?"

„Ich weiß, daß du erst gleich Minister werden wolltest und dann Schriftsteller. Und als du sahst, daß zum hohen Beruf ein langer beschwerlicher Weg führt und daß zum Schriftsteller Talent gehört, bist du umgekehrt. Es kommen viele dieser Sorte hierher, die vor höchsten Anschauungen die Arbeit vor ihrer Nase nicht sehen, und wenn sie ein Konzept aufsetzen sollen, dann ... Ich spreche nicht von dir: du hast bewiesen, daß du arbeiten und mit der Zeit auch etwas werden kannst. Aber es ist dir langweilig geworden, zu warten. Wir wollen alles zu rasch erreichen, und wenn es uns nicht gelingt, werden wir kopfhängerisch."

„Aber ich will nicht höher streben! Ich will so bleiben, wie ich bin. Habe ich denn kein Recht, mir meine Beschäftigung

zu wählen? Ob sie unter meinen Fähigkeiten bleibt oder nicht — was liegt daran? Wenn ich gewissenhaft meine Arbeit tue, erfülle ich meine Pflicht. Mag man mir Unfähigkeit zu Höherem vorwerfen, das würde mich gar nicht kränken, auch wenn es wahr wäre. Sie pflegten doch selbst zu sagen, daß in einem bescheidenen Los Poesie sein kann, und jetzt werfen Sie mir vor, daß ich das Bescheidenste erwählt habe. Wer kann mir verbieten, einige Stufen herabzusteigen und mich auf die zu stellen, die mir gefällt! Ich brauche keine höhere Bestimmung, ich will nicht, verstehen Sie?"

„Ich höre, ich bin nicht taub! Doch sind es nur klägliche Sophismen."

„Tut nichts. Ich habe meinen Platz eben gefunden und da will ich auch mein Lebelang bleiben. Ich habe einfache, unverbildete Menschen gefunden — tut nichts, daß ihr Geist beschränkt ist — ich spiele Dame und angle mit ihnen. Herrlich! Mag ich nach Ihrer Meinung dafür bestraft werden, dadurch, daß mir Gratifikationen, Geld, Ehren, Bedeutung, alles was Ihnen schmeichelt, entgehen. Ich verzichte darauf."

„Du stellst dich nur ruhig und gleichgültig, Alexander, aber deine Worte triefen von Bitterkeit. Du sprichst nicht Worte, sondern Tränen. Es ist viel Galle in dir. Du weißt nicht, über wem du sie ausschütten sollst, weil du selbst schuldig bist."

„Meinetwegen", sagte Alexander.

„Was willst du eigentlich? Der Mensch muß ja etwas wollen!"

„Ich will in meiner unscheinbaren Sphäre in Ruhe gelassen sein, will mit nichts bemüht werden."

„Nennst du das: Leben?"

„Meiner Meinung nach ist das Leben, das Sie führen, kein Leben, folglich habe ich recht."

„Du möchtest das Leben nach deinem Sinn ändern. Ich kann mir denken, wie schön es wäre! In deiner Welt, denk' ich, würden unter Rosen lauter Liebes- und Freundespaare lustwandeln."

Alexander schwieg.

Peter Iwanitsch sah ihn schweigend an. Er war mager geworden. Die Augen waren eingefallen, auf Wangen und Stirn hatten sich frühzeitig Runzeln gebildet. Der Onkel erschrak. Er glaubte wenig an seelische Leiden, fürchtete aber, daß unter dieser Niedergeschlagenheit sich eine physische Krankheit verberge. „Der Bursche wird am Ende verrückt," dachte er, „dann setz dich mal mit der Mutter auseinander! Das kann eine schöne Korrespondenz werden! Sie kommt womöglich noch hier angereist."

„Du bist ein Enttäuschter, wie ich sehe", sagte er. „Wie stellt man es nur an," dachte er, „um ihn zu seiner Lieblingsidee zurückzubringen? Versuchen wir es mit Verstellung . . ."

„Höre, Alexander," sagte er, „du läßt dich zu sehr gehen. Schüttle diese Apathie von dir ab. Es ist schlimm. Und weshalb das alles? Dir ist es vielleicht zu nahe gegangen, daß ich manchmal geringschätzig über Liebe und Freundschaft geurteilt habe. Ich habe es ja nur im Scherz getan, mehr um deine Begeisterung zu dämpfen, die in unserem positiven Zeitalter nicht am Platze ist, besonders hier in Petersburg, wo alles nivelliert, Moden sowohl als Leidenschaften, Arbeit, Vergnügungen, wo alles erwogen, erkannt, abgeschätzt und jedem Ding seine Grenze gezogen ist. Wozu soll man da auffällig von der allgemeinen Ordnung abweichen? Denkst du wirklich, daß ich gefühllos bin und

keine Liebe anerkenne? Die Liebe ist ein herrliches Gefühl! Es gibt nichts Heiligeres als den Bund zweier Herzen, oder die Freundschaft zum Beispiel! Ich bin tief überzeugt, daß dieses Gefühl beständig, ja ewig sein muß..."

Alexander lachte.

„Was hast du?" fragte Peter Iwanitsch.

„Wild, wild, lieber Onkel! Befehlen Sie eine Zigarre? Rauchen wir. Fahren Sie fort zu sprechen und ich werde zuhören."

„Aber was ist mit dir?"

„Nichts. Sie wollen mich täuschen, und nannten mich doch manchmal selbst einen nicht dummen Menschen! Sie wollen mit mir wie mit einem Ball spielen — das ist beleidigend. Ich bleibe ja auch nicht ewig der Jüngling. Zu irgend etwas war die Schule doch gut, die ich durchgemacht habe. Wie Sie jetzt schön zu reden verstehen! Als wenn ich keine Augen hätte! Sie haben eine Vorstellung gegeben und ich bin der Zuschauer gewesen."

„Ich scheine der Sache nicht gewachsen," dachte Peter Iwanitsch, „ich muß ihn zu meiner Frau schicken."

„Komm zu uns," sagte er, „meine Frau möchte dich sehen."

„Ich kann nicht."

„Tust du gut daran, sie so zu vernachlässigen?"

„Vielleicht ist es sogar sehr schlecht von mir, aber ich bitte Sie, verzeihen Sie mir und erwarten Sie mich nicht. Lassen Sie einige Zeit verstreichen, ich werde schon kommen."

„Schön. Wie du willst", sagte Peter Iwanitsch. Er machte eine resignierte Bewegung mit der Hand und fuhr nach Hause.

Er sagte der Frau, daß er sich von Alexander lossage, daß

er, Alexander, machen könne was er will. Er hätte alles getan, was in seiner Macht war und jetzt wasche er die Hände.

Alexander hatte sich, nachdem er von Julia geflohen, in den Strudel geräuschvoller Freuden gestürzt, nach den Worten unseres berühmten Dichters:

„Laßt uns dahin gehen, wo die Freude atmet, wo der laute Strudel des Vergnügens braust, wo man Leben und Jugend verschwendet. Am Freudentische unter fröhlichen Spielen, von dem Wahn des Glückes betäubt, will ich mich an kleinliche Träume gewöhnen, und mit dem Schicksal wird der Wein mich aussöhnen. Ich werde die Unruhe des Herzens beschwichtigen, den Gedanken ihre Schwingen nehmen, die Augen nicht gegen den mildstrahlenden Himmel erheben usw."

Es erschien ein Kreis von Freunden und mit ihnen der unvermeidliche Pokal. Die Freunde spiegelten ihre Gesichter in dem schäumenden Naß und in ihren Lackstiefeln. „Fort mit dem Kummer!" riefen sie jubelnd: „fort mit den Sorgen! Laßt uns die Jugend und das Leben verschwenden, vernichten, verbrennen und bis zur Neige auskosten! Hurra!" Die Gläser und Flaschen flogen mit Krach auf den Boden.

Einige Zeit ließen ihn die Freiheit, die lauten Zusammenkünfte, das sorglose Leben Julia und die Sehnsucht vergessen. Aber immer das gleiche Mittagessen im Wirtshaus, dieselben Gesichter mit den trüben Augen, täglich dasselbe dumme betrunkene Gefasel der Kameraden und dazu der ewig verdorbene Magen — nein, nein, das war nichts für ihn! Der zarte Körper Alexanders und seine auf einen elegischen Ton gestimmte Seele ertrugen diese Vergnügungen nicht lange.

Er floh die fröhlichen Spiele am Tisch der Freuden und fand sich in seinem Zimmer allein mit den vergessenen Büchern. Aber das Buch entfiel seiner Hand, die Feder gehorchte der Inspiration nicht. Schiller, Goethe, Byron zeigten ihm die düstre Seite des Lebens, die helle bemerkte er gar nicht mehr — sie paßte nicht in seine Stimmung.

Wie glücklich war er früher einmal in diesem Zimmer! Damals war er nicht allein. Eine schöne Vision stand immer vor ihm und beschirmte ihn während der sorgfältigen Arbeit bei Tag und wachte über seinem Kopfende bei Nacht. In ihm lebten damals nur die Träume, die Zukunft war in eine Wolke gehüllt, aber nicht in eine schwere, die Unwetter, sondern in eine helle, die das Morgenrot verkündet. Hinter der Wolke verbarg sich etwas, wahrscheinlich das Glück... Und jetzt? Nicht nur sein Zimmer war leer für ihn, sondern die ganze Welt, und in ihm selbst war es kalt und grau.

Wenn er das Leben betrachtete, wenn er sein Inneres durchforschte, fand er keinen Traum, keine rosige Hoffnung mehr. Alles war schon hinter ihm. Der Nebel hatte sich gelichtet und vor ihm lag nackt wie die Steppe, die Wirklichkeit. Gott! welch ein unübersehbarer Raum! Welch eine langweilige, trostlose Aussicht! Die Vergangenheit verloren, die Zukunft vernichtet, das Glück nicht vorhanden: — alles eine Chimäre — und dennoch mußte man leben!

Er wußte nicht mehr, was er wollte. Und wie vieles hatte er gewollt!

Sein Kopf war wie umnebelt. Er schlief schlecht, war wie entrückt. Schwere Gedanken zogen in unendlichen Reihen durch seinen Sinn. Er dachte:

„Was könnte mich noch hinreißen? Keine lockenden Hoff-

nungen mehr und auch keine Sorglosigkeit — nein!" Er kannte alles, was ihn noch erwartete. Ruhm, das Streben nach Ehre, was ging ihn das an? Lohnte es sich, wegen irgendwelcher zwanzig, dreißig Jahre, sich wund zu schlagen, wie der Fisch gegen das Eis? Kann es das Herz erwärmen? Ist es der Seele leichter, wenn einige Menschen vor einem tiefe Bücklinge machen und bei sich vielleicht „Hol dich der Teufel" denken!

Liebe? Ja, die kannte er gründlich und hatte bereits die Fähigkeit zu lieben verloren. Und das diensteifrige Gedächtnis brachte ihm, wie zum Trotz, Nadjenka in Erinnerung, aber nicht die unschuldige, treuherzige — an die erinnerte er sich nie — sondern die Verräterin, mit ihrer ganzen Umgebung, mit den Bäumen, dem Gartenweg, den Blumen und mitten drin dieses Schlänglein mit dem wohlbekannten Lächeln, mit der Farbe der Lust und der Scham ... Aber alles das war nicht für ihn, sondern für einen andern! ... Und stöhnend griff er sich ans Herz.

„Freundschaft," dachte er, „eine zweite Dummheit! Alles ist erprobt, es gibt nichts Neues mehr, das Alte kommt nicht wieder, und doch muß man leben!

Er glaubte niemand und an nichts mehr und konnte sich im Genuß nicht vergessen. Er kostete ihn wie ein Mensch, der ohne Appetit ein schmackhaftes Gericht genießt, kalt, mit dem Bewußtsein, daß nach dem Genuß Langeweile eintritt, daß die Leere der Seele nicht ausgefüllt werden kann. Vertraute man dem Gefühl, so trog es, wühlte nur die Seele auf und fügte den früheren nur neue Wunden hinzu! Wenn er Menschen von Liebe zueinander hingerissen sah, lächelte er ironisch und dachte: Wartet nur: der Bestimmung entgeht ihr doch nicht! Den ersten Freuden werden Eifersucht, Friedensschluß, Tränen folgen.

Im Zusammenleben werdet ihr einander tödlich überdrüssig und — trennt ihr euch — doppelt unglücklich werden. Kommt ihr dann wieder zusammen — dann wird es noch schlimmer. Törichte! Dann gibt es endlosen Zank, Eifersucht, zeitweiligen Waffenstillstand und wieder Krieg. Und das alles nennen sie, Schaum auf den Lippen, Tränen der Verzweiflung in den Augen, hartnäckig: Glück. Und eure Freundschaft! selbstlos, wie ein Hund, der sich auf einen Knochen stürzt.

Er fürchtete seine eigenen Wünsche, in dem Bewußtsein, daß im Moment ihrer Erfüllung das Schicksal ihm das Glück aus den Händen entreißen und ihm dafür etwas anbieten würde, was er gar nicht gewünscht; irgendeine Nichtigkeit! Und wenn es schließlich das Begehrte gewähren würde, so würde es einen vorher zerquälen, zermartern, in den eigenen Augen erniedrigen und dann es ihm hinwerfen, wie man einem Hund einen Brocken hinwirft, nachdem man ihn vorher gezwungen hat, zu dem Leckerbissen hinzukriechen, ihn anzusehen, auf der Schnauze zu halten, im Staub zu wälzen und auf den Hinterbeinen zu stehen, und erst dann ihm zuzufassen erlaubt.

Ihn schreckte auch die periodische Flut und Ebbe von Glück und Unglück im Leben. Freuden sah er keine vor sich und das Leid war unvermeidlich. Alle waren den gleichen Gesetzen unterworfen. Jedem, so schien es ihm, sei ein gleiches Maß von Glück und Unglück bestimmt. Für ihn war das Glück vorbei, und was für ein Glück? Wahn, Betrug. Nur das Leid war wirklich und das lag einzig noch vor ihm. Seiner warteten nur noch Krankheiten, Alter, Verluste, vielleicht auch Not... Alle diese Schicksalsschläge, wie die ländliche Tante sie bezeichnete, lauerten auf ihn. Und welcher Trost würde ihm geboten? Der hohe Beruf

des Dichters hatte ihn enttäuscht, jetzt will man ihm eine schwere Last aufbürden und nennt sie Pflicht! Es bleiben die jämmerlichen Güter übrig — Geld, Komfort, Titel — danke! O, wie traurig ist es, das Leben zu zerlegen, zu verstehen, wie es ist und nicht zu begreifen, wozu es ist!
So fing er Grillen und sah keinen Ausweg aus dem Wirbel dieser Zweifel. Die Erfahrungen hatten ihn nur unnütz erdrückt, sie brachten keine Gesundung in sein Leben, reinigten nicht die Luft und gaben kein Licht. Er wußte nicht was zu tun: er wälzte sich auf seinem Sofa, ließ in Gedanken seine Bekannten vorbeiziehen und wurde nur noch trauriger. Der eine zeichnete sich im Dienst aus, genoß Ruf und Ruhm eines bedeutenden Verwaltungsbeamten, der andere hatte eine Familie begründet und zog das stille häusliche Leben ohne Neid und ohne Wünsche den eitlen Gütern vor. Und so der dritte ... alle waren versorgt, alle eingerichtet und gingen ihren klaren erkannten Weg ...
„Nur ich allein ... Was bin ich?"
Er begann sich selbst zu prüfen. Konnte er denn ein Verwaltungsbeamter oder Führer einer Schwadron sein? Konnte er sich mit dem Familienleben begnügen? Und er sah ein, daß ihn dies nicht befriedigen konnte. In ihm regte sich stets der Dämon und flüsterte ihm zu, daß das alles zu klein für ihn sei, daß er höher hinauf müßte ... aber wohin und wie? ... Darüber konnte er sich nicht klar werden. In dem Glauben an seine schriftstellerische Begabung hatte er sich geirrt. „Was ist zu tun, was anzufangen?" fragte er sich und wußte nichts darauf zu erwidern. Und der Verdruß rieb ihn auf: wenn er wenigstens Verwaltungsbeamter oder Eskadronchef werden könnte, aber die Zeit war versäumt, er hätte wieder von neuem anfangen müssen!

Die Verzweiflung preßte ihm Tränen aus den Augen, Tränen des Ärgers, des Neides und der Mißgunst gegen alle — die qualvollsten Tränen. Er bereute es bitterlich, daß er auf die Mutter nicht gehört und aus der Einöde geflohen war.

„Die Mutter hatte mit dem Herzen das kommende Leid geahnt", dachte er. „Dort wäre mein unruhevoller Drang eingeschlafen, einen tiefen ungestörten Schlaf. Dort hätte es diese stürmischen Wallungen eines bewegten Lebens nicht gegeben. Und doch hätte ich auch dort alle menschlichen Gefühle und Leidenschaften erlebt: Eigenliebe, Stolz, Ehrgeiz hätten in den engen Grenzen unseres Kreises mein Herz bewegt und wären befriedigt worden. Ich hätte dort der Erste sein können! Schließlich ist alles relativ! Der Funke himmlischen Feuers, der stärker oder schwächer in uns allen glüht, wäre dort aufgeleuchtet und bald erloschen, oder hätte in der Anhänglichkeit an Frau und Kinder Nahrung gefunden. Das Dasein wäre nicht so vergiftet! Ich hätte stolz meine Bestimmung erfüllt, der Weg des Lebens wäre still, einfach und mir verständlich, meinen Kräften entsprechend, der Lebenskampf leicht... Und die Liebe? Sie hätte üppige Blüten getrieben und mein Leben ausgefüllt. Sophie hätte mich geliebt, ich hätte meinen Glauben nicht verloren, hätte Rosen gepflückt ohne Dornen zu kennen und nicht einmal Eifersucht empfunden aus Mangel an Rivalen! Warum hatte es mich so stark und blind in die Ferne, in den Nebel, in den ungleichen und ungewissen Kampf mit dem Schicksal gelockt? Welche Illusionen hatte ich damals vom Leben und von den Menschen! Ich hätte sie dort in meiner Unwissenheit noch jetzt haben können! Wieviel hatte ich damals vom Leben erwartet und könnte es noch heute, wenn ich es nicht so durchschaut hätte! Welche

Schätze hatte ich damals in meiner Seele entdeckt — wo sind sie hin? Ich hatte sie im Tausch verausgabt, gab mein aufrichtiges Herz, meine erste heilige Leidenschaft hin, und was erhielt ich dafür? Bittre Enttäuschung. Ich erfuhr, daß alles Trug, alles vergänglich ist, daß man sich weder auf die Menschen, noch auf sich selbst verlassen kann und lernte die Menschen und mich selbst nur fürchten. Ich konnte bei dieser Auseinandersetzung die Kleinlichkeit des Lebens nicht wichtig nehmen und mich zufrieden geben, wie mein Onkel und andere es tun ... und jetzt!"

Jetzt wünschte er nur eins: Vergessen, Ruhe, den Schlaf der Seele. Immer mehr erkaltete er dem Leben gegenüber und sah alles mit schläfrigen Augen an. In der Menschenmenge, im Lärm der Gesellschaft fand er nur Langeweile, er floh sie, aber die Langeweile folgte ihm nach.

Er wunderte sich, daß die Menschen froh sein, ununterbrochen sich mit etwas befassen und jeden Tag von neuen Interessen bewegt werden konnten. Es schien ihm seltsam, daß nicht alle schläfrig herumgingen, wie er, nicht weinten und statt vom Wetter nicht von ihrem Gram und ihren Leiden sprachen. Sie aber sprachen, wenn sie es taten, nur von ihren körperlichen Schmerzen: von dem Schmerz in den Beinen oder sonst wo, vom Rheumatismus, Hämorrhoiden. Der Körper allein machte ihnen Sorge, an die Seele dachten sie gar nicht! Öde, nichtige Geschöpfe! dachte er und verfiel in tiefes Brüten. Aber ihrer sind so viele, sagte er sich dann mit einiger Unruhe: und ich bin allein. Sind sie wirklich alle leer und im Unrecht? Und ich?

Da schien es ihm, daß er selbst vielleicht im Unrecht wäre und das machte ihn noch unglücklicher.

Mit den alten Bekannten kam er nicht mehr zusammen.

Die Annäherung eines neuen Menschen wirkte wie ein kalter Guß auf ihn. Nach dem letzten Gespräch mit dem Onkel versank er noch tiefer in seinen apathischen Zustand. Seine Seele versank vollständig in Schlaf. Er ergab sich einer steinernen Gleichgültigkeit, lebte müßig und ging allem, was an die Gesellschaft erinnerte, hartnäckig aus dem Wege.

Es ist einerlei wie man lebt, wenn man nichts weiter will, als zu Ende leben, sagte er sich. Es steht jedem frei, das Leben so aufzufassen, wie es ihm paßt. Wenn man tot ist, ist alles aus.

Er suchte am liebsten die Gesellschaft von galligen boshaften Menschen mit verhärteten Herzen auf und fühlte sich erleichtert, wenn er ihre bissigen Spötteleien über das Schicksal anhörte, oder er verbrachte die Zeit mit an Bildung und Erziehung unter ihm stehenden Menschen, am meisten mit dem alten Kostjakow, mit dem Sajesschalow in jenem famosen Brief Peter Iwanitsch bekannt machen wollte.

Kostjakow wohnte im Peskiviertel und trug auf der Straße eine lackierte Schirmmütze und einen Schlafrock, der mit einem Taschentuch gegürtet war. Am Abend spielte er mit seiner Köchin Karten. Wenn irgendwo Feuer ausbrach, so erschien er als erster und ging als letzter fort. Kam er an einer Kirche vorbei, in der eine Leiche eingesegnet wurde, so drängte er sich durch die Menge, um dem Toten ins Gesicht zu sehen und gab ihm dann bis zum Kirchhof das Geleit. Er war überhaupt ein leidenschaftlicher Liebhaber aller Zeremonien, fröhlicher und trauriger, liebte es auch, bei allen außerordentlichen Begebenheiten dabei zu sein, wie bei Raufereien, Unglücksfällen, Deckeneinstürzen und dergleichen, und die Berichte darüber

in den Zeitungen las er mit besonderem Genuß. Außerdem las er auch medizinische Bücher: „um zu wissen," pflegte er zu sagen, „was im Menschen ist." Im Winter spielte Alexander Dame mit ihm und im Sommer angelten sie. Der Alte schwatzte über alles mögliche. Wenn sie durchs Feld gingen, redete er vom Getreide, von der Ernte, am Flußufer von Fischen, von der Schiffahrt; auf der Straße machte er Bemerkungen über die Häuser, deren Bau, Materialien und Einkünfte ...: das Abstrakte interessierte ihn nicht.

Das Leben hielt er für eine gute Sache, wenn man Geld hatte und umgekehrt für eine schlechte, wenn man keins hatte. Ein solcher Mensch war Alexander bequem und regte ihn nicht auf.

Alexander war, wie ein Eremit um das Abtöten des Fleisches, um das Vernichten seines geistigen Wesens fleißig bemüht. Im Dienst war er schweigsam, bei der Begegnung mit Bekannten machte er sich mit wenigen Worten los, indem er sich wegen Eile entschuldigte. Dafür aber sah er seinen Freund Kostjakow täglich. Entweder saß der Alte den ganzen Tag bei ihm, oder er lud Adujew zu sich ein. Er hatte Alexander schon beigebracht, Schnapsaufgüsse und Fischsalat zu bereiten. Dann gingen sie zusammen in ein nahgelegenes Dorf oder ins Feld. Kostjakow hatte überall Bekannte. Mit den Bauern räsonierte er über ihr Leben, mit den Weibern scherzte er, und er war in der Tat der sonderbare Spaßvogel, wie Sajesschalow ihn geschildert. Alexander überließ ihm zumeist das Gespräch und schwieg selbst.

Schon hörten die Gedanken aus der verlassenen Welt allmählich auf, ihn heimzusuchen und in seinem Kopf zu rumoren. Und, da sie in der neuen Umgebung weder

Echo noch Widerspruch fanden, starben sie aus, ohne sich zu vermehren. In seiner Seele war es wüst, wie in einem verwilderten Garten. Es fehlte ihm nicht viel bis zur vollständigen Erstarrung. Noch kurze Zeit und es wäre mit ihm zu Ende gewesen. Da geschah folgendes.

Eines Tages angelte Alexander mit Kostjakow. Kostjakow in einem kurzen Sommerrock und einer Ledermütze, hatte auf dem Ufer eine Reihe von Angelruten verschiedener Größe, manche mit Korken, andere mit Schwimmhölzchen, alle aber mit Glöcklein und Schellen versehen, aufgestellt, rauchte eine kurze Pfeife und überwachte unbeweglich, ohne mit den Wimpern zu zucken, außer dieser Batterie von Angelruten auch noch die Adujews, welcher an einen Baum gelehnt, nach einer anderen Richtung sah. Lange schwiegen sie.

„Sehen Sie, Alexander Fedoritsch, bei Ihnen beißt es an", flüsterte Kostjakow.

Alexander sah auf das Wasser und wandte sich ab.

„Nein, es schien Ihnen nur so durch die Kräuselung des Wassers", sagte er.

„Sehen Sie doch, sehen Sie doch!" schrie Kostjakow, „es beißt an, bei Gott, es beißt an! Ei, ei, ziehen Sie! — Halt!"

Das Schwimmhölzchen war wirklich im Wasser untergetaucht, die Angelschnur folgte ihm rasch und die am Strauch befestigte Rute gab nach. Alexander ergriff die Rute, dann die Schnur.

„Leiser, leiser ... nicht so ... was ist mit Ihnen?" schrie Kostjakow, die Angelschnur geschickt auffangend. „Wie schwer! Ziehen Sie nicht! Führen Sie langsam, sonst reißt es. So, so, rechts, jetzt links hierher ans Ufer! Treten Sie etwas zurück! Weiter! Jetzt ziehen Sie auf einmal, so, so ..."

Auf der Wasseroberfläche erschien ein Riesenhecht. Die silbrigen Schuppen blitzten auf, er rollte sich zusammen, schlug mit dem Schwanz rechts und links und bespritzte die beiden. Kostjakow wurde blaß.

„Welch ein Hecht!" schrie er fast erschrocken, beugte sich übers Wasser, stolperte, fiel über seine Angelruten und bemühte sich mit beiden Händen den auf der Wasserfläche sich windenden Hecht zu fassen. „Nun ans Ufer mit ihm, ans Ufer! Dorthin, weiter! Dort wird er schon unser sein, wie er sich auch winden mag! Sieh, wie er gleitet, wie der Teufel! Welch ein Hecht!"

„Ach!" wiederholte jemand hinter ihnen.

Alexander wandte sich um. Zwei Schritte von ihm entfernt stand ein alter Mann und neben ihm, seinen Arm umfassend, ein schönes, schlankes, junges Mädchen mit bloßem Kopf und einem Sonnenschirm in der Hand. Ihre Augenbrauen waren leicht zusammengezogen. Sie neigte sich etwas nach vorn und folgte sehr interessiert jeder Bewegung Kostjakows, ohne Alexander zu bemerken. Adujew wurde von dieser unerwarteten Erscheinung verwirrt. Die Rute entfiel ihm, und der Hecht tauchte ins Wasser, schwenkte graziös mit dem Schwanz, verschwand in die Tiefe und zog die Angelschnur nach sich. Alles das geschah in einem Augenblick.

„Was fällt Ihnen ein, Alexander Fedoritsch!" schrie Kostjakow wie besessen und versuchte die Schnur noch zu erfassen. Er riß an ihr und zog bloß ein Stück heraus, aber ohne das Häkchen und ohne den Hecht. Ganz bleich wandte er sich mit dem Rest der Angelschnur in der Hand zu Alexander und sah ihn eine Minute lang wütend an, dann spuckte er aus.

„Nie wieder gehe ich mit Ihnen angeln, sonst soll ich ver-

flucht sein!“ rief er und entfernte sich zu seinen Angelruten.
Währenddem bemerkte das Mädchen, daß Alexander sie betrachtete, wurde rot und trat zurück. Der Alte, offenbar ihr Vater, grüßte Adujew. Dieser erwiderte den Gruß, warf die Angel hin und setzte sich einige Schritte entfernt auf eine Bank unter einem Baum.
„Auch hier keine Ruhe!“ dachte er. „Kommt da irgendein Ödipus mit seiner Antigone daher! Wieder eine Frau! Man kann sich nirgends vor ihnen flüchten. Mein Gott! Welche Unmenge! —
„Ach, Ihr seid mir schöne Fischer“, sprach inzwischen Kostjakow, während er seine Angeln in Ordnung brachte und von Zeit zu Zeit wütende Blicke auf Alexander warf. „Was soll Euch das Angeln? Fangt doch lieber Mäuse zu Hause auf dem Sofa, nicht Fische! Ein schöner Angler, dem der Fisch aus der Hand entschlüpft, ja aus dem Munde fast! Ein Wunder übrigens, daß er Euch nicht auch vom Teller entwischt!“
„Beißt der Fisch an?“ fragte der Alte.
„Ja, sehen Sie,“ erwiderte Kostjakow, „hier auf meine sechs Angeln hat nicht einmal ein garstiger Kaulbarsch angebissen und dort kam auf die einzige Angel mit einem ganz gewöhnlichen Schwimmhölzchen ein Riesenhecht von zehn Pfund vielleicht — und den haben wir entwischen lassen! Man sagt, der Hase läuft dem Jäger zu, warum nicht gar! Hätte er sich bei mir losgerissen, ich hätte ihn noch aus dem Wasser geholt. Und hier läuft ihm der Hecht schon unter die Zähne und wir schlafen... Und das nennt sich noch Fischer! Was es alles für Fischer gibt! Handelt ein Fischer so? Was ein richtiger Angler ist, darf nicht mit der Wimper zucken, wenn

auch eine Kanone neben ihm losgeht. — Laßt doch das Angeln!“

Das Mädchen konnte inzwischen feststellen, daß Alexander ein ganz anders gearteter Mensch war, als Kostjakow. Auch seine Kleidung war anders als die Kostjakows, ebenso wie Gestalt, Alter, Manier und sein ganzes Wesen. Sie hatte rasch die Zeichen guter Erziehung und auf seinem Gesicht Gedanken erkannt. Auch der Schatten von Traurigkeit entging ihr nicht.

Warum ist er weggelaufen? dachte sie. Seltsam, ich bin doch nicht so, daß man vor mir wegläuft!

Sie richtete sich stolz auf, senkte die Wimpern, dann erhob sie sie und sah Alexander ungnädig an.

Es verdroß sie. Sie ärgerte sich. Sie zog den Vater mit sich und ging majestätisch an Adujew vorbei. Der Alte grüßte Alexander noch einmal, die Tochter aber würdigte ihn nicht einmal eines Blickes.

Er soll merken, daß man sich gar nicht für ihn interessiert, dachte sie und sah verstohlen hin, ob Adujew ihr mit den Augen folgte.

Alexander sah zwar nicht auf, nahm aber unwillkürlich eine interessante Stellung ein.

Er sieht einen nicht einmal an! dachte das Mädchen. Welche Frechheit!

Kostjakow schleppte am nächsten Tag Alexander doch wieder zum Fischen mit und lud, nach seinen eigenen Worten, den Fluch von gestern auf sich.

Zwei Tage wurde ihre Einsamkeit durch nichts gestört. Alexander sah sich anfangs etwas ängstlich um, beruhigte sich aber, als er nichts bemerkte. Am zweiten Tag zog er einen großen Barsch heraus, was Kostjakow halb mit ihm versöhnte.

„Aber doch kein Hecht!" sagte er mit einem Seufzer. „Das Glück war in den Händen und Sie verstanden es nicht, zuzufassen. Das kommt nicht wieder. Und bei mir ist auch nichts los!"

„Lassen Sie doch Ihre Glöcklein läuten," sagte ein Bauer, der im Vorübergehen stehengeblieben war und den Anglern zusah, „vielleicht kommt der Fisch zum Gottesdienst."

Kostjakow sah ihn erbost an.

„Schweig, du ungebildeter Mensch! Du Bauer!" Der Bauer ging fort.

„Du Klotz!" rief ihm Kostjakow nach. „Vieh bleibt Vieh! Spaße du mit deinesgleichen, Verfluchter! Rindvieh, sage ich, du Bauer, du!"

Man hüte sich, den Jäger im Augenblick des Mißlingens zu reizen!

Am dritten Tag, als sie wieder schweigend angelten, den Blick unbeirrt auf das Wasser gerichtet, ließ sich hinter ihnen ein Geräusch vernehmen. Alexander wandte sich um und fuhr zusammen, als hätte ihn eine Mücke gestochen, nicht mehr und nicht minder. Der Alte und das Mädchen waren wieder da.

Adujew sah sie von der Seite an und erwiderte ihren Gruß kaum, schien aber den Besuch erwartet zu haben. Er war sonst beim Angeln sehr nachlässig gekleidet, heute aber hatte er einen neuen Mantel angezogen, ein hellblaues Halstuch kokett umgebunden, die Haare geordnet, sogar ein wenig gebrannt und sah dem Bilde eines idyllischen Anglers ähnlich. Nachdem er eine Weile gewartet, ging er weg und setzte sich wieder unter den Baum.

— Cela passe toute permission! — dachte Antigone, vor Zorn errötend.

„Verzeihen Sie," sagte Ödipus zu Adujew, „stören wir vielleicht?"
„Nein," antwortete Adujew, „ich bin nur müde."
„Beißt es an?" fragte der Alte Kostjakow.
„Wie wäre es möglich, wenn man dicht daneben spricht", antwortete dieser ärgerlich. „Da ist so ein Teufel vorbeigegangen und hat geschwatzt. Seitdem beißt nichts an. Sie scheinen hier in der Nähe zu wohnen?" fragte er den alten Ödipus.
„Das dort ist unser Sommerhäuschen, das mit dem Balkon", erwiderte er.
„Was bezahlen Sie?"
„Fünfhundert Rubel für den Sommer."
„Das Häuschen scheint gut zu sein, solid und viele Anbauten im Hof. Es wird dem Besitzer an die dreißig Tausend gekostet haben."
„Ja, so ungefähr."
„So, so. Ist das Ihr Töchterchen?"
„Ja."
„So, so. Ein hübsches Fräulein! Sind Sie auf dem Spaziergang?"
„Ja. Auf dem Lande leben, heißt spazierengehen."
„Gewiß, gewiß, wie sollte man nicht spazierengehen? Das Wetter ist schön, nicht so wie in der vorigen Woche. Was war das für ein Wetter! Ja, ja, Gott bewahre uns! Ich denke, die Wintersaat hat tüchtig was abbekommen."
„Mit Gottes Hilfe wird sie sich erholen."
„Gott geb's!"
„So geht es heute bei Euch nicht gut?"
„Ich habe nichts gefangen, aber der Herr da. Sehen Sie . . ."
Er zeigte auf den Barsch.

„Ich muß schon sagen, der Herr hat ein seltenes Glück. Schade nur, daß er sich nichts daraus macht. Bei dem Glück würde ich nicht mit leeren Händen nach Hause gehen. Einen solchen Hecht entwischen zu lassen!"

Er seufzte.

Antigone wurde aufmerksamer, aber Kostjakow sprach nicht weiter.

Das Erscheinen des Alten mit der Tochter wiederholte sich nun häufiger. Auch Adujew befand sie jetzt seiner Aufmerksamkeit wert. Manchmal wechselte er einige Worte mit dem Alten, mit der Tochter aber sprach er immer noch nicht. Erst verdroß, dann kränkte es sie, schließlich wurde sie darüber traurig. Hätte Adujew aber mit ihr gesprochen oder ihr sonst seine Aufmerksamkeit zugewandt, so würde sie ihn bald wieder vergessen haben. Das menschliche Herz lebt eben nur vom Widerspruch und scheint nicht zu existieren, wenn es keinen findet.

Antigone brütete erst über einem fürchterlichen Racheplan, gab ihn aber allmählich auf.

Als der Alte mit der Tochter wieder einmal an unsere Fischer herantrat, stand Alexander nach einer Weile auf, setzte sich wie gewöhnlich auf seinen Platz und begann unwillkürlich Vater und Tochter etwas näher zu betrachten.

Sie standen ihm seitwärts zugewandt. Am Vater fand er nichts Besonderes. Eine weiße Jacke, Beinkleider aus Nanking und ein flacher Hut mit breiten Rändern, die mit grünem Plüsch gefüttert waren. Um so interessanter aber war die Tochter! Wie graziös stützte sie sich auf den Arm des Alten! Der Wind wehte ihr manchmal eine Locke aus dem Gesicht, um, wie absichtlich, Alexander das herrliche Profil zu zeigen, hob den seidenen Umhang in die Höhe, um die schlanke Taille, oder spielte mit ihrem Rock,

um ihr kleines Füßchen sehen zu lassen. So stand sie da und sah versonnen auf das Wasser.
Alexander konnte lange die Augen nicht von ihr abwenden und fühlte einen Schauer seinen Körper überlaufen. Dann wandte er sich von der Versuchung ab und begann mit einer Rute die Blumen zu köpfen.
Ach, ich kenne das schon! dachte er, laß nur der Sache freien Lauf, so geht es wieder los, und die Liebe ist fertig! Dumm! Der Onkel hat recht. Nein, vom tierischen Gefühl allein laß ich mich nicht hinreißen. So tief erniedrige ich mich nicht.
„Darf ich ein bißchen angeln?" fragte das Mädchen schüchtern Kostjakow.
„Gewiß, meine Gnädige, warum denn nicht?" erwiderte dieser und reichte ihr Adujews Angel.
„Da haben Sie also einen Kameraden", sagte der Vater zu Kostjakow, und die Tochter zurücklassend, setzte er am Ufer entlang seinen Spaziergang fort.
„Sieh zu, Lisa, daß du uns etwas zum Abendessen fängst", rief er zurück.
Einige Minuten dauerte das Schweigen.
„Warum ist denn Ihr Kamerad so düster?" fragte Lisa leise Kostjakow.
„Er ist bei der Beförderung dreimal übergangen worden, meine Gnädige."
„Wie?" fragte sie, die Augenbrauen leicht zusammenziehend.
„Zum drittenmal nämlich, läßt man ihn stehen."
Sie schüttelte den Kopf.
„Nein, es kann nicht sein," dachte sie, „das ist es nicht!"
„Sie glauben mir nicht? Ich schwöre! Und den Hecht hat er damals auch nur deshalb losgelassen."

Nein, das ist es nicht! dachte sie schon mit mehr Sicherheit, ich weiß, warum er den Hecht losgelassen hat!
„Ach!" rief sie plötzlich, „sehen Sie, es rührt sich was, es rührt sich!"
Sie riß an der Angelschnur, zog aber nichts heraus.
„Er hat sich losgerissen!" sagte Kostjakow, die Angel betrachtend. „Sieh doch, wie er das Würmchen weggeschnappt hat! Es war gewiß ein großer Barsch! Aber Sie verstehen es eben nicht, meine Gnädige, Sie ließen ihn nicht richtig anbeißen."
„Muß man das auch können?"
„Wie alles", sagte Alexander unwillkürlich.
Sie errötete und wandte sich lebhaft um, wobei ihr die Angel ins Wasser fiel. Aber Alexander sah schon nach der anderen Seite.
„Wie ist dieses Können zu erreichen?" fragte sie mit leisem Zittern in der Stimme.
„Durch viel Übung", antwortete Alexander.
„Ach so!" dachte sie mit vor Freude stockendem Atem, das heißt, daß ich öfter hierherkomme. Schön! Ich werde kommen und Sie, wilden Mann, für alle Ihre Frechheiten tüchtig quälen.
So übersetzte sich ihre Eitelkeit Alexanders Antwort, er aber sprach an diesem Tage nichts mehr.
Sie wird sich noch Gott weiß was einbilden! dachte er, wird sich zieren, kokettieren ... Dumm!
Seitdem wiederholten sich die Besuche des Alten und des Mädchens täglich. Manchmal kam Lisa ohne den Alten mit ihrer Wärterin. Sie brachte dann eine Arbeit oder ein Buch mit, setzte sich unter den Baum und benahm sich Alexander gegenüber völlig gleichgültig.
Sie dachte damit seine Eigenliebe zu verletzen, oder ihn

ein bißchen zu quälen, wie sie es nannte. Sie sprach laut mit der Wärterin, vom Haus, von der Wirtschaft, um zu zeigen, daß sie Adujew nicht beachtete. Und er sah sie manchmal in der Tat gar nicht, oder grüßte sie nur kurz, wenn er sie sah — sprach aber kein Wort.

Als sie sah, daß dieses gewöhnliche Manöver nicht glücken wollte, änderte sie den Plan der Attacke und versuchte gelegentlich ein Gespräch mit ihm anzufangen. Manchmal nahm sie auch seine Angel. Alexander wurde allmählich gesprächiger, blieb aber sehr vorsichtig und ließ keine Vertraulichkeit aufkommen. Ob es seinerseits Berechnung war, oder waren die alten Wunden noch nicht geheilt, wie er zu sagen pflegte, jedenfalls verhielt er sich ziemlich kalt zu ihr und war es auch im Gespräch.

Einmal ließ der Alte einen Samowar herausbringen und Lisa schenkte Tee ein. Alexander aber lehnte mit der Begründung, daß er am Abend keinen Tee trinke, hartnäckig ab.

Dieses Teetrinken führt nur zu Annäherungen ... ich will nicht! dachte er.

„Wieso?“ sagte Kostjakow. „Sie haben ja gestern vier Glas getrunken!“

„Ich trinke nicht im Freien“, beeilte sich Alexander zu erklären.

„Schade,“ sagte Kostjakow, „der Tee ist ausgezeichnet, richtiger Blumentee! Kostet sicher fünfzehn Rubel. Ich bitte noch um ein Glas, auch etwas Rum wäre nicht schlecht.“

Man brachte auch Rum.

Der Alte lud Alexander zu sich ein, was dieser mit Entschiedenheit ablehnte. Lisa schmollte, als sie die Absage hörte. Sie begann nach dem Grund seiner Menschenscheu zu forschen. Aber wie schlau sie auch das Gespräch auf

diesen Gegenstand zu bringen suchte, Alexander wich ihr noch schlauer aus.

Dieses geheimnisvolle Wesen reizte ihre Neugier — und vielleicht noch ein anderes Gefühl — nur noch mehr. Auf ihrem Gesicht, das bis jetzt klar wie der sommerliche Himmel war, erschien ein Wölkchen der Unruhe und der Nachdenklichkeit.

Oft heftete sie einen traurigen Blick auf Alexander und senkte ihn zu Boden, offenbar dachte sie bei sich: „Sie sind unglücklich, vielleicht betrogen ... O, wie glücklich könnte ich Sie machen! Wie würde ich Sie behüten und lieben! Gegen das Schicksal selbst wollte ich Sie schützen ... ich ..."

So denkt der größte Teil der Frauen, und betrügt meist doch alle, die dem Sirenengesang trauen. Alexander schien nichts zu bemerken. Er sprach mit ihr, wie er etwa mit einem Kameraden oder mit dem Onkel gesprochen hätte. Kein Schatten jener Zärtlichkeit, die unwillkürlich in die Freundschaft zwischen Mann und Weib sich hineinstiehlt und diese Beziehungen der Freundschaft so unähnlich macht. Drum sagt man auch, daß es zwischen Mann und Weib keine Freundschaft geben kann, und was zwischen ihnen Freundschaft genannt wird, entweder ein Anfang oder ein Rest von Liebe sei. Wenn man aber das Betragen Adujews gegen Lisa sah, konnte man wohl glauben, daß es eine solche Freundschaft gebe.

Nur einmal geschah es, daß er ihr zum Teil seine Gedankenwelt eröffnete oder eröffnen wollte. Er nahm von der Bank ein von ihr mitgebrachtes Buch und schlug es auf: es war „Child Harold" in einer französischen Übersetzung. Alexander schüttelte den Kopf, seufzte und legte das Buch schweigend zurück.

„Gefällt Ihnen Byron nicht? Sind Sie gegen Byron?" fragte sie. „Ein so großer Dichter, und gefällt Ihnen nicht!"
„Ich sagte nichts, und Sie fallen über mich her."
„Warum schütteln Sie den Kopf?"
„So — ich bedaure, daß Ihnen dieses Buch in die Hände fiel."
„Wen bedauern Sie, mich oder das Buch?"
Alexander schwieg.
„Warum sollte ich denn nicht Byron lesen?" fragte sie.
„Aus zwei Gründen", sagte Alexander nach kurzem Schweigen.
Er legte seine Hand auf die ihre, sei es der größeren Überzeugungskraft wegen, oder weil sie eine so weiße, weiche Hand hatte — und während seine Blicke von den Locken zu Hals und Oberkörper an ihr hinabglitten, erhob sich allmählich seine Stimme.
„Erstens," sprach er, „weil Sie Byron französisch lesen, und folglich die Schönheit und Macht der Sprache des Dichters für Sie verlorengeht. Sehen Sie, was für eine matte, farblose, klägliche Sprache dies ist! Das ist bloß Staub vom großen Dichter, seine Ideen sind verwässert. Zweitens würde ich Ihnen nicht raten, Byron zu lesen, weil ... er vielleicht in Ihrer Seele Saiten erwecken wird, die ohne ihn ewig stumm blieben ..."
Hier drückte er fest und bedeutungsvoll ihre Hand, als wollte er damit seinen Worten mehr Nachdruck verleihen.
„Wozu brauchen Sie Byron zu lesen?" fuhr er fort, „vielleicht wird Ihr Leben leise dahinfließen, wie dieser Bach. Sehen Sie, wie klein, wie seicht er ist. Er spiegelt weder den ganzen Himmel in sich wieder, noch die Wolken. An

seinen Ufern gibt es weder Felsen, noch Schluchten, er fließt sanft dahin, kaum daß leichte Wellen seine Oberfläche kräuseln. Er spiegelt nur das Grün seiner Ufer, das Stückchen Himmel und die kleinen Wölkchen über sich. So würde wahrscheinlich Ihr Leben dahinfließen, und Sie suchen überflüssige Aufregungen, Stürme, Sie wollen das Leben und die Menschen durch ein düstres Glas sehen ... Lassen Sie das, lesen Sie ihn nicht! Schauen Sie auf alles mit einem Lächeln, sehen Sie nicht in die Ferne, leben Sie einen Tag nach dem anderen, suchen Sie die dunkle Seite des Lebens nicht, sonst ..."

„Sonst?"

„Nichts," sagte Alexander, wie sich besinnend.

„Nein, sagen Sie es mir. Sie haben gewiß etwas Schweres erlebt?"

„Wo ist meine Angel? Erlauben Sie, ich muß jetzt gehen."

Er schien beunruhigt, daß er sich so unvorsichtig ausgelassen hatte.

„Nein, noch ein Wort," sagte Lisa, „der Dichter soll doch Mitfühlen erwecken. Byron ist ein großer Dichter, warum wollen Sie nicht, daß ich mit ihm fühle? Bin ich denn so dumm, so nichtig, daß ich ihn nicht verstehen kann?"

Sie war gekränkt.

„Das meinte ich nicht! Fühlen Sie nur mit allem, was Ihrem weiblichen Herzen nahe geht. Suchen Sie das, was zu Ihnen paßt, sonst könnte ein furchtbarer Zwiespalt eintreten ... sowohl im Kopf als im Herzen."

Er schüttelte den Kopf, als wollte er andeuten, daß er selbst das Opfer eines solchen Zwiespaltes sei.

„Der eine zeigt Ihnen eine Blume," fuhr er fort, „lehrt Sie den Genuß ihres Duftes und ihrer Schönheit, und der andere macht Sie nur auf das Gift in ihrem Kelch auf-

merksam, und Schönheit und Duft gehen für Sie verloren! Das Bedauern, daß ein solches Gift vorhanden ist, läßt Sie den Duft vergessen. Es ist ein Unterschied zwischen diesen beiden Menschen und zwischen dem Mitfühlen mit jedem von ihnen. Suchen Sie das Gift nicht, grübeln Sie nicht über die Gründe dessen, was mit uns und um uns geschieht, suchen Sie keine überflüssigen Erfahrungen, sie führen nicht zum Glück."

Er schwieg. Sie hörte ihm vertrauensvoll und nachdenklich zu.

„Sprechen Sie, sprechen Sie ..." sagte sie mit kindlicher Ergebenheit, „ich möchte Ihnen den ganzen Tag zuhören und in allem gehorchen ..."

„Mir?" sagte Alexander kalt, „um Gottes willen! Welches Recht habe ich, über Ihren Willen zu verfügen? Verzeihen Sie vielmehr, daß ich mir erlaubt habe, eine Bemerkung zu machen. Lesen Sie, was Sie wollen. Child Harold ist ein sehr gutes Buch, Byron ein großer Dichter."

„Nein, verstellen Sie sich nicht! Sprechen Sie nicht so. Sagen Sie, was ich lesen soll!"

Mit pedantischer Wichtigkeit schlug er ihr einige historische Bücher und Reisebeschreibungen vor, sie entgegnete, daß sie dessen schon in der Pension überdrüssig geworden wäre. Dann wies er sie auf Walter Scott und Cooper hin, nannte ihr einige französische und englische Schriftsteller und Schriftstellerinnen, auch einige russische Autoren, wobei er bemüht war, wie unabsichtlich seinen literarischen Geschmack und Takt zu zeigen. Dieses Gespräch wiederholte sich nicht mehr.

Alexander wollte fliehen.

„Was sind mir Frauen?" sprach er, „ich kann sie nicht lieben, ich bin tot für sie ..."

„Schon gut!“ erwiderte darauf Kostjakow, „heiraten Sie nur, dann werden Sie sehen! Ich war selbst so, hätte am liebsten mit Mädchen und Weibern nur so gespielt, aber als die richtige Zeit kam, so war es so, als hätte ich einen Keil im Fleisch, als hätte mich jemand mit Gewalt zum Altar gestoßen.“

Aber Alexander floh nicht. In ihm regten sich die früheren Träume. Das Herz schlug im beschleunigterem Takt. Vor seinen Augen schimmerte Lisas Gestalt, ihr Füßchen, oder ihre Locken, und sein Leben erhellte sich etwas. Seit drei Tagen etwa rief Kostjakow nicht mehr ihn, sondern er selbst schleppte Kostjakow zum Angeln.

„Ach, wieder wie früher,“ dachte Alexander, „aber ich bleibe fest!“ Und beeilte sich doch, an den Fluß zu kommen.

Lisa erwartete jedesmal die Ankunft der Freunde mit großer Unruhe. Für Kostjakow war jeden Abend eine Tasse duftenden Tees mit Rum bereit, und vielleicht hatte Lisa dieser List es zu danken, daß sie keinen Abend weg-blieben. Wenn sie sich verspäteten, so ging Lisa mit dem Vater ihnen entgegen. Wenn das schlechte Wetter die Freunde manchmal zu Hause zurückhielt, so wollten am nächsten Tag die Vorwürfe gegen sie und das Wetter kein Ende nehmen.

Alexander überlegte hin und her und entschloß sich für einige Zeit, er wußte selbst nicht aus welchem Grund, seine Ausflüge aufzugeben. Eine ganze Woche lang ging er nicht zum Angeln und auch Kostjakow blieb fort. Aber schließlich gingen sie wieder hin.

Schon eine Werst von der Stelle entfernt, wo sie zu angeln pflegten, trafen sie Lisa mit ihrer Wärterin. Sie schrie auf, als sie sie erblickte, dann wurde sie verlegen und errötete. Adujew grüßte kühl und Kostjakow begann zu scherzen.

„Da sind wir wieder," sagte er. „Sie haben uns nicht erwartet? Ha, ha, ha! — Ich sehe, daß Sie uns nicht erwartet haben: kein Ssamowar! Schon lange haben wir uns nicht gesehen, meine Gnädige. Beißt der Fisch heute an? Es hat mich schon immer hierhergezogen, aber Alexander Fedoritsch war nicht dazu zu kriegen: er sitzt, oder besser, er liegt da nämlich immer im Zimmer herum."

Sie sah Adujew vorwurfsvoll an.

„Was bedeutet das?" fragte sie.

„Was meinen Sie?"

„Sie waren die ganze Woche nicht hier?"

„Ja, es scheint so, ungefähr eine Woche."

„Warum denn?"

„Ich hatte keine Lust."

„Sie hatten keine Lust?" wiederholte sie erstaunt.

„Ja, was ist weiter dabei?"

Sie schwieg und schien zu denken: wie konnten Sie nicht hierherkommen wollen?

„Ich wollte Papa in die Stadt zu Ihnen schicken," sagte sie, „wußte aber nicht, wo Sie wohnen."

„In die Stadt zu mir? Wozu?"

„Eine schöne Frage!" sagte sie gekränkt, „um nachzusehen, ob Ihnen nicht etwas zugestoßen ist, ob Sie gesund sind!"

„Was geht Sie das an?"

„Was es mich angeht? O Gott!"

„Warum o Gott?"

„Warum? Ich habe ... ich habe ja Ihre Bücher." Sie wurde verlegen. „Eine Woche wegzubleiben," wiederholte sie.

„Muß ich denn jeden Tag hier sein?"

„Unbedingt!"

„Warum?"

„Warum, warum!“ sie sah ihn traurig an und wiederholte beständig: „Warum, warum?“
Er sah sie an. Was war das? Tränen, Verlegenheit, Freude und Vorwürfe! Sie sah blaß und etwas mager aus, ihre Augen waren gerötet.
„Ach so! Ist es schon so weit?“ dachte Alexander, „ich habe es nicht so bald erwartet!“ Er lachte laut.
„Warum, fragen Sie? Hören Sie ...“ fuhr sie fort. In ihren Augen leuchtete Entschlossenheit. Offenbar war sie im Begriff, etwas Wichtiges zu sagen, aber in dem Augenblick kam der Vater dazu.
„Auf Wiedersehen morgen!“ sagte sie. „Morgen muß ich mit Ihnen sprechen. Heute kann ich's nicht, mein Herz ist zu voll. Kommen Sie morgen? Ja? Hören Sie, werden Sie uns nicht vergessen? Nicht verlassen?“
Sie lief davon, ohne die Antwort abzuwarten.
Der Vater sah abwechselnd sie und Adujew aufmerksam an und schüttelte den Kopf. Alexander sah ihr nach.
Er schien zu bedauern und über sich selbst ärgerlich zu sein, daß er sie unmerklich in diese Lage gebracht hatte. Das Blut drang ihm zum Kopf und nicht zum Herzen.
„Sie liebt mich,“ dachte Alexander auf dem Wege nach Hause. „Mein Gott, wie langweilig! Wie unsinnig! Jetzt kann man nicht einmal hierherkommen, und gerade hier beißt der Fisch so gut an ... ärgerlich!“
Und doch war er, wie es schien, innerlich nicht unzufrieden, ja er wurde sogar vergnügt und plauderte munter mit Kostjakow.
Die dienstfertige Phantasie malte ihm, wie absichtlich, das Bild Lisas in Lebensgröße, mit den üppigen Schultern, mit der schlanken Taille, und vergaß auch das Füßchen nicht. In ihm regte sich eine seltsame Empfindung. Wieder

überlief ein Schauer seinen Körper, erreichte aber die Seele nicht und erstarb. Er zerlegte diese Empfindung bis auf den Grund.

„Du Tier!" murmelte er für sich, „solch ein Gedanke gärt also in deinem Kopf!... Ah! entblößte Schultern, der Busen, das Füßchen... Das Vertrauen und die Unerfahrenheit mißbrauchen... betrügen, und was dann? Dieselbe Langeweile und vielleicht auch Gewissensbisse! Wozu das alles? Nein! nein! Ich werde es mir nicht erlauben, werde auch sie nicht dahin bringen, daß... Ich bleibe fest! Ich fühle in mir genügend seelische Reinheit und Adel des Herzens... Ich werde nicht in den Schmutz fallen und auch sie nicht mitreißen."

Lisa erwartete ihn den ganzen Tag in heiterer Sehnsucht, aber je später desto unruhiger wurde sie; sie ängstigte sich ohne zu wissen warum, ward traurig und wünschte fast nicht mehr, daß Alexander käme. Als aber die verabredete Stunde herankam und Alexander nicht erschien, verwandelte sich ihre Unruhe in quälende Sehnsucht. Mit dem letzten Sonnenstrahl verschwand jede Hoffnung. Sie weinte.

Am nächsten Tag lebte sie wieder auf, war am Morgen heiter, aber am Abend begann das Herz noch mehr weh zu tun und wollte vor Angst und Hoffnung fast vergehen. Sie kamen nicht.

Ebenso war es am dritten und am vierten Tag. Aber die Hoffnung lockte sie immer wieder ans Ufer; sobald in der Ferne ein Boot erschien, oder am Ufer zwei menschliche Schatten sich zeigten, zitterte sie und wurde unter der Last der freudigen Erwartung fast ohnmächtig. Als sie aber sah, daß im Boot nicht sie, daß die Schatten nicht die ihrigen waren, ließ sie niedergeschlagen den Kopf auf

die Brust sinken und Verzweiflung bemächtigte sich ihrer Seele. Doch bald flüsterte ihr die arglistige Hoffnung wieder einen tröstlichen Grund der Verspätung zu, und das Herz schlug wieder erwartungsvoll. Alexander aber blieb beharrlich aus.

Endlich, als sie wieder einmal halbkrank vor Hoffnungslosigkeit im Herzen auf ihrem Platz unter dem Baum saß, hörte sie ein Geräusch. Sie wandte sich um und erzitterte vor freudigem Schreck. Vor ihr stand mit verschränkten Armen Alexander.

Unter Tränen der Freude streckte sie ihm die Hände entgegen und konnte lange nicht zu sich kommen. Er nahm ihre Hand und sah ihr forschend und aufgeregt ins Gesicht.

„Sie sind mager geworden!" sagte er leise. „Sie leiden?"

Sie fuhr zusammen.

„Wie lange waren Sie nicht da!" sagte sie.

„Und Sie haben mich erwartet?"

„Sie fragen!" antwortete sie lebhaft. „O, wenn Sie wüßten!"

Dabei drückte sie fest seine Hand.

„Und ich komme, um mich von Ihnen zu verabschieden!" sagte er und hielt inne, die Wirkung seiner Worte belauernd.

Sie sah ihn erschrocken und mißtrauisch an.

„Es ist nicht wahr!" sagte sie.

„Es ist wahr!" erwiderte er.

„Hören Sie!" sprach sie hastig und sah sich ängstlich nach allen Seiten um, „reisen Sie nicht, um Gottes willen, reisen Sie nicht! Ich will Ihnen ein Geheimnis anvertrauen... Hier kann uns Papa durchs Fenster sehen; kommen Sie zu uns in den Garten, in die Laube... sie liegt nach dem Felde zu, ich führe Sie hin..."

Sie gingen. Alexander wandte kein Auge von ihren Schultern, von ihrer schlanken Gestalt und zitterte wie im Fieber.

„Was liegt daran, daß ich hingehe,“ dachte er. „Ich gehe ja bloß ... ich will sehen, wie es dort in der Laube aussieht ... der Vater hat mich doch eingeladen: ich hätte offen und frei hingehen können ... Ich bin weit von jeder Versuchung entfernt, und werde es beweisen. Bin ich doch lediglich hergekommen nur um zu sagen, daß ich reise ... Obwohl ich gar nicht die Absicht habe zu reisen! Nein Dämon, mich verlockst du nicht!“ Hier aber schien es, als hätte der Krylowsche Teufel, der dem Eremiten erscheint, auch ihm zugeflüstert: „Wozu bist du dann überhaupt hergekommen, es zu sagen? Es war gar nicht notwendig: wärest du nicht gekommen, nach zwei Wochen wärest du vergessen!“

Alexander aber schien es edler gehandelt, daß er zu dieser Tat der Selbstaufopferung persönlich sich eingefunden hatte, um der Versuchung Aug' in Auge zu widerstehen. Und die erste Trophäe seines Sieges über sich selbst war ein Kuß, den er Lisa raubte, dann umarmte er sie und sagte, daß er gar nicht verreise und es nur gesagt hätte, um sie zu prüfen und zu erfahren, ob sie etwas für ihn fühle. Endlich, um den Sieg über sich ganz zu machen, versprach er ihr, am nächsten Tag zur selben Stunde in die Laube zu kommen. Als er nach Hause ging und das Geschehene überlegte, überlief es ihn abwechselnd heiß und kalt. Er erschrak und wurde irre an sich. Endlich beschloß er, am nächsten Tag nicht hinzugehen und erschien schließlich noch vor der verabredeten Zeit.

Es war im August in der Dämmerung. Alexander hatte um neun Uhr zu kommen versprochen und kam um acht,

allein und ohne sein Angelgerät. Er schlich sich zur Laube wie ein Dieb, bald sich ängstlich umschauend, bald hastig laufend. Aber jemand kam ihm zuvor, stürzte eilig und keuchend in die Laube und setzte sich auf das Sofa im dunklen Winkel.

Alexander machte leise die Tür auf, trat auf den Zehen in großer Erregung zum Sofa und ergriff die Hand von ... Lisas Vater. Alexander fuhr zusammen, sprang zurück, wollte fliehen, aber der Alte hielt ihn an den Rockschößen fest und zog ihn neben sich auf das Sofa nieder.

„Wie kommen Sie hierher, mein Lieber?" fragte er.

„Ich wollte ... fischen ..." murmelte Alexander, kaum die Lippen bewegend. Seine Zähne klapperten. Der Alte war durchaus nicht so schrecklich, aber Alexander zitterte wie im Fieber, nicht anders wie ein Dieb, der auf der Tat ertappt wird.

„Fischen?" wiederholte der Alte ironisch. „Wissen Sie auch, was es bedeutet, im Trüben fischen? Ich beobachte Sie schon lange und jetzt habe ich Sie erkannt. Meine Lisa kenne ich von klein auf: sie ist gut und vertrauensvoll, aber Sie sind ein ganz gefährlicher Schuft ..."

Alexander wollte auffahren, aber der Alte hielt ihn bei der Hand fest.

„Ja, mein Lieber, nehmen Sie es nicht übel. Sie haben den Unglücklichen gespielt, mit Berechnung erst Lisa gemieden, sie verlockt, und als Sie sich sicher fühlten, wollten Sie es ausnutzen ... Ist das recht gehandelt? Als was soll ich Sie bezeichnen?"

„Bei meiner Ehre, es war keine Berechnung ..." sagte Alexander im Ton tiefster Überzeugung, „ich wollte nicht ..."

Der Alte schwieg einige Minuten.

„Vielleicht ist das auch wahr!" sagte er. „Vielleicht haben Sie wirklich nicht aus Liebe, sondern aus purem Müßiggang dem armen Kind den Kopf verdreht, ohne zu überlegen, was daraus wird. Sie dachten wohl: gelingt es — ist's gut — wenn nicht — was liegt daran! In Petersburg gibt es genug solcher Kerle. Wissen Sie, wie man mit solchen Herrchen umgeht?"
Alexander saß und ließ den Kopf hängen. Er hatte nicht den Mut, sich zu rechtfertigen.
„Im Anfang hatte ich eine bessere Meinung von Ihnen; ich habe mich aber geirrt, sehr geirrt! Ja, ja, stille Wasser ... Gott sei Dank, daß ich es rechtzeitig gewahr wurde ... Hören Sie, wir haben keine Zeit zu verlieren. Das dumme Kind kann jeden Augenblick zum Stelldichein hier erscheinen. Ich habe euch gestern belauscht: sie darf uns hier nicht treffen. Jetzt gehen Sie und lassen sich Sie nicht wieder blicken! Sie wird glauben, daß Sie sie betrogen haben und das wird ihr eine Lehre sein. Nehmen Sie sich in acht, daß Sie nie wieder herkommen, suchen Sie sich eine andere Stelle zum Fischen aus, sonst werde ich Ihnen ganz anders heimleuchten! ... Ihr Glück, daß Lisa mir noch in die Augen sehen kann: ich habe sie den ganzen Tag beobachtet ... sonst würde ich Sie nicht auf diese Weise entlassen ... Adieu!"
Alexander wollte etwas sagen, aber der Alte machte die Tür auf und warf ihn fast hinaus.
Alexander ging; in welchem Zustand, kann der Leser sich vorstellen, wenn es ihm nicht zu peinlich ist, sich einen Augenblick in seine Lage zu versetzen. Meinem Helden stürzten sogar die Tränen aus den Augen, Tränen der Scham, der Wut über sich selbst und der Verzweiflung.
„Wozu lebe ich noch?" sagte er laut, „ein widerwärtiges,

entsetzliches Leben! Und ich, ich?... Nein, nein, wenn ich nicht Festigkeit genug hatte, um der Versuchung zu widerstehen... so werde ich wenigstens den Mut haben, diesem unnützen, schändlichen Leben ein Ende zu machen!"
Raschen Schrittes ging er an den Fluß. Er war schwarz. Über den Wellen liefen lange, phantastisch häßliche Schatten. Das Ufer, auf welchem Alexander stand, war flach.
„Hier kann man nicht einmal sterben!" sagte er verächtlich und ging auf die Brücke, die hundert Schritte entfernt lag.
Alexander lehnte sich an das Geländer in der Mitte der Brücke und starrte ins Wasser. In Gedanken nahm er Abschied vom Leben, schickte Seufzer an die Mutter, segnete die Tante, verzieh sogar Nadjenka. Tränen der Rührung rollten über seine Wangen. Er bedeckte das Gesicht mit den Händen...
Wer weiß was er getan haben würde, wenn die Brücke unter seinen Füßen nicht plötzlich zu wanken begonnen hätte. Er sah sich um. O Gott! Er war am Rande des Abgrunds, vor ihm gähnte das Grab! Die eine Hälfte der Brücke hatte sich losgemacht und schien davonzuschwimmen... Barken zogen vorüber. Noch einen Augenblick — und adieu Leben! Er nahm alle Kräfte zusammen und machte einen verzweifelten Sprung... auf die andere Seite. Dort blieb er stehen, atmete tief und faßte sich ans Herz.
„Was, gnädiger Herr, hast Angst bekommen?" fragte ihn der Wächter.
„Gewiß, mein Freund, ich bin fast hineingefallen," antwortete Alexander mit zitternder Stimme.
„Gott schütze uns! Zum Unglück fehlt nicht viel," sagte der Wächter. „Im vorletzten Sommer ist einer von den Bootsleuten so ertrunken..."

Alexander ging nach Hause, immer noch die Hand ans Herz gedrückt. Er sah zuweilen nach dem Fluß zurück, auf die auseinandergegangene Brücke, dann wandte er sich zitternd und rasch ab und beschleunigte seine Schritte.

Und Lisa fuhr indessen fort, sich täglich kokett aufzuputzen, nahm weder den Vater, noch die Wärterin mit und saß bis spät in den Abend unter dem Baum.

Es kamen die dunklen Abende. Sie wartete und wartete. Aber die Freunde ließen sich nicht sehen.

Der Herbst kam. Die gelben Blätter fielen von den Bäumen und bedeckten das Ufer; das Grün der Wiesen verschoß; der Fluß bekam eine bleierne Farbe; der Himmel war beständig grau; ein kalter Wind blies und ein feiner Regen rieselte herab. Die Ufer und die Flüsse wurden leer. Man hörte auf ihnen keine fröhlichen Lieder, kein Lachen, keine hellklingenden Stimmen mehr. Die Boote und Barken hörten auf, sich auf dem Fluß zu tummeln. Kein Insekt summte mehr im Gras, kein Vogel zwitscherte in den Bäumen. Nur die Dohlen und Krähen mit ihrem Geschrei erfüllten die Seele mit Trauer. Auch die Fische bissen nicht mehr an.

Und Lisa wartete noch immer; sie mußte unbedingt mit Alexander sprechen, ihm das Geheimnis eröffnen. Sie saß stets auf ihrer Bank in einem warmen Mantel, mit einem Tuch um den Kopf. Sie wurde mager; ihre Augen lagen tief. So fand sie einmal der Vater.

„Komm, genug hier gesessen," sagte er, sich vor Kälte schüttelnd. „Sieh, du hast ja ganz blaue Hände, bist ganz erfroren. Lisa, komm doch, hörst du?"

„Wohin?"

„Nach Hause. Wir ziehen heute in die Stadt."

„Warum?" fragte sie erstaunt.

„Warum? Der Herbst ist da. Wir sind hier die letzten in der Sommerfrische."

„Ach Gott!" sagte sie, „hier wird es auch im Winter gut sein: bleiben wir."

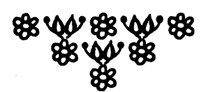
„Was fällt dir ein! Genug, genug, komm!"

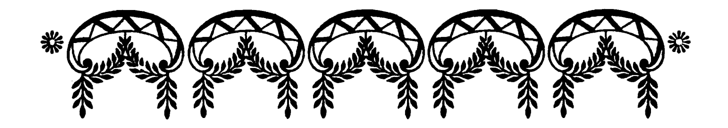
„Warten wir!" bat sie mit scheuer Stimme. „Es werden noch schöne Tage kommen ..."

„Höre!" sagte der Vater, ihr die Wange streichelnd und zeigte auf die Stelle, wo die Freunde früher zu angeln pflegten, „sie kommen nicht wieder ..."

„Sie kommen nicht wieder!" wiederholte sie mit halb fragender, halb banger Stimme. Dann reichte sie dem Vater die Hand und ging still mit gesenktem Kopf und manchmal zurückschauend, nach Hause.

Adujew und Kostjakow aber angelten schon lange an einer anderen Stelle am gegenüberliegenden Ufer.





Fünftes Kapitel

Adujew vergaß allmählich Lisa und den unangenehmen Auftritt mit ihrem Vater. Er wurde wieder ruhig, sogar heiter und lachte häufig über Kostjakows triviale Witze. Die Lebensanschauung dieses Menschen belustigte ihn. Sie machten sogar gemeinsame Pläne, nach irgendeinem entfernten Ort wegzuziehen, um am Ufer eines fischreichen Flusses eine Hütte zu bauen und dort den Rest des Lebens zu verbringen. Alexanders Seele versank allmählich wieder in den Schlamm dürftiger Vorstellungen und materiellen Daseins. Aber das Schicksal schlief nicht, und es gelang ihm nicht, ganz und gar drin unterzugehen.

Im Herbst bekam er einmal ein Billett von der Tante mit der dringendsten Bitte, sie in ein Konzert zu begleiten, da der Onkel nicht wohl wäre. Es war das Konzert eines ausländischen Künstlers, einer europäischen Berühmtheit.

„Wie? In ein Konzert?" sagte Alexander sehr unruhig, „wieder unter die Menge, in diesen Glanz von Flitter, Lüge und Heuchelei! Nein, ich gehe nicht . . .!"

„Es kostet am Ende gar noch fünf Rubel," bemerkte der dabei anwesende Kostjakow.

„Das Billett kostet fünfzehn Rubel," sagte Alexander, „aber ich gäbe gern fünfzig, um nicht hingehen zu müssen."

„Fünfzehn!" schrie Kostjakow, die Hände zusammenschlagend, „o, verflucht! Diese Gauner! Kommen hierher, uns zu betrügen, unser Geld uns abzuknöpfen! Verdammte Schmarotzer! Fahren Sie nicht hin, Alexander Fedoritsch, spucken Sie darauf! Ja, wenn es noch irgendein Gegenstand wäre, den man nach Hause mitnehmen, auf den Tisch stellen, oder essen kann! Aber so ... bloß anzuhören und dafür fünfzehn Rubel zahlen! Für fünfzehn Rubel bekommt man ja schon ein Fohlen!"

„Oh! Manchmal bezahlt man noch mehr, um einen angenehmen Abend zu verbringen."

„Wissen Sie was, gehen wir ins Bad, da werden wir einen angenehmen Abend verbringen.. So oft ich mich langweile, gehe ich hin, und es ist prächtig! Man geht so gegen sechs Uhr hinein und kommt um zwölf heraus; man erwärmt sich, kratzt sich den Körper, manchmal schließt man auch eine angenehme Bekanntschaft: es kommt eine geistliche Person, ein Kaufmann oder ein Offizier, man spricht vom Handel, vom Weltuntergang oder sonst ... Man möchte gar nicht weggehen! Und alles in allem für sechzig Kopeken! Und die wissen nicht wo die Abende zu verbringen!"

Aber Alexander fuhr dennoch ins Konzert. Mit einem Seufzer holte er den lange nicht gebrauchten, vorjährigen Frack heraus und zog weiße Handschuhe an.

„Die Handschuhe fünf Rubel, also zusammen zwanzig!" berechnete Kostjakow, der bei Adujews Toilette zugegen war. „Zwanzig Rubel an einem Abend hinausgeworfen! Wenn man das hört, muß man sich wundern!"

Alexander war nicht mehr gewöhnt, sich ordentlich anzu-

ziehen. Am Morgen ging er ins Amt in einer bequemen Vizeuniform und am Abend trug er einen alten Rock oder einen Mantel. Er fühlte sich nicht wohl im Frack. Da drückte es, dort fehlte irgend etwas, dem Hals war es zu warm in der Atlasbinde.

Die Tante begrüßte ihn freundlich und mit einem dankbaren Gefühl dafür, daß er sich entschlossen hatte, ihretwegen seine Einsamkeit zu verlassen, sagte aber kein Wort über seine Lebensweise und Beschäftigung.

Nachdem Alexander im Saal einen Platz für Lisaweta Alexandrowna gefunden, lehnte er sich an eine Säule im Schatten eines breitschultrigen Musikenthusiasten und langweilte sich. Er gähnte verstohlen in die Hand, aber kaum hatte er den Mund geschlossen, als betäubender Beifall, der den Künstler begrüßte, im Saal ertönte. Alexander sah nicht einmal hin.

Die Introduktion begann. Nach einigen Minuten wurde das Orchester leiser. Zu seinen letzten Tönen gesellten sich kaum vernehmbare andere, anfangs heitere, spielerische, die an die Spiele der Kindheit erinnerten; es klang wie laute, fröhliche Kinderstimmen. Die Töne wurden fließender und männlicher; sie schienen jugendliche Sorglosigkeit, Mut, Lebens- und Kraftfülle auszudrücken. Dann ergossen sie sich langsamer, leiser, als wenn sie zarte Ergüsse der Liebe, herzliche Zwiesprache wiedergäben, und allmählich schwächer werdend, gingen sie in ein seltsames Flüstern über, um unmerklich zu verklingen . . .

Niemand wagte sich zu rühren. Die Menschenmenge verharrte in Schweigen. Endlich entrang sich allen ein einmütiges Ah und überflog flüsternd den Saal. Die Menge begann sich schon zu regen, als plötzlich die Töne wieder erwachten, crescendo sich in einem breiten Strom er-

gossen, um in tausend Kaskaden übereinanderzustürzen, sich stoßend und erdrückend. Das donnerte wie Vorwürfe der Eifersucht, wallte auf im wilden Toben der Leidenschaft. Das Ohr war nicht imstande, alle Töne aufzufangen — und plötzlich brachen sie ab, als wenn das Instrument keine Kraft und keine Stimme mehr hätte. Von unter dem Bogen kam es entweder wie ein abgerissenes, dumpfes Stöhnen oder wie klagende, flehende Laute und endigte mit einem wehen bangen Seufzer. Das Herz zuckte schmerzvoll, wie wenn die Töne von betrogener Liebe und hoffnungslosem Gram erzählten. Alles Leid, aller Kummer der menschlichen Seele lag in ihnen.

Alexander zitterte. Er hob den Kopf und sah mit tränenerfüllten Augen über die Schulter seines Nachbars hinweg. Ein schmächtiger Deutscher stand über seinem Instrument gebeugt vor der Menge und hielt sie in seiner Gewalt. Er schloß und wischte sich gleichgültig mit dem Taschentuch Hände und Stirn. Der Saal brüllte und klatschte begeistert. Und plötzlich verbeugte sich der Künstler vor der Menge, demütig grüßend und dankend.

Er verneigt sich vor ihr, dachte Alexander, mit Angst die tausendköpfige Hydra ansehend, er, der so hoch über ihr steht!

Der Künstler erhob wieder den Bogen und es wurde im Augenblick still. Die bewegte Menge verwandelte sich wieder in einen starren Körper und neue Töne ergossen sich, majestätisch und feierlich. Diese Töne richteten den Rücken der Hörer auf, der Kopf erhob sich höher: sie weckten Stolz im Herzen, gebaren Träume von Ruhm. Das Orchester begleitete dumpf, wie das entfernte Dröhnen der Menge, wie das Gemurmel des Volkes...

Alexander erblaßte und ließ den Kopf sinken. Unvermutet

hörte er hier deutlich seine Vergangenheit, sein ganzes, bittres, betrogenes Leben ...

„Sieh bloß, was für ein Gesicht der macht!“ sagte jemand, auf Alexander zeigend. „Ich verstehe nicht, wie man sich so gehen lassen kann! Ich habe Paganini gehört und blieb ruhig!“

Alexander verfluchte die Einladung der Tante, den Künstler und vor allem das Schicksal, das ihm kein Vergessen gewährte.

Und wozu? Zu welchem Zweck? dachte er. Was will es von mir? Wozu mich an meine Ohnmacht, an die Nutzlosigkeit des Vergangenen, das unwiderruflich ist, erinnern!

Als er die Tante nach Hause begleitet, wollte er sich verabschieden, aber sie hielt ihn bei der Hand fest.

„Kommen Sie nicht mit hinauf?“ fragte sie vorwurfsvoll.

„Nein.“

„Warum?“

„Es ist schon spät. Ein andermal.“

„Sie können es mir abschlagen?“

„Ihnen eher, als jemand anderem.“

„Warum?“

„Es ist viel darüber zu reden. Leben Sie wohl!“

„Eine halbe Stunde, Alexander, hören Sie! Nicht mehr. Wenn Sie es mir abschlagen, so haben Sie nie eine Spur von Freundschaft für mich empfunden.“

Sie bat mit solcher Wärme, so dringend, daß Alexander nicht den Mut fand, abzulehnen und ihr mit gesenktem Kopf folgte. Peter Iwanitsch war in seinem Arbeitszimmer.

„Habe ich eine solche Vernachlässigung von Ihnen verdient?“

fragte Lisaweta Alexandrowna, nachdem sie ihn am Kamin Platz nehmen ließ.

„Sie irren sich; das ist keine Vernachlässigung", antwortete er.

„Was soll es sonst sein? Wie soll ich es nennen? Wie oft habe ich Ihnen geschrieben, Sie zu mir gebeten und Sie kamen nicht, schließlich haben Sie sogar aufgehört, meine Billette zu beantworten."

„Das war durchaus keine Vernachlässigung . . ."

„Was denn sonst?"

„So!" sagte Alexander und seufzte. „Leben Sie wohl, ma tante!"

„Bleiben Sie! Was habe ich Ihnen getan? Was haben Sie nur? Warum sind Sie so? Warum sind Sie gegen alles so gleichgültig geworden? Sie gehen nirgends hin, leben in einer Gesellschaft, die nicht zu Ihnen paßt . . ."

„So, ma tante. Mir gefällt diese Lebensweise. Es ist gut, so still zu leben: das paßt zu mir."

„Das paßt zu Ihnen? Sie finden in einem solchen Leben mit diesen Menschen Nahrung für Geist und Gemüt?"

Alexander nickte.

„Sie verstellen sich, Alexander: Sie sind durch irgend etwas tief verletzt und schweigen. Früher fanden Sie jemand, dem Sie Ihren Kummer anvertrauen konnten. Sie wußten, daß Sie immer Trost oder wenigstens Mitgefühl finden. Haben Sie denn jetzt niemand?"

„Niemand!"

„Denken Sie nicht manchmal an Ihre Mutter? . . . an ihre Liebe zu Ihnen, an ihre Zärtlichkeiten? Kommt Ihnen niemals in den Sinn, daß auch hier jemand Sie liebt, wenn auch nicht so wie sie, so doch wie eine Schwester, oder noch mehr, wie ein Freund."

„Leben Sie wohl, ma tante!“ sagte er.
„Leben Sie wohl, Alexander, ich halte Sie nicht mehr auf“, antwortete sie, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.
Alexander nahm den Hut, legte ihn aber wieder hin und sah Lisaweta Alexandrowna an.
„Ich bin nicht imstande, vor Ihnen zu fliehen. Mir fehlt die Kraft dazu!“ sagte er. „Was machen Sie aus mir!“
„Seien Sie wieder wie früher, Alexander, wenn auch nur für einen Augenblick. Erzählen Sie mir, vertrauen Sie sich mir an.“
„Ja, ich kann vor Ihnen nicht schweigen. Vor Ihnen will ich aussprechen, was in meiner Seele vorgeht“, sagte Alexander. „Sie fragen, warum ich den Menschen aus dem Wege gehe, warum ich gegen alles gleichgültig bin, warum ich sogar Sie nicht mehr besuche? Warum? — So wissen Sie denn, daß mir das Leben längst zuwider ist und daß ich mir ein Dasein erwählt habe, in dem man es am wenigsten spürt. Ich will nichts, ich suche nichts, außer der Ruhe und des Schlafs der Seele. Ich habe die Leere und die Nichtigkeit des Lebens an mir erfahren und verachte es tief. Wer gelebt und gedacht hat, muß die Menschen verachten. Tätigkeit, Bemühung, Sorge, Zerstreuungen, alles ist mir längst zuwider. Ich will nichts erringen und suche nichts, ich habe kein Ziel, weil alles, was einen anzieht, als Trugbild sich erweist, wenn es erreicht ist. Die Freuden sind für mich vorbei, sie gehen mich nichts an. In der Gesellschaft gebildeter Menschen fühle ich die Unbill des Lebens noch mehr, für mich allein aber, fern von der Menge, bin ich eben tot. In diesem Schlaf bemerke ich weder die Menschen, noch mich selbst. Ich tue nichts, sehe weder meine, noch fremde Handlungen

und bin ruhig. Mir ist alles gleich: Glück gibt es nicht und das Unglück kann mir nichts anhaben..."

„Das ist furchtbar, Alexander!" sagte die Tante. „In Ihren Jahren eine solche Erstarrung..."

„Warum wundern Sie sich, ma tante? Befreien Sie sich für einen Augenblick von dem engen Horizont, in dem Sie eingeschlossen sind, sehen Sie das Leben, die Welt an: was ist das alles? Was gestern groß war, ist heute nichtig; was du gestern wolltest, willst du heute nicht mehr; der Freund von gestern ist heute dein Feind. Gibt es etwas, um was es sich lohnte, sich zu bemühen, zu lieben, sich zu binden, zu streiten und Frieden zu schließen, mit einem Wort: zu leben? Ist es nicht besser, Geist und Herz einschlafen zu lassen? Darum schlafe ich auch und gehe nirgends hin, besonders nicht zu Ihnen. Ich war schon fast eingeschlafen, und Sie wecken meine Seele nur, um sie wieder in den Abgrund zu stoßen. Wenn Sie mich froh, gesund, überhaupt lebendig und sogar, nach Onkels Begriffen, glücklich sehen wollen — lassen Sie mich da bleiben, wo ich jetzt bin! Lassen Sie meine Aufregung sich legen, die Träume still, den Geist starr werden, lassen Sie das Herz versteinern, die Augen das Weinen, die Lippen das Lächeln sich abgewöhnen, und dann, nach einem Jahr, oder zwei, will ich gerne zu Ihnen kommen, zu jeder Prüfung bereit. Dann werden Sie mich nicht wieder erwecken, wie sehr Sie sich auch bemühen werden, jetzt aber..."

Er machte eine verzweiflungsvolle Gebärde.

„Sehen Sie, Alexander", unterbrach die Tante lebhaft. „In einem Augenblick sind Sie verändert. Sie haben Tränen in den Augen. Sie sind noch immer derselbe. Verstellen Sie sich nicht, halten Sie Ihr Gefühl nicht zurück, lassen Sie ihm freien Lauf..."

„Wozu? Ich werde nicht besser davon! Es quält mich nur mehr. Der heutige Abend hat mich in meinen Augen wieder vernichtet. Ich habe klar erkannt, daß ich kein Recht habe, in meinem Gram jemand zu beschuldigen. Ich selbst habe mein Leben zugrunde gerichtet. Ich träumte, Gott weiß, mit welcher Berechtigung, von Ruhm, und habe dadurch meine Arbeit vernachlässigt, meinen bescheidenen Beruf verpfuscht, und jetzt kann ich das Vergangene nicht mehr gut machen. Zu spät! Ich vermesse mich, die Menge zu fliehen und sie zu verachten, und dieser Deutsche mit seiner tiefen, starken Seele, mit seiner hohen Künstlernatur, verachtet die Welt nicht, flieht nicht die Menge, ja, er ist sogar stolz auf ihren Beifall! Er sieht ein, daß auch er nur ein kaum bemerkbares Glied in der unendlichen Kette der Menschheit ist, und weiß doch alles, was ich weiß: das Leid ist ihm vertraut. Haben Sie gehört, wie er das ganze Leben in Tönen erzählt hat: seine Freuden, seine Bitternis, Glück und Leid der Seele? Er versteht es. Wie bin ich heute kleinlich, nichtig in meinen eigenen Augen gewesen, mit meinem Kummer und mit meinem Schmerz!... Er hat in mir das bittre Bewußtsein erweckt, daß ich stolz und ohnmächtig bin... Ach, wozu haben Sie mich gerufen? Leben Sie wohl, lassen Sie mich gehen."

„Was kann ich dafür, Alexander? Wollte ich denn in Ihnen das Bittre wachrufen — ich?"

„Das ist es eben! Ihr engelhaftes, gutes Gesicht, Ihre sanften Worte, Ihr freundlicher Händedruck, alles das verwirrt und wühlt mich auf: ich möchte weinen, möchte wieder leben und mich sehnen — aber vergeblich..."

„Warum vergeblich? Bleiben Sie immer bei uns; und halten Sie mich nur ein wenig Ihrer Freundschaft für

würdig, so werden Sie gewiß auch eine andere finden, die Sie trösten kann. Ich bin nicht die einzige ... Auch andere werden Ihren Wert erkennen."

„Ja! Glauben Sie, daß mich das für die Dauer beruhigen würde? Glauben Sie, daß ich einer solchen zufälligen Rührung mich dauernd hingeben kann? Sie sind gewiß eine edle Frau, zur Freude und zum Glück des Mannes geschaffen. Kann man aber hoffen, daß dieses Glück dauerhaft ist, daß nicht plötzlich das Schicksal dieses Glück vernichtet? Das ist die Frage. Darf man denn an irgend etwas, an irgend jemand oder an sich selbst glauben? Ist es nicht besser, ganz ohne Hoffnung, ohne Aufregung zu leben, ohne etwas zu erwarten, ohne Freuden zu suchen und also auch ohne Verluste beweinen zu müssen?"

„Dem Schicksal können Sie nicht entfliehen, Alexander, auch dort, wo Sie jetzt sind, wird es Sie erreichen ..."

„Ja, das ist wahr! Aber dort hat das Schicksal keine Möglichkeit, sein Spiel mit mir zu treiben, vielmehr kann ich mit ihm spielen. Man erlebt, daß der Fisch im Augenblick, da du nach ihm die Hand ausstreckst, sich von der Angel losreißt, oder es fängt zu regnen an, wenn man gerade ausgehen will, oder das Wetter ist schön und man will just nicht ausgehen — so ist es eben belustigend ..."

Lisaweta Alexandrowna wußte nichts mehr zu erwidern.

„Sie werden heiraten ... Sie werden noch lieben ..." sagte sie zögernd.

„Heiraten! Das fehlte noch! Denken Sie, daß ich mein Glück einer Frau anvertrauen würde, selbst wenn ich sie liebgewinnen sollte, was ja ausgeschlossen ist. Oder glauben Sie, daß ich mich unterstehen würde, einer Frau Glück zu versprechen? Nein, ich weiß, daß wir einander und jeder

sich selbst nur betrügen würden. Onkel Peter Iwanitsch und die Erfahrung haben es mich gelehrt."

„Peter Iwanitsch! Ja, er ist an vielem schuld" sagte Lisaweta Alexandrowna mit einem Seufzer, „aber Sie hätten nicht auf ihn hören sollen ... und Sie wären in der Ehe glücklich ..."

„Ja, damals auf dem Lande, gewiß, aber jetzt ... Jetzt könnte ich mich nicht verstellen, wenn ich aufhören sollte zu lieben und glücklich zu sein; ich könnte auch nicht mehr blind bleiben, wenn die Frau sich verstellen würde: wir müßten dann beide heucheln, wie Sie zum Beispiel und der Onkel."

„Wir?" fragte Lisaweta Alexandrowna erstaunt und erschreckt.

„Ja, Sie! Sagen Sie, sind Sie denn so glücklich, wie Sie früher einmal geträumt hatten?"

„Nicht so wie ich geträumt hatte, aber anders und doch glücklich; vernünftiger, vielleicht auch glücklicher. Kommt es so genau darauf an?" antwortete Lisaweta Alexandrowna verwirrt. „Und auch Sie ..."

„Vernünftiger! Ach, ma tante, Sie sollten nicht so sprechen, es schmeckt nach dem Onkel! Ich kenne das Glück nach seiner Methode: vernünftiger ja, aber auch glücklich? Für ihn ist alles Glück, es gibt kein Unglück. Gott stehe ihm bei! Nein, mein Leben ist erschöpft. Ich bin müde, des Lebens müde ..."

Beide schwiegen. Alexander sah auf seinen Hut. Die Tante überlegte, womit sie ihn aufhalten könnte.

„Und das Talent!" sagte sie plötzlich lebhaft.

„Ach, ma tante! Freut es Sie, sich über mich lustig zu machen? Sie kennen das russische Sprichwort: Den Gefallenen schlägt man nicht. Ich habe kein Talent,

entschieden keins. Ich habe Gefühl und war ein unruhiger Kopf. Träume nahm ich für schöpferische Begabung und glaubte zu schaffen. Noch vor kurzem habe ich etwas von den alten Sünden gefunden und gelesen, und es kam mir selbst lächerlich vor. Der Onkel hatte Recht, als er mich zwang, alles zu verbrennen. Ach, wenn ich die Vergangenheit widerrufen könnte! Ich würde ganz anders über sie verfügen."

„Lassen Sie sich doch nicht ganz und gar von der Enttäuschung bemächtigen", sagte sie. „Jedem von uns ist ein schweres Kreuz auferlegt ..."

„Wer kriegt ein Kreuz?" fragte Peter Iwanitsch ins Zimmer tretend. „Guten Tag, Alexander! Kriegst du eins?"

Peter Iwanitsch ging gebückt und bewegte mühselig die Beine.

„Nicht ein solches, wie du meinst", sagte Lisaweta Alexandrowna. „Ich spreche von einem schweren Kreuz, das Alexander auferlegt ist ..."

„Was ist ihm noch auferlegt?" fragte Peter Iwanitsch, indem er sich mit der größten Vorsicht in einen Sessel niederließ. „Au, tut das weh! — Diese Plage!" —

Lisaweta Alexandrowna half ihm sich zurechtzusetzen, legte ihm ein Kissen in den Rücken und schob einen Schemel unter seine Füße.

„Was fehlt Ihnen, Onkel?" fragte Alexander.

„Siehst du, ich trage ein schweres Kreuz! Ach, das Kreuz! Das ist ein richtiges Kreuz! Ich habe es mir endlich verdient! Ach!"

„Warum sitzest du auch so viel? Du kennst ja das hiesige Klima", sagte Lisaweta Alexandrowna. „Der Arzt verordnete ihm, viel spazierenzugehen und er sitzt den ganzen Vormittag und schreibt und die Abende verbringt er am Kartentisch."

„Was soll ich mit offenem Mund in den Straßen herumlaufen, gaffen und Zeit vergeuden?"
„Dafür hast du auch deine Strafe!"
„Das läßt sich nicht umgehen, wenn man arbeitet. Wem tut das Kreuz nicht weh! Es ist fast eine Auszeichnung für einen tüchtigen Menschen ... ach! Ich kann mich gar nicht mehr rühren. Nun, was machst du, Alexander?"
„Immer dasselbe."
„Ach! Dann wird dich freilich der Rücken nicht schmerzen. Das ist wirklich seltsam!"
„Was wunderst du dich? Bist du zum Teil nicht selbst daran schuld, daß es so geworden ist?"
„Ich? Das ist großartig! Ich soll ihn gelehrt haben, nichts zu tun?"
„In der Tat, Onkel, Sie brauchen sich nicht darüber zu wundern", sagte Alexander. „Sie haben nicht wenig dazu beigetragen, aus mir das zu machen, was ich jetzt bin; aber ich beschuldige Sie nicht. Ich bin selbst daran schuld, daß ich nicht verstanden habe, Ihre Lehren richtig anzuwenden, weil ich nicht genügend auf sie vorbereitet war. Sie haben vielleicht insofern schuld, daß Sie meine Natur vom ersten Augenblick an erkannt hatten und sie doch umformen wollten. Als erfahrener Mensch hätten Sie einsehen müssen, daß es unmöglich ist ... Sie haben in mir zwei Lebensauffassungen zum Kampf erweckt und vermochten es doch nicht, sie miteinander zu versöhnen. Was ist dabei herausgekommen? Alles in mir hat sich in Zweifel, in Chaos gewandelt."
„Ach, das Kreuz!" stöhnte Peter Iwanitsch. „Chaos! Ja, aus eben diesem Chaos wollte ich etwas schaffen."
„Ja, und was taten Sie? Sie zeigten mir das Leben in seiner widerwärtigen Nacktheit, in einem Alter, in

dem ich das Leben nur von der lichten Seite hätte sehen dürfen."

„Das heißt, ich bemühte mich, dir das Leben zu zeigen so wie es ist, damit du dir nicht Dinge einbildest, die es nicht gibt. Ich weiß noch genau, als was für ein Kerl du vom Lande hier ankamst. Man mußte dich doch warnen, daß man hier so nicht sein darf! Und ich habe dich vielleicht vor manchen Irrtümern und Dummheiten bewahrt. Ohne mich hättest du ihrer mehr begangen."

„Vielleicht. Sie haben nur eins außer acht gelassen: das Glück. Sie vergessen, daß ein Mensch nur durch Irrtümer, Illusionen und Hoffnungen glücklich sein kann. Die Erkenntnis der Wirklichkeit macht nicht glücklich."

„Was du für Unsinn redest! Diese Meinung hast du direkt von der asiatischen Grenze mitgebracht; in Europa glaubt man längst nicht mehr daran. Träume, Spielzeug, Trug — das alles taugt für Frauen und Kinder, aber ein Mann muß die Dinge sehen, wie sie sind. Ist es deiner Meinung nach so schlimmer, als im Irrtum befangen zu sein?"

„Ja, Onkel, was Sie auch vorbringen mögen, aber das Glück besteht eben nur aus Illusionen, Hoffnungen und Vertrauen in den Menschen, aus Selbstvertrauen, ferner aus Liebe und Freundschaft. Und Sie haben mir eingeschärft, daß die Liebe Unsinn, ein unnützes Gefühl sei, daß es leichter, ja sogar besser sei, ohne Liebe zu leben; daß Leidenschaft kein Verdienst, daß man damit dem Tier nicht überlegen sei."

„Aber besinne dich bloß, wie du geliebt hast; hast schlechte Verse verfaßt, in einer wilden Sprache gesprochen, so daß du deiner Grunja, oder wie sie heißt, tödlich langweilig geworden bist. Damit wolltest du eine Frau an dich fesseln!"

„Womit denn meinst du?" fragte Lisaweta Alexandrowna trocken.

„Ach, wie mich der Rücken schmerzt!" stöhnte Peter Iwanitsch.

„Ferner behaupteten Sie, daß es keine tiefe sympathetische Anziehung gebe, sondern nur Gewohnheit ..."

Lisaweta Alexandrowna sah ihren Mann tief und schweigend an.

„Das heißt, ich sagte es dir ... damit ... du ... Ach, das Kreuz!"

„Und Sie sagten das alles einem zwanzigjährigen Jüngling," fuhr Alexander fort, „für den die Liebe alles ist, dessen Tätigkeit, Ziele, kurz alles sich nur um dieses Gefühl dreht! In einem Alter, in dem man sich nur durch die Liebe rettet oder zugrunde geht!"

„Er spricht, als wenn er vor zweihundert Jahren geboren wäre!" murmelte Peter Iwanitsch. „Du gehörst in die Steinzeit!"

„Sie haben mir nacheinander die Theorie der Liebe, des Betrugs, des Verrats und der Erkaltung auseinandergesetzt ..." sprach Alexander. „Wozu? Dadurch erfuhr ich alles schon vorher, bevor ich anfing zu lieben, und als ich liebte, analysierte ich die Liebe, wie ein Schüler, der unter der Anweisung des Professors einen Körper seziert, und statt der Schönheit der Form, nur Muskeln und Nerven zu sehen bekommt ..."

„Ich kann mich doch erinnern, daß es dich nicht gehindert hat, aus Liebe zu jener ... na, wie hieß sie doch? Daschenka? — verrückt zu sein."

„Ja, aber Sie ließen es nicht zu, daß ich mich täuschte: ich hätte in Nadjenkas Verrat einen unglücklichen Zufall sehen können und immer weiter auf Liebe gehofft, bis ich

sie überhaupt nicht mehr nötig gehabt hätte, Sie aber waren sofort mit Ihrer Theorie bei der Hand, mir zu beweisen, daß dies Gesetz sei, und haben bewirkt, daß ich mit fünfundzwanzig Jahren das Vertrauen in das Glück und zum Leben verloren und seelisch alt geworden bin. Freundschaft erkannten Sie nicht an, nannten auch sie Gewohnheit. Sich selbst nannten Sie — gewiß nur scherzweise — meinen besten Freund, und das nur deshalb, weil Sie es zuwege brachten, mich zu überzeugen, daß es überhaupt keine Freundschaft gibt."

Peter Iwanitsch hörte zu und strich sich den Rücken. Er entgegnete nachlässig, wie einer, der, wenn er wollte, mit einem Wort alle gegen ihn gerichteten Beschuldigungen vernichten kann.

„Auch die Freundschaft hast du richtig erfaßt," sagte er, „du wolltest von deinem Freunde eine Komödie aufgeführt haben, wie im Altertum die zwei Dummköpfe, — wie hießen sie doch? — Der eine blieb noch als Pfand zurück, während der andere hinging, um jemand wiederzusehen ... Wenn alle so handelten, wäre die Welt ein Irrenhaus!"

„Ich liebte die Menschen," fuhr Alexander fort, „glaubte an ihren Wert, sah Brüder in ihnen und wollte alle in heißer Umarmung umschlingen ..."

„Ja, sehr nötig! Ich erinnere mich noch an deine Umarmungen, — du hast mir damals genug damit zugesetzt!"

„Und Sie lehrten mich, was die Menschen sind. Statt mein Herz in seinen Neigungen zu lenken, haben Sie mich gelehrt, nicht zu fühlen, sondern zu untersuchen, zu durchschauen und mich vor den Menschen in Acht zu nehmen: ich habe sie durchschaut und habe aufgehört sie zu lieben."

„Ich habe dich eben nicht gekannt! Du bist voreilig

gewesen. Ich dachte, daß dich das lehren würde, nachsichtig sein. Ich kenne die Menschen auch und hasse sie nicht . . ."

„Liebst du die Menschen vielleicht?" fragte Lisaweta Alexandrowna.

„Ich bin an sie . . . gewöhnt."

„Gewöhnt!" wiederholte sie tonlos.

„Und auch er hätte sich gewöhnt," sagte Peter Iwanitsch, „aber er war schon auf dem Lande von der Tante mit den gelben Blumen verdorben worden, und darum entwickelt er sich so schwer."

„Ferner glaubte ich an mich selbst", begann Alexander wieder. „Sie zeigten mir, daß ich schlechter bin, als die anderen, und ich lernte so — mich hassen."

„Bei ruhiger Betrachtung der Dinge hättest du erkannt, daß du weder schlechter noch besser bist, als die anderen; was auch der Sinn meiner Lehren war. Dann hättest du dich und die anderen nicht gehaßt, sondern die menschlichen Dummheiten gleichgültiger ertragen und wärest auch achtsamer bei deinen eigenen gewesen. Ich, zum Beispiel, kenne meinen Wert, weiß, daß ich nicht gut bin, gebe aber zu, daß ich mich sehr liebe."

„Ah! Dich liebst du und bist nicht bloß gewöhnt!" bemerkte Lisaweta Alexandrowna kalt.

„Ach, das Kreuz!" begann Peter Iwanitsch wieder zu stöhnen.

„Endlich haben Sie mit einem Schlag ohne vorherige Warnung und ohne Mitleid meinen schönsten Traum zerstört: ich glaubte, daß in mir ein Funken dichterischer Begabung lebte. Sie haben mir grausam bewiesen, daß ich zum Priester des Schönen nicht geboren bin. Sie haben diesen Splitter unter Schmerzen aus meiner Brust ge-

rissen und mir eine Arbeit gegeben, die mir widerwärtig war. Ohne Sie hätte ich geschrieben ..."

„Und wärest dem Publikum heute als ein talentloser Schriftsteller bekannt!" unterbrach Peter Iwanitsch.

„Was geht mich das Publikum an? Ich hätte mir Mühe gegeben und mein Mißgeschick der Bosheit, dem Neid und der Mißgunst zugeschrieben, hätte mich vielleicht allmählich an den Gedanken gewöhnt, daß ich nicht zu schreiben brauche und was anderes angefangen. Warum wundern Sie sich, daß ich, als ich alles wußte, den Mut verlor?"

„Nun, was antwortest du darauf?" fragte Lisaweta Alexandrowna.

„Ich mag gar nicht sprechen; was soll man auf solchen Unsinn antworten? Bin ich schuld daran, daß du, als du hierherkamst, dir eingebildet hast, daß es hier nichts anderes gebe als gelbe Blumen, Liebe und Freundschaft? Daß die Menschen nichts anderes zu tun hätten, als, die einen Verse zu machen und die anderen ihnen zuzuhören, und nur von Zeit zu Zeit zur Abwechslung sich mit Prosa zu befassen? ... Ich habe dir bewiesen, daß der Mensch überall und besonders hier arbeiten muß, bis zu Kreuzschmerzen ... Es gibt keine gelben Blumen, es gibt Titel, Geld: das ist viel besser — das wollte ich dir beweisen. Ich konnte mir nicht denken, daß du nicht endlich begreifen wirst, was das Leben ist, besonders, wie man es jetzt versteht. Du hast es auch begriffen; als du aber sahst, daß es in ihm zu wenig gelbe Blumen und Verse gibt, hast du dir eingebildet, daß das Leben ein großer Irrtum sei, daß du es erkannt und das Recht hättest, dich zu langweilen; die anderen bemerken es nicht und leben vergnügt! Nun, womit bist du unzufrieden? Was fehlt dir? Ein anderer würde an deiner Stelle das Schicksal segnen. Weder hat

Not, noch Krankheit, noch irgendein wirklicher Kummer dich getroffen. Was entbehrst du? Liebe etwa? Ist es dir noch zu wenig? Du hast zweimal geliebt und wurdest wiedergeliebt. Man hat dich einmal verraten und du hast es richtig quittiert. Wir haben beschlossen, daß du auch Freunde hast, wie sie andere selten haben, keine falschen; ins Wasser werden sie für dich zwar nicht springen, auch auf keinen Scheiterhaufen steigen, das wäre auch hahnebüchen dumm — begreif es doch endlich! — sie lieben auch keine Umarmungen; dafür aber findest du bei ihnen immer Rat, Geld und Hilfe. Sind das keine Freunde? Mit der Zeit wirst du heiraten; deine Karriere liegt noch vor dir. Arbeite nur, der Erfolg wird nicht ausbleiben. Handle wie alle, und das Schicksal wird auch dich nicht übergehen — du wirst das Deinige finden. Es ist lächerlich sich einzubilden, ein besonderer, großer Mann zu sein, wenn man nicht danach geschaffen ist! Also worüber grämst du dich eigentlich?"

„Ich beschuldige Sie nicht, Onkel. Im Gegenteil, ich schätze Ihre Absichten und danke Ihnen vom Herzen. Was können Sie dafür, daß sie erfolglos blieben! Beschuldigen Sie mich aber auch nicht. Wir haben uns nicht verstanden — das war das Unglück. Was Ihnen gefällt und für Sie und andere taugen mag, paßt mir nicht..."

„Mir und anderen gefällt! Du sprichst nicht richtig, mein Lieber. Denke und handle ich denn allein so, wie ich dich zu denken und zu handeln lehrte? Sieh um dich: sieh dir die Menge, wie du sie nennst, genau an, allerdings nicht die auf dem Lande lebende — dorthin wird es noch nicht sobald gelangen, — sondern die moderne, gebildete, denkende und handelnde Menge. Was will sie und was strebt sie an? Wie denkt sie? Betrachte sie aufmerksam

und du wirst erkennen, daß es genau das ist, was ich dich lehrte. Was ich von dir forderte, habe ich nicht selbst ausgedacht."

„Wer denn?" fragte Lisaweta Alexandrowna.

„Das Zeitalter."

„Muß man denn unbedingt alles befolgen, was das Zeitalter ausgedacht hat?" fragte sie. „Ist das alles heilig und Wahrheit?"

„Es ist heilig!" sagte Peter Iwanitsch.

„Wie? Ist es Wahrheit, daß man mehr räsonieren soll, als fühlen? Daß man dem Herzen keine Freiheit geben darf und sich vor Gefühlsausbrüchen hüten muß? Daß man sich keinen aufrichtigen Gefühlsaustausch gestatten und ihm nicht glauben darf?"

„Ja", sagte Peter Iwanitsch.

„Daß man in allem nach einem System handeln muß, den Menschen nicht trauen, alles für unsicher halten und nur für sich leben?"

„Ja."

„Und auch das ist heilig, daß die Liebe im Leben nicht die Hauptsache ist, daß man sein Geschäft mehr lieben muß, als den geliebten Menschen, daß man auf keine Ergebenheit sich verlassen darf und glauben muß, daß die Liebe mit Erkaltung, Verrat oder Gewohnheit endet? Daß Freundschaft nur Gewohnheit sei? Ist das wahr?"

„Das war immer wahr," antwortete Peter Iwanitsch, „nur wollte man es früher nicht glauben und jetzt ist das eine allgemein anerkannte Wahrheit geworden."

„Ist auch das heilig, daß man alles untersuchen, berechnen und überlegen muß, sich niemals erlauben darf, sich zu vergessen, zu träumen oder sich für ein Trugbild zu begeistern, auch wenn man dadurch glücklich wird?"

„Heilig, weil vernünftig", sagte Peter Iwanitsch.
„Ist auch das wahr, daß man nur nach den Grundsätzen des Verstandes auch gegen die dem Herzen Nahen handeln muß? ... Zum Beispiel gegen die eigne Frau?"
„Mir hat das Kreuz noch nie so weh getan ... ach!" sagte Peter Iwanitsch, in seinem Sessel sich windend.
„Ja, ja, das Kreuz! — Ein schönes Zeitalter!"
„Ein sehr schönes, meine Liebe. Einfach so aus Laune geschieht nichts. Überall waltet Vernunft, Ursächlichkeit, Erfahrung, Folgerichtigkeit, und daraus resultiert der Fortschritt; alles strebt zur Vollkommenheit und zum Guten."
„In Ihren Worten ist vielleicht Wahrheit, Onkel," sagte Alexander, „aber sie tröstet mich nicht. Ich habe mir Ihre Theorie zu eigen gemacht, ich sehe die Dinge mit Ihren Augen, ich bin ein Zögling Ihrer Schule, und dennoch ist mir das Leben langweilig, schwer, unerträglich ... Warum doch?"
„Weil die neue Ordnung der Dinge dir ungewohnt ist. Nicht du allein bist so; es gibt noch mehr Zurückgebliebene. Es sind alles Märtyrer. Sie sind in der Tat beklagenswert; aber was ist zu tun? Wegen dieses kleinen Häufleins kann doch die Welt unmöglich stehebnleiben. Auf alle deine Anschuldigungen", fuhr Peter Iwanitsch nach kurzem Nachdenken fort, „habe ich übrigens eine Rechtfertigung: erinnerst du dich, daß ich, als du hierherkamst, nach einem Gespräch von fünf Minuten dir riet, zurückzukehren? Du hast nicht darauf gehört. Warum machst du mir also Vorwürfe? Ich habe dir vorausgesagt, daß du dich an diese neue Ordnung nicht wirst gewöhnen können, du aber verließest dich auf meine Leitung, batest mich um Ratschläge, sprachst im hohen Stil von den Erfolgen des Geistes, von den Bestrebungen der Menschheit,

von der praktischen Tendenz des Zeitalters — und nun? — da siehst du! Ich konnte mich doch nicht von früh bis abends ausschließlich mit dir befassen: wie käme ich dazu? Ich konnte dir weder bei Nacht den Mund mit einem Tuch vor den Fliegen zudecken, noch Kreuze über dich schlagen. Ich habe sachlich zu dir gesprochen, weil du mich darum batest — für die Folgen bin ich nicht verantwortlich. Du bist kein Kind und nicht dumm, hast dein eigenes Urteil. Statt deine Arbeit zu tun, stöhnst du bald über den Verrat eines kleinen Mädchens, bald weinst du über die Trennung vom Freunde, einmal leidest du aus seelischer Leere, ein andermal aus Fülle der Empfindungen! — Was ist das für ein Leben? Das ist eine Tortur! Sieh dir doch die heutige Jugend an: was für Kerle! Wie alles vor geistiger Tätigkeit, vor Energie sprüht, wie leicht und geschickt sie mit diesem ganzen Unsinn fertig werden, der in eurer veralteten Sprache Lebensstürme, Seelenqual ... oder der Teufel weiß wie noch — genannt werden."

„Wie leichtfertig du sprichst!" sagte Lisaweta Alexandrowna, „tut dir Alexander nicht leid?"

„Durchaus nicht. Ja, ich würde ihn bedauern, wenn er Kreuzschmerzen hätte; das ist nichts Ausgedachtes ... keine Poesie, sondern ein realer Schmerz. Ach!"

„So raten Sie mir wenigstens, was ich jetzt tun soll. Wie würden Sie mit Ihrem Verstand diese Aufgabe lösen?"

„Was du jetzt tun sollst? Ja ... zurück auf dein Gut gehen, nach Hause."

„Nach Hause!" wiederholte Lisaweta Alexandrowna. „Bist du von Sinnen, Peter Iwanitsch? Was soll er dort anfangen?"

„Aufs Gut!" wiederholte Alexander und beide starrten sie Peter Iwanitsch an.

„Ja, aufs Gut. Du wirst deine Mutter wiedersehen und sie trösten. Du suchst ja ein ruhiges Leben — hier regt dich alles auf — und wo findest du es ruhiger, als dort am See, mit der Tante?... Wirklich, reise nach Hause und, wer weiß, vielleicht wirst du dort auch... Ach!"
Er faßte sich an den Rücken.
Nach zwei Wochen quittierte Alexander den Dienst und kam, um von Onkel und Tante sich zu verabschieden. Die Tante und Alexander waren traurig und schweigsam. Lisaweta Alexandrowna hatte Tränen in den Augen. Peter Iwanitsch allein sprach.
„Weder Karriere noch Glück!" sagte er kopfschüttelnd, „es hat sich nicht gelohnt, herzukommen. Du hast das Geschlecht der Adujew blamiert!"
„Genug schon, Peter Iwanitsch," sagte Lisaweta Alexandrowna, „du bist langweilig mit deinem Gerede von Karriere."
„Aber was heißt das, Liebe, in acht Jahren nichts zustande zu bringen!"
„Leben Sie wohl, Onkel," sagte Alexander, „ich danke Ihnen für alles, alles!"
„Nicht der Rede wert! Leb' wohl, Alexander! Brauchst du Geld für die Reise?"
„Nein, ich danke; es reicht."
„Merkwürdig! Niemals nimmt er Geld von mir an! Das kann mich ärgern! Nun leb' wohl!"
„Und es tut dir gar nicht leid, dich von ihm zu trennen?" fragte Lisaweta Alexandrowna.
„Hm," brummte Peter Iwanitsch, „ich... bin an ihn gewöhnt. Denke daran, Alexander, daß du einen Onkel und Freund hast, hörst du? Und wenn du wieder eine Stellung, Beschäftigung oder Geld brauchen solltest, wende dich

getrost an mich; wirst bei mir immer das eine, das andre und das dritte finden."

„Und wenn Sie Teilnahme brauchen sollten," sagte Lisaweta Alexandrowna, „Trost im Leiden, eine treue, zuverlässige Freundin ..."

„Und aufrichtige Herzensergüsse", fügte Peter Iwanitsch hinzu.

„... so erinnern Sie sich daran, daß Sie eine Tante und eine Freundin haben."

„Nun, Liebe, daran fehlt es auf dem Lande nicht, dort ist alles da: Blumen, Liebe, Herzensergüsse und sogar eine Tante."

Alexander war gerührt. Er konnte kein Wort hervorbringen. Als er im Begriff war, sich vom Onkel zu verabschieden, breitete er wohl die Arme aus, aber nicht so lebhaft wie vor acht Jahren. Der Onkel aber umarmte ihn nicht, sondern nahm seine beiden Hände und drückte sie fester als vor acht Jahren. Lisaweta Alexandrowna brach in Tränen aus.

„Ah — eine Last von den Schultern, Gott sei Dank!" sagte Peter Iwanitsch, als Alexander wegfuhr. „Mir ist, als wenn die Kreuzschmerzen aufgehört hätten!"

„Was hat er dir getan?" fragte unter Tränen seine Frau.

„Was? Es war einfach eine Qual mit ihm; schlimmer als mit Fabrikarbeitern. Die kann man wenigstens durchprügeln lassen, wenn sie verrückt werden. Was aber ließ sich mit ihm machen!"

Die Tante weinte den ganzen Tag, und als Peter Iwanitsch zu Mittag zu essen wünschte, sagte man ihm, daß nichts vorbereitet wäre, und daß die gnädige Frau sich in ihrem Zimmer eingeschlossen und den Koch nicht empfangen hätte.

„Alles dieser Alexander!" sagte Peter Iwanitsch. „Ein Kreuz!"

Er brummte eine Weile und fuhr zum Mittagessen in den englischen Klub.

Am frühen Morgen schleppte sich langsam ein Postwagen aus der Stadt und entführte Alexander und Jewsej mit sich.

Alexander steckte den Kopf aus dem Wagenfenster und war bemüht, sich auf einen traurigen Ton zu stimmen. Schließlich entluden sich seine Gefühle in einem Monolog.

Sie fuhren an Friseurläden, Zahnärzten, Modistinnen und herrschaftlichen Palästen vorbei. „Leb' wohl!“ sprach er kopfschüttelnd und durch seine gelichteten Haare sich fahrend, „leb' wohl, Stadt der falschen Haare, der künstlichen Zähne, der wattierten Nachahmungen der Natur und der runden Hüte, leb' wohl, Stadt des höflichen Hochmutes, der künstlichen Gefühle, des unlebendigen Getümmels! Leb' wohl, herrliche Grabstätte der tiefen, starken, zarten, warmen Regungen der Seele! Ich stand hier acht Jahre dem modernen Leben gegenüber von Angesicht zu Angesicht, aber mit dem Rücken zur Natur, und sie hat sich von mir weggewandt. Ich habe die Lebenskraft verloren, ich bin mit neunundzwanzig Jahren alt geworden! Und es gab eine Zeit ... Leb' wohl, Stadt, leb' wohl!

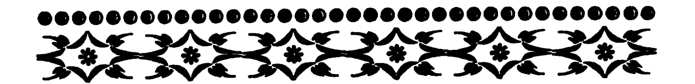
Wo ich gelebt, wo ich geliebt,
Wo ich mein Herz begraben ...

Euch strecke ich die Arme entgegen, ihr weiten Fluren, euch gesegneten Wohnstätten und Saatfeldern meiner Heimat! Nehmt mich auf in euren Schoß, auf daß meine Seele erwache und auferstehe!

Hier sprach er das Gedicht von Puschkin sich vor:

Ein barbarischer Künstler malt mit müder Hand ...

trocknete die feuchten Augen und zog sich in das Innere des Wagens zurück. —



Sechstes Kapitel

Es war ein herrlicher Morgen. Der dem Leser bekannte See im Dorfe Gratschi war leicht gekräuselt. Die Augen schlossen sich unwillkürlich vor dem blendenden Glanz der Sonnenstrahlen, die wie diamantene und smaragdne Funken im Wasser glitzerten. Die Hängebirken badeten ihre Zweige im See, und hier und da waren die Ufer von Schilf bestanden, in dem große gelbe Blumen auf breiten schwimmenden Blättern ruhten. Leichte Wolken bedeckten zuweilen die Sonne und es war, als wandte sie sich von Gratschi ab, dann verdunkelte sich für einen Augenblick der See, das Wäldchen, das Dorf, nur die Ferne leuchtete. Aber die Wolke zog vorüber und der See erglänzte wieder und die Fluren waren wie mit Gold übergossen.

Anna Pawlowna saß seit fünf Uhr früh auf dem Balkon. Was hatte sie herausgelockt: der Sonnenaufgang, die frische Luft oder der Gesang der Lerche? Nein! Sie wandte kein Auge vom Weg ab, der durch das Wäldchen führte. Agraphena kam nach den Schlüsseln. Anna Pawlowna sah sie nicht einmal an, gab ihr die Schlüssel, ohne zu fragen wozu, den Blick unverwandt auf den Weg gerichtet. Der

Koch erschien. Sie gab ihm eine Menge Befehle, ohne ihn anzusehen. Schon den zweiten Tag wurde für zehn Personen gekocht.

Anna Pawlowna blieb wieder allein. Plötzlich leuchteten ihre Augen auf. Alle Kräfte ihrer Seele und ihres Körpers sammelten sich in ihren Blicken: auf dem Wege wurde etwas Dunkles sichtbar. Es kam da etwas angefahren, aber langsam. Ach! es war nur ein Lastwagen, der die Anhöhe herabkam. Anna Pawlownas Gesicht verdüsterte sich.

„Wen bringt da der Teufel!" brummte sie. „Anstatt hintenherum zu fahren, kriechen sie alle hierher!"

Sie ließ sich mißvergnügt in den Sessel fallen und heftete in zitternder Erwartung den Blick wieder auf das Wäldchen, ohne auf die weitere Umgebung im geringsten zu achten. Und es gab da manches zu bemerken: die Dekoration verwandelte sich allmählich. Die mittägliche, von den brennenden Sonnenstrahlen glühende Luft wurde schwül und dick. Die Sonne verbarg sich. Es wurde dunkel. Der Wald, die fernen Dörfer, das Gras — alles hüllte sich in eine unbestimmbare unheilverkündende Farbe.

Anna Pawlowna erwachte und sah hinauf. O Gott! Vom Westen her dehnte sich ein schwarzer häßlicher Fleck mit kupfernem Abglanz an den Rändern und rückte rasch, wie mit Riesenschwingen, auf das Dorf und das Wäldchen zu. Die ganze Natur schien von Bangigkeit ergriffen. Die Kühe senkten die Köpfe, die Pferde wehrten mit dem Schweif die Fliegen ab, blähten die Nüstern auf und schnaubten, die Mähne schüttelnd. Der Staub unter ihren Hufen stieg nicht in die Höhe, sondern fiel schwer wie Sand auf die Erde zurück. Die Wolke kam drohend näher. Bald rollte der erste Donner langsam aus der Ferne heran.

Eine erwartungsvolle Stille trat ein, als sollte sich etwas noch nie Dagewesenes ereignen. Wohin waren die Vögel verschwunden, die erst so fröhlich geflattert und in der Sonne gesungen hatten? Wo waren die Käfer geblieben, die so mannigfaltig im Grase gesummt? Alles hatte sich versteckt und schwieg, und auch die leblosen Dinge schienen von einer unheilvollen Ahnung ergriffen. Die Bäume hatten aufgehört, sich zu bewegen und einander mit den Ästen zu streifen; sie schienen starr zu stehen. Nur von Zeit zu Zeit neigten sie flüsternd ihre Kronen zueinander, als wollten sie sich gegenseitig vor der nahen Gefahr warnen. Die Wolke erfüllte bereits den ganzen Horizont und bildete eine bleierne, undurchdringliche Wölbung. Im Dorf bemühte sich alles, rechtzeitig unter Dach zu kommen. Es trat ein Moment allgemeinen feierlichen Schweigens ein. Da kam vom Walde her, als erster Bote, ein frischer Wind, wehte dem Wanderer kühl ins Gesicht, rauschte in den Blättern, schlug im Vorübergehen das Tor einer Hütte zu, und den Staub auf der Straße aufwirbelnd, verschwand er im Gestrüpp. Ihm jagte ein wilder Windstoß nach, der eine mächtige Staubsäule auf dem Wege vor sich herschob. Dann brach er ins Dorf, warf einige faule Bretter vom Zaun, riß ein Strohdach fort, hob den Rock einer wassertragenden Bäuerin in die Höhe, jagte die Hühner die Straße entlang, ihr Gefieder aufblähend.

Er jagte vorüber. Wieder herrschte lautlose Stille. Alles war geschäftig und suchte sich zu verstecken, nur der dumme Schafsbock ahnte nichts; gleichgültig kaute er wieder, von der allgemeinen Unruhe unberührt. Eine Feder und ein Strohhalm bemühten sich, dem Wind zu folgen und drehten sich auf dem Wege vorwärts.

Zwei, drei Regentropfen fielen und plötzlich leuchtete ein

Blitz auf. Ein alter Mann stand von der Rasenbank auf und führte eilig einen Haufen Enkelkinder ins Haus. Ein altes Weib schloß, sich bekreuzigend, rasch das Fenster.
Es donnerte. Den menschlichen Lärm übertönend, dröhnte der Donner feierlich und majestätisch durch die Luft. Ein erschrecktes Pferd riß sich von der Koppel los und jagte mit dem Strick feldeinwärts, vergeblich vom Bauer verfolgt. Und der Regen rieselte nur so, peitschte immer dichter und dichter und pochte immer stärker und stärker auf Dächer und Fensterscheiben. Ein weißes Händchen stellte ängstlich den Gegenstand seiner zärtlichen Fürsorge — die Blumen — auf den Balkon hinaus.
Beim ersten Donnerschlag bekreuzigte sich Anna Pawlowna und ging vom Balkon fort.
„Nein, heute brauche ich gewiß nicht mehr zu warten," sagte sie mit einem Seufzer, „er hat wohl vor dem Gewitter irgendwo Schutz gesucht. Vielleicht, daß er am Abend ..."
Plötzlich hörte sie Rädergerassel, aber von der entgegengesetzten Seite. Jemand fuhr in den Hof. Der Adujewa verging der Atem.
„Wie kann er von dort kommen? dachte sie. Vielleicht eine Überraschung? Aber nein, da ist ja kein Weg.
Sie wußte nicht, was zu denken, aber bald klärte sich die Sache auf. Nach einer Minute trat Anton Iwanitsch ein. Sein Haar war leicht angegraut, er war dick geworden, seine Backen von Müßiggang und Gefräßigkeit gedunsen. Er hatte noch denselben Rock und dieselben Beinkleider an.
„Wie habe ich auf Sie gewartet!" begann Anna Pawlowna. „Ich dachte schon, Sie kämen nicht, und war verzweifelt."
„Eine Sünde, so was zu denken! Zu anderen würde ich's

mir heute überlegt haben, aber zu Ihnen! Sonst bekommt man mich nicht so leicht ins Haus, aber Sie ...! Ich bin nicht schuld, daß ich mich so verspätet habe: ich fahre ja heut nur mit einem Pferd."

„Wieso denn?" fragte Anna Pawlowna zerstreut und näherte sich dem Fenster.

„Wieso, meine Gnädigste? Seit der Taufe bei Pawel Ssergëitsch hinkt der Scheck. Der Teufel hat es dem Kutscher eingegeben, über den Graben eine alte Tür vom Speicher hinzulegen ... Arme Leute, sehen Sie, hatten eben kein neues Brett! Auf der Tür aber war ein Nagel oder ein Haken — der Böse mag's wissen! Wie das Pferd darauf trat, stürzte es zur Seite, und ich hätte mir fast den Hals gebrochen ... solche Kerle! Und seitdem hinkt es. Was für filzige Leute! Sie glauben nicht, wie es bei ihnen zu Hause aussieht. In manchem Armenhaus werden die Leute besser gehalten. Und in Moskau an der Kusnetschnijbrücke lassen sie jedes Jahr zehntausend Rubel draufgehen."

Anna Pawlowna hörte ihm zerstreut zu und nickte nur leicht mit dem Kopf, als er zu Ende gesprochen.

„Ich habe von Ssaschenka einen Brief bekommen, Anton Iwanitsch!" unterbrach sie. „Er schreibt, daß er um den Zwanzigsten herum hier sein wird. Ich kann vor Freude gar nicht zu mir kommen."

„Ich habe gehört, Mütterchen! Proschka hat es mir erzählt, aber ich habe erst nicht begriffen, was er spricht, und gedacht, daß er schon gekommen ist. Vor Freude brach mir der Schweiß aus."

„Gott segne Sie dafür, daß Sie uns lieben, Anton Iwanitsch."

„Wie sollte ich Sie nicht lieben! Ich habe ja Alexander

Fedoritsch auf den Händen gewiegt; er ist mir wie mein eigener Sohn."

„Ich danke Ihnen, Anton Iwanitsch: Gott wird es Ihnen lohnen! Ich schlafe schon die zweite Nacht nicht und lasse die Leute nicht schlafen. Er kann am Ende in der Nacht ankommen, während wir alle fest schlafen — das wäre schön! Gestern und vorgestern bin ich ihm zu Fuß bis zum Wäldchen entgegengegangen, aber das böse Alter! In der Nacht hat mich Schlaflosigkeit gequält. Setzen Sie sich, Anton Iwanitsch! Sie sind ja ganz durchnäßt. Möchten Sie nicht etwas trinken oder frühstücken? Wir werden heute vielleicht spät zu Mittag essen, wir werden auf den lieben Gast warten müssen."

„Nun denn, einen kleinen Imbiß! Denn ich habe, offen gestanden, schon gefrühstückt."

„Wo waren Sie schon so früh?"

„Auf dem Kreuzweg habe ich bei Maria Karpowna haltgemacht. Ich kam ja gerade vorbei. Mehr des Pferdes wegen, als für mich, ich ließ es ausruhen. Es ist doch keine Kleinigkeit, in der heutigen Hitze zwölf Werst zu fahren. Bei der Gelegenheit habe ich auch gefrühstückt. Gut, daß ich mich nicht überreden ließ, zu Mittag dazubleiben, wie sehr sie mich auch gebeten haben, sonst hätte mich da das Gewitter den ganzen Tag aufgehalten."

„Wie geht's Maria Karpowna?"

„Gut, Gott sei Dank! Sie läßt Sie grüßen."

„Ich danke Ihnen. Und das Töchterchen Sophia Michailowna mit ihrem Mann?"

„Es geht, sie erwartet schon das sechste Kindchen, in zwei Wochen etwa. Sie baten mich, um diese Zeit zu ihnen zu kommen. Und im Hause ist eine Armut, daß man lieber nicht hinsehen möchte. Man sollte meinen, sie hätten an

was andres zu denken, als an Kinderkriegen — und sie? durchaus."

„Was Sie sagen!"

„Bei Gott! In den Zimmern sind die Pfosten schief und der Fußboden knarrt nur so unter den Füßen; durch das Dach rinnt es! Und sie haben nicht, womit den Schaden auszubessern. Auf den Tisch kommt nichts als Suppe, Klöße und Hammelfleisch — das ist alles! Und dazu laden sie einen noch eifrig ein."

„Und mein Ssaschenka hätte ihr grade noch gepaßt — dieser Krähe!"

„Wie käme sie zu einem solchen Falken? Ich warte und kann es kaum erwarten, ihn zu sehen; er ist gewiß sehr schön geworden. Mir fällt gerade ein, Anna Pawlowna: am Ende hat er sich mit irgendeiner Fürstin oder Gräfin verlobt und kommt jetzt, um Ihren Segen zu bitten und Sie zur Hochzeit einzuladen."

„Denken Sie, Anton Iwanitsch!" sagte Anna Pawlowna außer sich vor Freude.

„Sicher!"

„Wie gut Sie sind, Gott segne Sie! Ach, mir ist etwas entfallen. Ich grüble und grüble darüber nach, was mir auf der Zunge liegt, und fast hätte ich es ganz vergessen. Soll ich es Ihnen gleich erzählen, oder wollen Sie vorher frühstücken?"

„Es ist ganz gleich, Mütterchen, meinetwegen während des Frühstücks. — Mir wird kein Stückchen, kein Wörtchen, wollte ich sagen, entgehen."

„Also," begann Anna Pawlowna, als das Frühstück gebracht wurde und Anton Iwanitsch sich zu Tisch setzte, „da sehe ich ..."

„Wollen Sie selbst nichts essen?" fragte Anton Iwanitsch.

„Bewahre! Ich kann jetzt ans Essen nicht einmal denken. Mir würde ja nichts schmecken. Vorhin konnte ich nicht einmal die Tasse Tee zu Ende trinken. — Da träumte ich also, daß ich so sitze, und Agraphena steht mir gegenüber mit einem Tablett in den Händen. Und ich sage zu ihr: ‚Warum ist denn das Tablett leer, Agraphena?‘ Aber sie schweigt und sieht immerzu nach der Tür. ‚Ach Gott,‘ denk' ich so im Traum, ‚wohin starrt sie bloß?‘ Und sehe auch hin und siehe da kommt plötzlich Ssaschenka so traurig herein, tritt zu mir und sagt, wie wenn er es wirklich wäre: ‚Leben Sie wohl, Mama, ich fahre weit weg, dorthin‘ — und zeigt nach dem See — ‚und komme nicht wieder.‘ ‚Wohin denn, mein Liebling?‘ frage ich und das Herz tut mir so weh. Er schweigt und sieht mich so seltsam und erbarmungswürdig an. ‚Woher kommst du denn, mein Freund?‘ frage ich ihn wieder. Und er, mein Herzchen, seufzt und zeigt wieder auf den See. ‚Aus dem Abgrund!‘ sagt er kaum vernehmlich, ‚von den Wassergeistern!‘ Ich begann nur so zu zittern und erwachte. Mein Kopfkissen war ganz in Tränen gebadet. Auch im wachen Zustande konnte ich kaum zu mir kommen. Ich saß im Bett und weinte und weinte. Gleich wie ich aufgestanden war, zündete ich ein Lämpchen vor der Mutter Gottes von Kasan an; vielleicht wird sie, die gnadenreiche Beschützerin, ihn vor allem Mißgeschick und Unheil bewahren. Bei Gott, es brachte mich in solche Unruhe! Ich kann nicht verstehen, was es zu bedeuten hat? Ob ihm nicht etwas zugestoßen ist? Bei einem solchen Gewitter ...“

„Es ist eine gute Vorbedeutung, Weinen im Traum bringt Gutes!“ sagte Anton Iwanitsch, ein Ei am Teller zerschlagend; „morgen kommt er sicher.“

„Und ich dachte, ob wir nicht nach dem Frühstück bis zum Wäldchen ihm entgegengehen sollten. Ich würde mich schon irgendwie hinschleppen. Aber draußen ist es so schmutzig geworden."
„Nein, heute kommt er nicht, ich habe so meine Zeichen!"
In dem Augenblick trug der Wind entferntes Schellengeklingel ins Zimmer. Anna Pawlowna hielt den Atem an.
„Ach!" sagte sie, die beklommene Brust durch einen Seufzer erleichternd, „und ich dachte schon..."
Da — noch einmal.
„O Gott, o Gott! Ist es nicht ein Glöcklein?" fragte sie und stürzte auf den Balkon hinaus.
„Nein!" antwortete Anton Iwanitsch, „das ist nur ein Füllen mit einem Glöcklein um den Hals, das hier in der Nähe weidet. Ich sah es unterwegs und habe es fortgejagt, sonst wäre es ins Kornfeld hineingeraten. Warum lassen Sie es nicht koppeln?"
Jetzt klang das Glöcklein, als wäre es dicht unter dem Balkon, und wurde immer lauter und lauter.
„Ach Väterchen! Wirklich, es fährt, es kommt hierher! Er ist's, er ist's!" schrie Anna Pawlowna. „Laufen Sie doch, Anton Iwanitsch! Wo sind die Leute? Wo ist Agraphena? Kein Mensch ist da! Als wenn er in ein fremdes Haus käme, mein Gott!"
Sie war ganz verwirrt. Und das Glöcklein läutete schon ganz nah, so nah, als wäre es im Zimmer.
Anton Iwanitsch sprang vom Tisch auf.
„Er ist es!" schrie er. „Da ist auch Jewsej auf dem Bock! Wo ist ein Heiligenbild, Brot und Salz? Geben Sie schnell! Was soll ich ihm denn entgegentragen? Es geht doch nicht ohne Brot und Salz, es hat eine Vorbedeutung.

Was ist das für eine Unordnung! Niemand hat daran gedacht! Und Sie selbst, Anna Pawlowna, was stehen Sie da und gehen ihm nicht entgegen?"
„Ich kann nicht!" sagte sie mühsam, „meine Füße sind wie erstarrt!"
Und sie ließ sich mit diesen Worten in einen Sessel fallen. Anton Iwanitsch ergriff eine Scheibe Brot vom Tisch, legte sie auf einen Teller, stellte das Salzfaß dazu und stürzte zur Tür.
„Nichts ist vorbereitet", brummte er. Aber aus derselben Tür stürzten ihm drei Diener und zwei Mägde entgegen.
„Er kommt! Er kommt! Er ist schon da!" schrien sie blaß und erschrocken, als wenn sie von Räubern verfolgt wären.
Ihnen auf dem Fuße folgte Alexander.
„Ssaschenka! Mein Freund!" rief Anna Pawlowna, hielt aber plötzlich inne und sah Alexander verwirrt an.
„Wo ist Ssaschenka?" fragte sie.
„Ich bin's, Mama," antwortete er, ihr die Hand küssend.
„Du?"
Sie sah ihn unverwandt an.
„Bist du's wirklich, mein Freund?" sagte sie, und umarmte ihn und drückte ihn fest an sich.
Dann sah sie ihn wieder an.
„Was ist denn mit dir? Bist du nicht gesund?" fragte sie unruhig, während sie ihn in den Armen festhielt.
„Ich bin wohl, Mama!"
„Wohl! Was ist denn mit dir geschehen, mein Lieber? Habe ich dich denn so von mir fortgeschickt?"
Sie drückte ihn ans Herz und weinte bitterlich. Sie küßte ihn auf den Kopf, auf die Wangen, auf die Augen.
„Wo sind denn deine Haare? Sie waren wie Seide!"

sprach sie unter Tränen. „Deine Augen leuchteten wie zwei Sterne, deine Wangen waren Milch und Blut. Du warst ganz wie ein schöner, saftiger Apfel! Gewiß haben dich böse Menschen verdorben, aus Neid auf deine Schönheit und mein Glück. Und wie hat der Onkel aufgepaßt? Und ich hab' dich ihm doch von Hand zu Hand übergeben, wie einen klugen Menschen. Konnte er den Schatz nicht hüten? Mein Liebling!"

Die Alte weinte und überschüttete Alexander mit Liebkosungen.

Es scheint, daß Tränen im Traum in der Tat nichts Gutes bedeuten! dachte Anton Iwanitsch.

„Was jammern Sie über ihn, als wäre er tot?" flüsterte er. „Es ist nicht gut, es hat eine üble Vorbedeutung."

„Guten Tag, Alexander Fedoritsch!" sagte er. „Gott hat es gefügt, daß wir uns auf dieser Welt noch einmal wiedersehen."

Alexander reichte ihm schweigend die Hand.

Anton Iwanitsch ging, um nachzusehen, ob aus dem Wagen alles herausgeholt wurde, und um noch rasch die Dienerschaft zusammenzurufen, damit sie den Herrn begrüße. Sie drängten sich bereits im Flur. Er stellte sie der Reihe nach hin und wies sie an, wie sie den Herrn zu begrüßen haben: wer ihm die Hand, wer die Schulter und wer nur seinen Rocksaum küssen durfte, und was sie dabei sagen sollten. Einen Burschen jagte er fort, indem er sagte: „Geh, wasche dir erst deine Fratze und wisch' dir die Nase ab!"

Jewsej, mit einem Riemen umgürtet und ganz mit Staub bedeckt, begrüßte sich mit dem Gesinde, das ihn umringte. Er verteilte unter sie Geschenke aus Petersburg: für den einen hatte er einen silbernen Ring, für den andern eine

Dose aus Birkenholz. Als er Agraphena erblickte, blieb er wie versteinert stehen und sah sie schweigend mit dummem Entzücken an. Sie sah ihn erst finster von der Seite an, wurde aber unwillkürlich ihrer Natur untreu, lachte vor Freude und begann gleich wieder zu weinen, aber schließlich wandte sie sich zur Seite und ihr Gesicht verdüsterte sich.

„Was schweigst du?“ sagte sie. „Was für ein Trottel! Kann einen nicht einmal begrüßen?“

Aber er konnte nichts sagen. Mit demselben dummen Lächeln trat er an sie heran. Sie ließ sich widerwillig umarmen.

„Der Teufel hat dich hergebracht“, sagte sie ärgerlich, indem sie ihn von Zeit zu Zeit verstohlen ansah, aber in ihren Augen und in ihrem Lächeln drückte sich die größte Freude aus. „Die Petersburgerinnen haben dich und den Herrn wohl verdreht gemacht? Sieh bloß den Schnurrbart!“

Er holte eine kleine Papierschachtel aus der Tasche und überreichte sie ihr. Drin waren Ohrringe aus Bronze. Dann holte er aus dem Sack ein Paket hervor, in dem ein großes Tuch eingeschlagen war.

Sie ergriff es und steckte das eine und das andere, ohne es anzusehen, in den Schrank.

„Zeigen Sie Ihre Geschenke, Agraphena Iwanowna“, sagten einige vom Gesinde.

„Was gibt's zu sehen? Habt ihr so was noch nie gesehen? Schert euch! Was drängt ihr euch hier so zusammen?“ schrie sie die Leute an.

„Und hier noch etwas!“ sagte Jewsej, ihr noch ein Paket überreichend.

„Zeigen Sie, zeigen Sie!“ ließen einige nicht ab.

Agraphena riß das Papier herunter und es fielen einige Spiele gebrauchter, aber fast neuer Karten heraus.
„Ist dir auch nichts Besseres mitzubringen eingefallen?" sagte Agraphena. „Du denkst wohl, ich habe nichts zu tun, als Karten zu spielen? Was du dir denkst! Fällt mir grade ein, mit dir zu spielen!"
Aber sie schloß auch die Karten ein. Nach einer Stunde saß Jewsej wieder in seinem alten Winkel zwischen Tisch und Ofen.
„Mein Gott! welche Ruhe!" sprach er, die Beine abwechselnd an sich ziehend und ausstreckend. „Wie anders ist es hier! Bei uns in Petersburg ist einfach das reine Zuchthausleben! Haben Sie vielleicht einen Imbiß für mich? Von der letzten Station an haben wir nichts gegessen."
„Du hast noch deine alte Gewohnheit! Da hast du. Sieh doch, wie er sich darauf stürzt. Es scheint, daß man euch da schlecht gefüttert hat!"
Alexander ging durch alle Zimmer, dann durch den Garten und blieb vor jedem Strauch, vor jeder Bank stehen. Die Mutter begleitete ihn. Sie seufzte, wenn sie sein blasses Gesicht betrachtete, fürchtete sich aber zu weinen. Anton Iwanitsch hatte ihr Angst gemacht. Sie fragte den Sohn über sein Leben und Treiben aus, konnte aber die Ursache nicht erfahren, weshalb er so mager und blaß geworden und wo sein Haar verschwunden war. Sie bot ihm zu essen und zu trinken an, er aber lehnte alles ab und sagte, daß er von der Reise müde sei und schlafen wolle.
Anna Pawlowna ging, um nachzusehen, ob das Bett gut gemacht war, schimpfte mit der Magd, als sie es zu hart fand, ließ in ihrer Gegenwart umbetten und entfernte sich nicht eher, als bis Alexander sich hingelegt hatte. Sie ging auf den Zehen hinaus und gab den Leuten strengen

Befehl, nicht laut zu sprechen und zu atmen und auf Strümpfen durchs Haus zu gehen. Dann ließ sie Jewsej zu sich rufen. Mit ihm kam auch Agraphena. Jewsej verneigte sich vor der Herrin bis zur Erde und küßte ihr die Hand.

„Was ist mit Ssaschenka geschehen?" fragte sie drohend. „Wie sieht er aus, he?"

Jewsej schwieg.

„Was schweigst du?" sagte Agraphena. „Hörst du denn nicht? Die gnädige Frau fragt dich!"

„Wovon ist er so mager geworden?" fragte Anna Pawlowna. „Wo ist sein Haar?"

„Ich weiß nicht!" sagte Jewsej, „das sind so Sachen der Herrschaft."

„Du weißt nicht! Und solltest doch achtgeben!"

Jewsej wußte nichts zu erwidern und schwieg.

„Da haben Sie den Richtigen dazu ausgesucht!" sagte Agraphena, Jewsej liebevoll ansehend. „Was hast du dort gemacht? Sag's doch der gnädigen Frau! Dich wird man schon lehren!"

„Habe ich mir denn nicht Mühe gegeben, gnädige Frau?" sagte Jewsej, bald die Herrin, bald Agraphena ängstlich ansehend. „Ich diente in Treue und Redlichkeit, Sie können Archipitsch fragen . . ."

„Welchen Archipitsch?"

„Den dortigen Hausmeister."

„Sieh bloß, was er schwatzt!" bemerkte Agraphena. „Was hören Sie auf ihn, gnädige Frau? Sperren Sie ihn in den Schweinestall, dann wird er schon reden!"

„Ich bin bereit, der Herrschaft nicht nur ihren Willen zu erfüllen," fuhr Jewsej fort, „sondern sofort zu sterben. Ich kann auf das Heiligenbild beschwören . . ."

„Schön reden könnt ihr alle," sagte Anna Pawlowna, „aber wenn es etwas zu tun gilt, dann ist niemand da. Schön hast du mir auf den Herrn achtgegeben, hast es dahin kommen lassen, daß er seine Gesundheit verloren hat. Sieh dich vor! Du wirst noch was erleben ..."

Sie drohte ihm.

„Hab' ich denn nicht achtgegeben, gnädige Frau?" In acht Jahren ist aus der Wäsche des Herrn nur ein Hemd verlorengegangen, sonst sind bei mir auch die aufgetragenen ganz da."

„Und wie ist es verloren gegangen?" fragte Anna Pawlowna zornig.

„Bei der Waschfrau. Ich hab's Alexander Fedoritsch gemeldet, daß der Herr es ihr abziehen soll, aber der Herr sagten nichts."

„Garstiges Frauenzimmer!" bemerkte Anna Pawlowna, „hat Lust nach guter Wäsche verspürt!"

„Ich habe nicht achtgegeben?" fuhr Jewsej fort. „Gebe Gott, daß jeder seinen Dienst so versehe. Der Herr pflegten noch zu ruhen, als ich schon in die Bäckerei lief ..."

„Was für Brötchen pflegte er zu essen?"

„Weiße, schöne ..."

„Gut, gut — weiße, aber doch wohl auf Butter?"

„So ein Klotz!" sagte Agraphena. „Kannst nicht einmal ein Wort richtig sagen und bist noch ein Petersburger!"

„Nein, mit Verlaub! — nicht auf Butter."

„Nicht auf Butter! Du Bösewicht, du Seelenmörder, du Räuber!" schrie Anna Pawlowna, rot vor Zorn. „Wie kommt man nicht sebst darauf, Buttersemmel zu nehmen, und hast noch achtgegeben!"

„Aber der Herr haben nicht befohlen, gnädige Frau."

„Nicht befohlen! Ihm, meinem Herzchen, ist es einerlei;

was immer du hinlegst, das ißt er. Und dir ist das von selbst nicht eingefallen. Hast du denn vergessen, daß er zu Hause nur Buttersemmeln bekommen hat? Wassersemmel zu kaufen! Hast gewiß das Geld wo anders hingetragen? Ich werde dir zeigen! Nun weiter, sprich!"

„Nachdem der Herr Tee getrunken," fuhr Jewsej eingeschüchtert fort, „gingen sie ins Amt und ich machte mich an die Stiefel. Den ganzen Morgen putzte ich sie und putzte, oft dreimal, und abends, wenn sie ablegten, putzte ich wieder. Wie soll ich nicht achtgegeben haben, gnädige Frau! Ich habe bei keinem der Herrschaften solche Stiefel gesehen. Peter Iwanitschs Stiefel waren schlechter geputzt, obwohl er drei Diener hat."

„Warum sieht er denn so schlecht aus?" fragte Anna Pawlowna etwas weicher.

„Gewiß vom Schreiben, gnädige Frau."

„Hat er viel geschrieben?"

„Viel. Jeden Tag."

„Was hat er denn geschrieben? Akten oder was?"

„Wahrscheinlich Akten."

„Und warum hast du ihn nicht davon abgehalten?"

„Ich hab's getan, gnädige Frau. ‚Sitzen Sie nicht so viel, Alexander Fedoritsch,' sagte ich, ‚gehen Sie spazieren, das Wetter ist schön, viele Herrschaften gehen spazieren. Wozu diese Schreiberei? Sie werden sich die Brust einsitzen, die gnädige Mutter', sagte ich, ‚wird böse sein . . .'"

„Und er?"

„‚Hinaus,' sagten der Herr „du bist ein Dummkopf!'"

„Wirklich ein Dummkopf!" sagte Agraphena.

Jewsej sah sie an, dann wandte er sich wieder zur Herrin.

„Nun, und der Onkel, konnte der ihn nicht zur Vernunft bringen?" fragte Anna Pawlowna.

„I wo, gnädige Frau! Wenn der Herr Onkel kamen und den Herrn nicht bei der Arbeit fanden, fielen sie über ihn her. ‚Wie,‘ sagten sie, ‚du tust nichts? Du bist hier nicht bei euch auf dem Lande. Hier muß man arbeiten,‘ sagten sie, ‚und nicht faulenzen! Du träumst immer,‘ sagten sie und schimpften den Herrn noch aus …“

„Was sagte er denn?“

„‚Provinz‘, sagten sie, und so — und ein Geschimpfe ging manchmal los, daß es nicht zum Anhören war.“

„Daß ihm das heimgezahlt wird …“, sagte Anna Pawlowna und spuckte aus. „Erst soll er seine eigenen Bälge haben und mit ihnen schimpfen! Schimpft noch, anstatt seinen Eifer zu dämpfen! O Gott, mein Gott! barmherziger König!“ rief sie. „Auf wen ist denn noch Verlaß, wenn die leiblichen Verwandten schlimmer sind als wilde Tiere? Ein Hund beschützt doch sein Junges, und hier hat der Onkel seinen leiblichen Neffen umgebracht! Und du, Dummkopf, konntest dem Onkel nicht sagen, daß er aufhört, so zu schimpfen, und sich scheren soll. Soll er doch auf seine Frau schimpfen, abscheuliches Frauenzimmer! Wie kommt er bloß dazu, zu befehlen: ‚Arbeite, arbeite!‘ Mag er doch selbst bei der Arbeit krepieren! So ein Hund, wirklich ein Hund, Gott verzeihe mir! Hat es wohl mit einem Knecht zu tun? …“

Darauf folgte Schweigen.

„Ist Ssaschenka schon lange so mager?“ fragte sie nach einer Weile.

„Schon drei Jahre,“ antwortete Jewsej, „Alexander Fedoritsch begannen sich sehr zu grämen und nahmen wenig Speise zu sich. Sie magerten immer mehr, immer mehr ab und schwanden wie ein Licht.“

„Und weshalb grämte er sich so?“

„Gott weiß, gnädige Frau! Peter Iwanitsch geruhten, davon zum Herrn zu sprechen. Ich habe zugehört, aber es war sehr verzwickt, ich hab's nicht verstanden."
„Was sagte er denn?"
Jewsej dachte eine Weile nach, und die Lippen bewegend, war er sichtbar bemüht, sich an etwas zu erinnern.
„Sie sagten so ein Wort... aber ich hab's vergessen."
Anna Pawlowna und Agraphena starrten ihn ungeduldig an.
„Nun?" sagte Anna Pawlowna.
„Los doch, du Maulaffe, sag doch etwas! Du siehst, die gnädige Frau wartet."
„Ent—täuscht..." brachte Jewsej endlich heraus.
Anna Pawlowna sah mit Staunen Agraphena an und Agraphena Jewsej. Jewsej sah beide an, und alle drei schwiegen.
„Wie?" fragte Anna Pawlowna.
„Ent—täuscht —, so, jetzt hab' ich's", sagte mit Entschiedenheit Jewsej.
„Was denn noch für ein Unglück! Mein Gott! Ist das eine Krankheit?" fragte Anna Pawlowna beklommen.
„Vielleicht heißt es, daß er behext ist, gnädige Frau?" sagte Agraphena eilig.
Anna Pawlowna erbleichte und spuckte aus.
„Daß du den Pips kriegst!" rief sie. „Ging er oft in die Kirche?"
Jewsej wurde verlegen.
„Man kann nicht sagen, gnädige Frau, daß sie viel gegangen sind", sagte er unentschlossen. „Man kann fast sagen, daß sie nicht gegangen sind. Dort gehen die Herrschaften, wie es scheint, wenig in die Kirche."
„Davon kommt es!" sagte Anna Pawlowna und be-

kreuzigte sich. „Wie es scheint, sind meine Gebete allein Gott nicht genug. Der Traum hat nicht gelogen! Er ist tatsächlich einem Abgrund entronnen, mein Herzchen!"

Bei diesen Worten erschien Anton Iwanitsch.

„Das Essen wird kalt, Anna Pawlowna!" sagte er. „Ist es nicht Zeit, Alexander Fedoritsch zu wecken?"

„Nein, nein, um Gottes willen!" antwortete sie. „Er bat, ihn nicht zu wecken. ‚Essen Sie allein,' sagte er, ‚ich habe keinen Appetit; ich will lieber schlafen,' sagte er; ‚der Schlaf wird mich erquicken; vielleicht habe ich abends Lust, zu essen.' Hören Sie, Anton Iwanitsch, nehmen Sie es mir alten Frau nicht übel, mir steht der Sinn jetzt nicht nach Essen. Ich gehe ein Öllämpchen anzünden und beten, während Ssaschenka schläft. Essen Sie allein."

„Gut, meine Liebe, gut, ich werde Ihren Wunsch erfüllen. Verlassen Sie sich auf mich!"

„Ja, und erweisen Sie mir die Güte," fuhr sie fort, „Sie sind unser lieber Freund und lieben uns — rufen Sie Jewsej und fragen Sie ihn genau aus, weshalb Ssaschenka so nachdenklich und mager geworden und wo sein Haar geblieben ist. Sie sind ein Mann, es fällt Ihnen leichter. Vielleicht hat man ihn dort schwer gekränkt? Es gibt doch solche Bösewichte auf der Welt... Suchen Sie alles zu erfahren..."

„Gut, gut! Ich werde alles bis auf den Grund untersuchen. Schicken Sie mir Jewsej, während des Essens werde ich ihn genau ausforschen."

„Guten Tag, Jewsej!" sagte er, während er sich zu Tisch setzte und die Serviette vorsteckte, „wie geht's?"

„Guten Tag, gnädiger Herr! Wie es mir geht? Schlecht, mit Verlaub! Sie sind aber recht zu Fleisch gekommen."

Anton Iwanitsch spuckte aus.

„Unberufen! Versündige dich nicht!" sagte er und begann die Kohlsuppe zu löffeln.
„Nun, wie ist es euch da ergangen?"
„So, nicht sehr gut."
„Die Lebensmittel sind da gewiß sehr gut, denk' ich. Was hast du da gegessen?"
„Nun eben, man holte aus dem Laden etwas Sülze und kalte Pastete, da haben Sie das Mittagessen."
„Aus dem Laden? Und der eigene Herd?"
„Zu Hause haben wir nicht gekocht. Ledige Herrschaften führen da keine Küche."
„Ist es möglich?" sagte Anton Iwanitsch, den Löffel hinlegend.
„Gewiß! Für den Herrn holte ich das Essen aus dem Wirtshaus."
„Das ist ja ein Zigeunerleben! Wie soll man dabei nicht mager werden! Da, trink!"
„Ich danke Ihnen untertänigst, gnädiger Herr! Auf Ihr Wohl!"
Dann folgte Schweigen. Anton Iwanitsch aß.
„Wie teuer sind da die Gurken?" fragte er, sich eine Gurke auflegend.
„Zehn Stück vierzig Kopeken."
„Was du sagst!"
„Bei Gott! Was wollen Sie mehr, gnädiger Herr, es ist eine Schande, wiederzuerzählen; manchmal muß man saure Gurken aus Moskau beziehen."
„Ach mein Gott! Wie soll man da nicht mager werden!"
„Wo sieht man da eine solche Gurke!" fuhr Jewsej fort, indem er auf eine Gurke zeigte, „nicht einmal im Traum! Lauter kleine, die nichts taugen. Hier würde man sie nicht ansehen, und dort essen die Herrschaften solches Zeug.

Auch Brot wird da selten im Haus gebacken, und Kohl einmachen, Fleisch pökeln oder Pilze einlegen — davon ist schon gar nicht die Rede."

Anton Iwanitsch schüttelte den Kopf, konnte aber nichts sagen, weil er den Mund vollgestopft hatte.

„Was macht man aber?" fragte er, nachdem er zu Ende gekaut.

„Alles ist im Laden zu haben, und wenn nicht im Laden, so gleich daneben im Wurstgeschäft; und was dort nicht zu haben ist, bekommt man in der Konditorei. Und wenn es schon in der Konditorei nicht zu bekommen ist, geht man in das Englische Magazin. Die Franzosen haben alles."

Schweigen.

„Nun, und wie teuer sind da die Ferkel?" fragte Anton Iwanitsch, indem er fast ein halbes Ferkel sich auf den Teller legte.

„Ich weiß es nicht, wir haben nicht gekauft. Ich glaube teuer, wohl zwei Rubel."

„Ei, ei, ei! Und da soll man nicht mager werden! Bei solcher Teuerung!"

„Bei feinen Herrschaften werden sie da wenig gegessen, mehr bei Beamten."

Wieder Schweigen.

„Nun also, wie habt ihr es da gehabt? Schlecht?" fragte Anton Iwanitsch.

„Gar nicht zu sagen, wie schlecht! Sehen Sie diesen Kwaß hier, dort ist das Bier dünner, und erst der Kwaß! Es rumort einem davon im Bauch den ganzen Tag. Gut ist nur die Schuhwichse. Eine Wichse, daß man sich nicht satt sehen kann. Und wie sie riecht! Man möchte sie aufessen."

„Was du sagst!"

„Bei Gott!"
Schweigen.
„Nun also, wie war's?" fragte Anton Iwanitsch, nachdem er wieder einen Bissen geborgen hatte.
„Nun — so —"
„Ihr habt also schlecht gegessen?"
„Schlecht! Alexander Fedoritsch aßen nur sehr wenig: sie haben sich das Essen abgewöhnt, nicht einmal ein Pfund Brot zu Mittag."
„Und dabei soll man nicht mager werden!" sagte Anton Iwanitsch. „Vielleicht, weil es so teuer war?"
„Ja, weil es teuer und auch, weil es da nicht Sitte ist, jeden Tag sich satt zu essen. Die Herrschaften tun es da wie heimlich, einmal am Tage, und auch das nur, wenn sie Zeit haben, so um fünf, manchmal sogar um sechs Uhr; sonst aber nehmen sie etwas rasch zu sich und das genügt. Das Essen kommt zuletzt, erst erledigen sie alle Geschäfte."
„Das ist ein Leben!" sprach Anton Iwanitsch. „Wie soll man dabei nicht mager werden! Ein Wunder, daß ihr da nicht umgekommen seid! Und geht das immer so?"
„Nein! An den Feiertagen, wenn die Herrschaften zusammenkommen, essen sie Gott weiß wieviel! Dann fahren sie in irgendein deutsches Wirtshaus und essen vielleicht für hundert Rubel, sagt man. Und was sie zusammentrinken! Mehr als unsereiner. Wenn dann zu Peter Iwanitsch Gäste kamen, setzten sie sich um sechs Uhr zu Tisch und standen um vier Uhr morgens auf."
Anton Iwanitsch riß die Augen weit auf.
„Was du sagst!" sagte er, „und sie essen immerzu?"
„Immerzu?"
„Wenn ich so etwas wenigstens sehen könnte! Wir sind's nicht gewohnt! Und was essen sie da?"

„Ach was, gnädiger Herr, es lohnt sich gar nicht, es zu sehen! Man kann nicht einmal erkennen, was man ißt. Die Deutschen legen ins Essen weiß Gott was hinein. Man möchte es gar nicht in den Mund nehmen. Nicht einmal der Pfeffer ist wie der unsere. Und in die Sauce tun sie etwas aus ausländischen Fläschchen hinein ... Einmal traktierte mich der Koch von Peter Iwanitsch mit herrschaftlichem Essen. Drei Tage war mir davon übel. Ich sehe da eine Olive und denke, es ist eine Olive, wie bei uns. Ich beiße hinein, sieh da, drin ist ein kleines Fischchen. Mir wurde ganz schlecht, ich spuckte aus und nahm eine andere — wieder ein Fischchen und so in allen ... Ach, verdammt!"

„Wie denn, sie legen sie absichtlich hinein?"

„Weiß Gott! Ich fragte, die Kerle lachten, und sagten, sie wachsen so. Und was für Gerichte. Erst reicht man warme Suppe, wie es sich gehört, mit Pasteten, aber was für Pasteten, nicht größer als ein Fingerhut; nimmt man davon auf einmal sechs Stück in den Mund und will zu kauen anfangen, da sind sie nicht mehr da, sind einfach zergangen! Nach dem Warmen gibt es irgend etwas Süßes, dann Braten, dann Eis, dann irgendein Gras und wieder Braten ... man möchte es nicht einmal essen!"

„Also habt ihr den Herd dort gar nicht geheizt? Und dabei soll man nicht mager werden!" sagte Anton Iwanitsch und stand vom Tisch auf.

„Ich danke dir, mein Gott!" begann er laut mit einem tiefen Seufzer, „der du mich mit himmlischen Gütern gesättigt ... Was fällt mir ein, daß ich mich so verplappere — mit irdischen Gütern, und entziehe mir auch nicht dein Himmelreich."

„Räumt ab. Die Herrschaften werden nicht speisen. Für

den Abend bereitet wieder ein Ferkelchen oder eine Truthenne — Alexander Fedoritsch ißt gern Truthennen, und er wird Hunger haben! Und jetzt bringt mir ein Bund frisches Heu in die Kammer; ich werde eine Stunde oder zwei ein bißchen verschnaufen. Zum Tee weckt mich. Sollte Alexander Fedoritsch inzwischen erwachen, so ... rüttelt mich auf!"

Als er ausgeschlafen hatte, kam er zu Anna Pawlowna.

„Nun, was gibt's, Anton Iwanitsch?"

„Nichts, Mütterchen, danke untertänigst für die Bewirtung ... und so süß habe ich geschlafen, das Heu ist so frisch und duftig."

„Wohl bekomm's! Nun, und was sagte Jewsej? Haben Sie ihn gefragt?"

„Gewiß, ich habe alles ausgeforscht. Unsinn, alles wird gut werden! Die ganze Sache kommt daher, daß die Kost dort schlecht war, wie ich hörte."

„Die Kost?"

„Ja, urteilen Sie selbst: die Gurken kosten da zehn Stück vierzig Kopeken, ein Ferkel zwei Rubel, und das Essen holt man aus der Konditorei — da kann man sich nicht satt essen. Wie soll man dabei nicht mager werden! Beunruhigen Sie sich nicht, wir werden ihm schon auf die Beine helfen und ihn kurieren. Lassen Sie recht viel Birkenaufguß zubereiten, ich gebe Ihnen das Rezept dazu, ich hab's von Prokofij Astafitsch. Geben Sie ihm morgens und abends ein oder zwei Gläschen davon und einen tüchtigen Schluck vor dem Mittagessen. Man kann es auch mit Weihwasser mischen ... Haben Sie noch welches?"

„Ja, ja! Sie selbst haben es mir gebracht."

„Ja, ich weiß. Wählen Sie möglichst fette Speisen. Zum Abendbrot habe ich schon ein Ferkel oder eine Truthenne bestellt."

„Haben Sie Dank, Anton Iwanitsch."
„Keine Ursache, Mütterchen!"
„Wären nicht auch junge Hühnchen in weißer Sauce gut?"
„Ich will es anordnen."
„Warum wollen Sie sich selbst bemühen? Wozu bin ich denn da? Ich werde schon dafür sorgen ... Überlassen Sie es mir ..."
„Ja, sorgen Sie ... helfen Sie mir, Sie sind zu uns wie ein leiblicher Vater!"
Anton Iwanitsch ging fort und sie versank in Nachdenken.
Der weibliche Instinkt und das Mutterherz sagten ihr, daß die Kost nicht der Hauptgrund für Alexanders Traurigkeit war. Sie versuchte, ihn geschickt mit halben Andeutungen auszuforschen, aber Alexander verstand sie nicht und schwieg.
So vergingen zwei, drei Wochen. Inzwischen wurden viele Ferkel, junge Hühnchen und Truthennen für Anton Iwanitsch verbraucht, Alexander aber blieb immer noch sehr nachdenklich und mager, und sein Haar wollte nicht wieder wachsen.
Da entschloß sich Anna Pawlowna zu einer offenen Aussprache mit ihm.
„Höre, Ssaschenka, mein Freund," sagte sie, „es ist schon ein Monat, daß du hier lebst und ich habe noch nicht einmal gesehen, daß du gelächelt hättest; du gehst herum, düster, wie eine Wolke, und siehst zu Boden. Ist dir denn in der Heimat nichts lieb? Es scheint, daß die Fremde dir lieber ist. Sehnst du dich nach ihr? Mein Herz will mir brechen, wenn ich dich ansehe. Was ist mit dir geschehen? Erzähl mir: was fehlt dir? Für dich ist mir nichts zu schade. Hat dich irgend jemand gekränkt, so sag's mir: ich werde ihn erreichen."

„Beunruhigen Sie sich nicht, Mamachen", sagte Alexander. „Es ist nichts — nur so ... Ich bin eben älter, ruhiger geworden und darum auch nachdenklicher ..."

„Und warum bist du so mager? Und wo ist dein Haar geblieben?"

„Ich kann nicht sagen, warum ... Man kann ja nicht alles erzählen, was in acht Jahren geschehen ist ... Vielleicht ist auch meine Gesundheit etwas angegriffen ..."

„Was tut dir denn weh?"

„Da tut es weh und da ..." Er zeigte auf den Kopf und auf die Brust.

Anna Pawlowna befühlte seine Stirn.

„Fieber hast du nicht ...", sagte sie. „Was kann das sein? Hast du Blutandrang zum Kopf?"

„Nein, so ..."

„Ssaschenka, wollen wir nicht Iwan Andreitsch holen lassen?"

„Wer ist Iwan Andreitsch?"

„Der neue Arzt. Ungefähr zwei Jahre ist er hier. Sehr tüchtig, er tut Wunder! Er verschreibt fast nie Rezepte, er macht selbst solche winzige Körnchen, und die helfen. Da hat bei uns Foma an Leibkrämpfen gelitten, drei Tage und drei Nächte hat er gebrüllt. Er gab ihm etwa drei Körnchen und weg war es — wie mit der Hand weggenommen. Laß dich doch von ihm behandeln, mein Herz."

„Nein, Mamachen, er wird mir nicht helfen, es wird von selbst besser werden."

„Warum grämst du dich aber so? Was ist es für ein Unglück?"

„Nichts ..."

„Sag, was möchtest du denn?"

„Ich weiß selbst nicht. Ich langweile mich nur."

„Wie merkwürdig, mein Gott!" sagte Anna Pawlowna. „Das Essen, sagst du, schmeckt dir, du hast alle Bequemlichkeiten und auch einen schönen Titel... Man sollte denken, es fehlt an nichts, — und du langweilst dich! Ssaschenka!" sagte sie leise nach einer Pause, „ist es nicht Zeit für dich, zu heiraten?"

„Was fällt Ihnen ein? Nein, ich will nicht heiraten."

„Und ich habe schon ein Mädchen ins Auge gefaßt, rosig und fein, wie ein Püppchen und so zart, du siehst den Saft durch die Glieder fließen, die Taille zart und schlank. Sie ist in der Stadt in einem Pensionat erzogen. Sie hat fünfundzwanzigtautend Rubel bar und eine schöne Aussteuer, alles in Moskau angefertigt. Auch die Familie ist gut... Wie wäre es, Ssaschenka? Ich hab' mit der Mutter einmal beim Kaffee gesprochen und im Scherz ein Wort fallen lassen — sie schien außer sich vor Freude..."

„Ich will nicht heiraten", wiederholte Alexander.

„Wie? Niemals?"

„Niemals."

„Gott sei mir gnädig! Was soll denn aber werden? Alle Menschen leben menschlich, nur du allein bist anders. Und wie würde ich mich freuen, wenn mir Gott noch vergönnte, Enkelkinder im Arm zu wiegen. Heirate sie, du wirst sie liebgewinnen..."

„Ich kann nicht mehr lieben. Ich habe zu lieben schon aufgehört."

„Ohne verheiratet zu sein? Wen hast du denn geliebt?"

„Ein Mädchen."

„Warum hast du sie nicht geheiratet?"

„Sie hat mich verraten."

„Verraten? Du warst ja mit ihr nicht verheiratet?"

Alexander schwieg.

„Feine Mädchen das! Lieben vor der Hochzeit, verraten! Garstiges Frauenzimmer! Das Glück gab sich selbst in ihre Hände, und sie wußte es nicht zu schätzen. Anspucken wollte ich sie, wenn ich sie sähe, das nichtsnutzige Ding! Schön hat der Onkel aufgepaßt! Hat sie einen Besseren gefunden! Das möchte ich wohl sehen! Aber ist sie denn die einzige? Nun, du wirst dich doch noch einmal verlieben."

„Ich habe auch schon noch einmal geliebt."

„Wen?"

„Eine Witwe."

„Nun, warum hast du die nicht geheiratet?"

„Dieser bin ich untreu geworden."

Anna Pawlowna sah ihn an und wußte nicht, was sie sagen sollte.

„Untreu geworden!..." wiederholte sie, „dann war sie gewiß ein liederliches Frauenzimmer!" fügte sie hinzu. „In der Tat ein Abgrund, Gott verzeihe mir! Man liebt vor der Hochzeit, ohne kirchliche Zeremonie und wird untreu... Was geschieht nicht alles auf der Welt, wenn man so zusieht. Das Jüngste Gericht muß schon nah sein! Nun sag' mir, hast du vielleicht einen Wunsch? Vielleicht schmeckt dir das Essen nicht? Ich will einen Koch aus der Stadt kommen lassen..."

„Nein, ich danke, es ist alles gut."

„Vielleicht ist es dir langweilig allein? Ich will die Nachbarn einladen."

„Nein, nein! Beunruhigen Sie sich nicht, Mama! Mir ist hier gemütlich und gut... Es wird vorübergehen... ich habe mich noch nicht recht eingelebt."

Das war alles, was Anna Pawlowna aus ihm herausbekommen konnte.

Nein, dachte sie, wie es scheint, kann man ohne Gott doch keinen Schritt tun. Sie bat Alexander, mit ihr zur Frühmesse zu fahren, aber er verschlief zweimal und sie konnte sich nicht entschließen, ihn zu wecken. Da bat sie ihn, zum Abendgottesdienst mitzukommen. „Meinetwegen", sagte Alexander, und sie fuhren hin. Die Mutter trat in die Kirche und kniete vor dem Chor, während Alexander an der Tür stehenblieb.
Die Sonne sank und warf schräge Strahlen, welche bald auf der vergoldeten Einfassung der Heiligenbilder spielten, bald die dunklen strengen Gesichter der Heiligen erhellten und den schwachen, schüchternen Schimmer der Kerzen mit ihrem Glanz verlöschten. Die Kirche war fast leer. Die Bauern waren bei der Feldarbeit; nur im Winkel beim Ausgang drängten sich einige alte Weiber in weißen Tüchern. Einige saßen, den Kopf kummervoll in die Hand gestützt, auf der steinernen Bank am Nebenaltar und ließen von Zeit zu Zeit laute und schwere Seufzer hören, ungewiß, ob ihrer Sünden oder ihrer häuslichen Angelegenheiten wegen. Andere hatten sich niedergeworfen, lagen lange mit dem Gesicht auf dem Boden und beteten.
Ein frisches Lüftchen drang durch das eiserne Fenstergitter, hob die Decke am Altar, spielte mit dem grauen Haar des Priesters, blätterte im aufgeschlagenen Meßbuch oder löschte ein Licht aus. Die Schritte des Priesters und des Küsters hallten laut auf dem steinernen Boden der leeren Kirche, ihre Stimmen tönten traurig zu den Wölbungen hinauf. Oben in der Kuppel schrien Dohlen und zwitscherten Spatzen, die von einem Fenster zum anderen flatterten. Das Schlagen ihrer Flügel und das Läuten der Glocken übertönten zuweilen den Gottesdienst ...
Solange im Menschen die Lebenskräfte schäumen, dachte

Alexander, solange die Wünsche und Leidenschaften in ihm spielen, ist er im Sinnlichen befangen und flieht jene beruhigende, erhabene und feierliche Betrachtung, zu der die Religion führt... Kommt er zu ihr, um Trost zu suchen, so geschieht es, wenn die Kräfte bereits erloschen und verschwendet, die Hoffnungen zerstört und die Last der Jahre drückt...

Während Alexander mit den bekannten Gegenständen seiner Umgebung allmählich wieder vertraut wurde, erwachten die Erinnerungen seiner Seele. Er ging in Gedanken seine Kindheit und seine Jugend vor der Abreise nach Petersburg durch; er erinnerte sich, wie er als Kind der Mutter die Gebete nachsprach, wie sie ihm vom Schutzengel erzählte, der Wache hält über der Menschenseele und ewig mit dem Teufel ringt; wie sie, auf die Sterne zeigend, ihm sagte, daß es die Augen der Engel Gottes seien, welche auf die Welt schauen und die guten und bösen Taten der Menschen zählen, und daß die Himmlischen weinen, wenn die Summe der bösen Taten die guten übersteigt. Auf die Bläue des fernen Horizonts hinweisend, pflegte sie zu sagen, daß es Zion sei... Alexander seufzte, wenn er aus solchen Erinnerungen erwachte.

Ach, wenn ich noch daran glauben könnte, dachte er. Der kindliche Glaube ist verloren und was habe ich Neues, Wahres dafür eingetauscht? Nichts: ich habe Zweifel, Systeme, Theorien gefunden, aber von der Wahrheit bin ich noch weiter entfernt als früher. Was nützt mir dieser Abfall, das Klügeln? Mein Gott! Kann man denn glücklich sein, wenn das Feuer des Glaubens das Herz nicht wärmt? Bin ich denn jetzt glücklicher?

Der Gottesdienst war zu Ende. Alexander kam noch trauriger nach Hause, als er hingefahren war. Anna Paw-

lowna wußte nicht mehr, was sie tun sollte. Als er einmal früher als gewöhnlich erwachte, vernahm er ein Geräusch am Kopfende seines Bettes. Er sah sich um; ein altes Weib stand über ihn gebeugt und flüsterte. Es verschwand aber sofort, als es sich bemerkt sah. Unter seinem Kissen fand Alexander irgendein Kraut. Um seinen Hals hing ein Amulett.

„Was bedeutet das?“ fragte Alexander die Mutter, „was war das für eine Alte in meinem Zimmer?“

Anna Pawlowna wurde verlegen.

„Das ist . . . Nikitischna“, sagte sie.

„Welche Nikitischna?“

„Sie hat . . . siehst du, mein Liebling, sei nicht böse . . .“

„Was ist denn? So sagen Sie es doch!“

„Sie hilft vielen, sagt man. Sie braucht nur das Wasser zu besprechen und den Schlafenden anzuhauchen — und jede Krankheit geht weg.“

„Vor drei Jahren“, fügte Agraphena hinzu, „kam zu der Witwe Ssidoricha ein feuriger Drache durch den Schornstein geflogen . . .“

Anna Pawlowna spuckte aus.

„Nikitischna“, fuhr Agraphena fort, „hatte den Drachen besprochen und er kam nicht wieder.“

„Nun, und was geschah mit der Ssidoricha?“ fragte Alexander.

„Sie kam nieder. Das Kind war so mager und so schwarz, es starb bereits am dritten Tag.“

Alexander lachte, vielleicht zum erstenmal seit seiner Ankunft aufs Land.

„Woher habt ihr sie?“

„Anton Iwanitsch hat sie hierhergebracht“, antwortete Anna Pawlowna.

„Was braucht ihr auch auf diesen Narren zu hören!"
„Ach, Ssaschenka! Was sagst du da! Du versündigst dich ... Anton Iwanitsch ein Narr! Wie kann deine Zunge so etwas aussprechen? Anton Iwanitsch ist unser Gönner und Freund."
„Da, Mama, nehmen Sie dieses Amulett und verehren Sie es unserem Freund und Gönner. Er kann es sich selbst um den Hals hängen."
Seitdem schloß er sich für die Nacht ein.
Es vergingen zwei, drei Monate. Allmählich verhalfen die Einsamkeit, die Stille, das häusliche Leben und alle damit zusammenhängenden Bequemlichkeiten Alexander zur Erholung. Die Sorglosigkeit, die Muße und die Abwesenheit jeder seelischen Erschütterung pflanzten in seinem Innern jenen Frieden, den Alexander in Petersburg vergeblich gesucht hatte. Dort wollte er, in den steinernen Massen eingeschlossen, den Schlaf eines Maulwurfs schlafen, indem er aus der Welt der Ideen und der Kunst entfloh, aber die Regungen des Neides und der machtlosen Wünsche weckten ihn unaufhörlich. Jede Erscheinung in der Welt der Wissenschaft und der Kunst, jede neue Berühmtheit, weckten in ihm die Frage: „Warum bin ich es nicht?" Dort stieß er bei jedem Schritt unter Menschen auf Vergleiche, die nicht zu seinen Gunsten ausfielen, dort war er so oft gefallen, dort sah er seine Schwäche wie im Spiegel, dort war der unerbittliche Onkel, der seine Anschauungen, seine Faulheit und seine durch nichts begründete Ruhmsucht bekämpfte. Dort war eine elegante Welt und eine Fülle von Begabungen, unter denen er keine Rolle spielen konnte. Dort endlich war man bemüht, das Leben unter bestimmte Normen zu bringen, seine dunklen und rätselhaften Seiten aufzuklären, ohne den Gefühlen, Leidenschaften und Träu-

men freien Lauf zu lassen. Dadurch beraubte man es der poetischen Anziehungskraft und gab ihm eine langweilige, trockene, eintönige, schwere Form.

Und hier welche Herrlichkeit! Er ist besser, klüger als alle! Hier ist er der Abgott für seine ganze Umgebung im Umkreise von einigen Werst. Zugleich öffnete sich hier im Angesicht der Natur seine Seele friedlichen, beruhigenden Eindrücken. Das Murmeln der Wellen, das Flüstern der Blätter, die Kühle und selbst das Schweigen der Natur weckte die Gedanken, regte das Gefühl an. Im Garten, im Felde, zu Hause, überall kamen ihm Erinnerungen der Kindheit und der Jugend. Es war oft, als wenn Anna Pawlowna, neben ihm sitzend, seine Gedanken erriete. Sie half ihm, die seinem Herzen teuren Einzelheiten aus seinem früheren Leben in der Erinnerung aufzufrischen, oder erzählte ihm Dinge, an die er sich nicht mehr erinnerte.

„Diese Linden da," sprach sie, auf den Garten hinweisend, „hatte dein Vater gepflanzt. Ich ging damals mit dir schwanger. Ich pflegte hier auf dem Balkon zu sitzen und ihn anzusehen. Er arbeitete und sah mich dabei ab und zu an und der Schweiß rann ihm in Strömen herab. ‚Ah, du bist hier', sagte er, ‚darum geht mir die Arbeit so munter!' und arbeitete weiter. Und das ist die Wiese, auf der du mit anderen Kindern gespielt hattest. Du warst so böse; sobald dir etwas nicht paßte, begannst du zu brüllen. Einmal hatte Agaschka — jetzt ist sie mit Kusjma verheiratet, das dritte Haus im Dorf — dich gestoßen und dir die Nase blutig geschlagen. Wie hatte sie der Vater dafür geprügelt, ich konnte ihn kaum beruhigen."

Alexander vervollständigte für sich die Erinnerungen. „Da auf dieser Bank unter dem Baum saß ich oft mit Sophie und war glücklich. Und dort zwischen den zwei Flieder-

sträuchern bekam ich von ihr den ersten Kuß." Und alles stand wieder lebhaft vor seinen Augen. Er lächelte diesen Erinnerungen zu und saß stundenlang auf dem Balkon, die Sonne erwartend oder sie begleitend, lauschte dem Gesang der Vögel, dem Plätschern des Sees und dem Summen der unsichtbaren Insekten.
„Mein Gott! wie schön ist es hier!" sprach er unter dem Einfluß dieser sanften Eindrücke, „fern vom Getriebe, vom kleinlichen Leben, von jenem Ameisennest, in dem die Menschen

> In Haufen hinter Mauern
> Nie die Morgenkühle atmen
> Und den Frühlingsduft der Wiesen.

Wie wird man dort müde, zu leben, und wie ruht die Seele hier aus, in diesem einfachen, unkomplizierten, ungekünstelten Leben. Das Herz erneuert sich, die Brust atmet freier und der Verstand wird nicht von quälenden Gedanken und endlosen Untersuchungen über seine Kämpfe mit dem Herzen gemartert. Hier leben sie miteinander im Frieden. Sorglos, ohne drückende Gedanken, mit schlummerndem Herzen und Geist, läßt man in leichter Erregung den Blick vom Wald zum Acker, vom Acker zum Hügel schweifen und versenkt ihn in die unendliche Bläue des Himmels."
Manchmal ging er zum Fenster, das auf den Hof und auf die Dorfstraße sah. Das war ein anderes Bild, ein Bild von Teniers, voll geschäftigen häuslichen Lebens. Barbos streckt sich in der Hitze vor seinem Häuschen aus, die Schnauze auf den Pfoten. Eine Menge Hühner begrüßen den Morgen und gackern um die Wette, die Hähne raufen. Die Herde wird die Straße entlang auf die Weide getrieben. Manchmal brüllt, mitten auf der Gasse stehend und nach allen Seiten

sich umsehend, eine zurückgebliebene Kuh. Bauern und Bäuerinnen gehen zur Arbeit, mit Harken und Sensen auf den Schultern. Der Wind entreißt zuweilen Worte aus ihrem Gespräch und trägt sie ans Fenster. Da fährt ein Bauernwagen donnernd über die kleine Brücke und hinter ihm kriecht träge ein Heuwagen vorbei. Kinder mit blondem borstigen Haar und hochgeschürzten Hemdchen waten in den Pfützen herum. Bei der Betrachtung dieses Bildes ging Alexander die Poesie des grauen Himmels, des verfallenen Zauns, des Pförtchens, des schmutzigen Teiches und des Trepak*) auf. Den schmalen eleganten Frack hatte er mit einem weiten hausgemachten Schlafrock vertauscht. Und in jeder Erscheinung dieses friedlichen Lebens, in jedem Eindruck des Morgens und des Abends, des Essens und der Ruhe, war das wachsame Auge der mütterlichen Liebe eingeschlossen.

Sie konnte sich nicht genug freuen, als sie sah, wie Alexander zunahm, wie die Röte in seine Wangen wiederkehrte und seine Augen ein friedlicher Glanz belebte. „Nur das Haar will nicht wachsen,“ seufzte sie, „und war doch wie Seide!“

Alexander machte oft Spaziergänge in der Umgebung. Einmal traf er eine Menge Bauernfrauen und -mädchen, die in den Wald gingen, um Pilze zu sammeln, schloß sich ihnen an und blieb bei ihnen den ganzen Tag. Als er nach Hause kam, lobte er das Mädchen Mascha ihrer Flinkheit und Geschicklichkeit wegen, und Mascha wurde ins Haus genommen, um den Herrn zu pflegen. Manchmal fuhr er hinaus, um die Feldarbeiten zu besichtigen, und lernte aus Erfahrung das kennen, worüber er oft für die

*) Russischer Bauerntanz.

Zeitschrift geschrieben und übersetzt hatte. Wie oft haben wir da geflunkert, dachte er kopfschüttelnd und vertiefte sich aufmerksam in den Gegenstand ...

Einmal, bei schlechtem Wetter, versuchte er, etwas zu arbeiten, setzte sich an den Schreibtisch und war mit dem Anfang zufrieden. Er hatte ein Buch nötig, um allerlei nachzuschlagen, und schrieb nach Petersburg. Das Buch kam. Er arbeitete ernsthaft und bestellte immer mehr Bücher. Vergeblich bemühte sich Anna Pawlowna, ihm das Schreiben auszureden, damit er die Brust nicht anstrenge. Er wollte nichts hören. Sie schickte Anton Iwanitsch zu ihm. Alexander hörte nicht auf ihn und schrieb weiter. Als drei, vier Monate vergangen und Alexander beim Schreiben nicht magerer, sondern stärker geworden war, beruhigte sich Anna Pawlowna.

So vergingen anderthalb Jahre. Es wäre alles gut gewesen, wenn Alexander gegen Ende dieser Zeit nicht wieder angefangen hätte, nachdenklich zu werden. Er hatte fast gar keine Wünsche, und die er hatte, waren nicht schwer zu befriedigen; sie gingen nicht über den Umkreis des häuslichen Lebens hinaus. Nichts quälte ihn, weder Sorge noch Zweifel, aber er langweilte sich! Allmählich wurde er des häuslichen Lebens überdrüssig. Die Zärtlichkeiten der Mutter wurden ihm lästig und Anton Iwanitsch widerwärtig; auch die Arbeit wurde ihm langweilig und die Natur reizte ihn nicht mehr.

Er saß oft schweigend am Fenster, sah schon gleichgültig auf die väterlichen Linden, und das Geplätscher des Sees machte ihn nur verdrießlich. Er begann über den Grund dieser neuen Traurigkeit nachzudenken und entdeckte, daß er sich nach Petersburg sehnte. Je mehr er sich von der Vergangenheit entfernte, desto mehr tat sie ihm leid. Das

Blut brauste noch in ihm, das Herz schlug, Körper und Seele forderten Betätigung, eine neue Aufgabe für ihn! Er weinte fast bei dieser Entdeckung. Er hoffte, daß die Langeweile vergehen und er auf dem Lande allmählich sich einleben würde. Aber je länger er blieb, um so stärker litt und sehnte er sich nach dem wohlbekannten Abgrund.

Er söhnte sich mit der Vergangenheit aus. Sie wurde ihm lieb. Der Haß, der düstere Blick auf das Leben, das freudlose Wesen, die Menschenscheu waren durch Einsamkeit und Nachdenken gemildert. Die Vergangenheit erschien ihm in reinerem Licht, und selbst Nadjenka, die Verräterin, fast wie in einem Strahlenkranz. Und was mache ich hier? dachte er verdrossen. Warum verfaule ich hier? Warum lasse ich meine Fähigkeiten zugrunde gehen? Kann ich dort nicht durch meine Arbeit glänzen? Jetzt bin ich klüger geworden. Womit ist der Onkel besser als ich? Kann ich meinen Beruf denn nicht finden? Zwar ist es mir bis jetzt nicht gelungen, ich habe es eben nicht richtig angefangen. Was tut's? Jetzt bin ich zur Besinnung gekommen. Es ist auch höchste Zeit. Wie wird meine Abreise die Mutter kränken, und doch muß ich reisen! Ich kann hier nicht zugrunde gehen. Dort sind alle etwas geworden. Und meine Karriere und mein Glück? Ich allein bin zurückgeblieben ... aber weshalb und warum? Er war krank vor Kummer und fand doch nicht den Mut, der Mutter seine Absicht, zu reisen, zu bekennen.

Aber die Mutter ersparte ihm auch diese Mühe, indem sie starb.

Da schrieb er an den Onkel und die Tante nach Petersburg folgende Briefe.

An die Tante:

„Vor meiner Abreise aus Petersburg hatten Sie, ma

tante, mit Tränen in den Augen, mir die köstlichen Worte auf den Weg gegeben, die sich meinem Gedächtnis eingeprägt haben. Sie sagten: wenn ich einmal warmer Freundschaft und aufrichtiger Teilnahme bedürftig sein sollte, dann würde ich in Ihrem Herzen immer einen Winkel finden. Der Zeitpunkt ist gekommen, in dem ich den ganzen Wert dieser Worte begriffen habe. In den Rechten, die Sie mir so großmütig über Ihr Herz eingeräumt haben, liegt für mich ein Unterpfand des Friedens, der Stille, des Trostes, der Ruhe und vielleicht die Gewähr für mein ganzes Lebensglück. Vor drei Monaten ungefähr ist meine Mutter gestorben; ich sage nichts mehr. Aus ihren Briefen wissen Sie, was sie für mich war, und werden begreifen, was ich verloren habe... Jetzt will ich für immer von hier fliehen. Aber wohin sollte ich einsamer Wanderer meinen Weg nehmen, wenn nicht nach dem Ort, wo Sie sind? Sagen Sie mir eins: Werde ich Sie so wiederfinden, wie ich Sie vor anderthalb Jahren verlassen habe? Haben Sie mich nicht aus Ihrer Erinnerung verbannt? Werden Sie die langweilige Pflicht auf sich nehmen wollen, mit Ihrer Freundschaft, die so oft meinen Kummer gelindert, eine neue tiefe Wunde zu heilen? Ich setze all meine Hoffnungen auf Sie und auf eine andere mächtige Bundesgenossin — die Tätigkeit.

Sie wundern sich, nicht wahr? Es kommt Ihnen wohl seltsam vor, dies von mir zu hören, diese Zeilen zu lesen, die in einem mir sonst nicht eigenen ruhigen Ton geschrieben sind? Wundern Sie sich nicht darüber und fürchten Sie nicht meine Rückkehr: Es kehrt zu Ihnen kein Verrückter, kein Träumer, kein Enttäuschter und kein Provinzler wieder, sondern ein Mensch, wie es deren viele in Petersburg gibt, und der ich schon längst hätte sein sollen. Machen

Sie besonders den Onkel darauf aufmerksam. Wenn ich mein vergangenes Leben betrachte, werde ich verlegen und schäme mich vor den anderen und vor mir selbst. Es konnte aber nicht anders sein, und so mußte ich mich jetzt erst auf mich besinnen — mit dreißig Jahren! Die harte Schule, die ich in Petersburg durchgemacht, und das Nachdenken hier auf dem Lande, haben mir mein Schicksal vollkommen klargemacht. Durch die respektvolle Distanz zu den Lehren des Onkels und zu meinen eigenen Erlebnissen, in welcher ich mich hier befand, habe ich sie in der Stille besser begreifen gelernt, und sehe jetzt, wohin sie mich längst hätten führen sollen, und wie kläglich und unvernünftig ich dem wahren Ziel ausgewichen bin. Jetzt bin ich ruhig: ich quäle und martere mich nicht, prahle auch nicht damit. Vielleicht kommt diese Ruhe zunächst aus Egoismus; ich fühle übrigens, daß meine Lebensanschauung sich bald so klären wird, daß ich einen neuen, reineren Quell der Ruhe finden werde. Jetzt aber kann ich dennoch nicht umhin, zu bedauern, daß ich leider schon an der Grenze angelangt bin, wo die Jugend zu Ende ist, und die Epoche eintritt, da man überlegt, prüft und die Eindrücke analysiert, die Epoche der Klarheit.

Obwohl meine Meinung von den Menschen und vom Leben sich vielleicht nur wenig geändert hat, habe ich doch Hoffnungen aufgegeben, auf viele Wünsche verzichtet, mit einem Wort: ich habe die Illusionen eingebüßt — folglich werde ich nicht mehr die Möglichkeit haben, enttäuscht zu werden —, und das ist einerseits sehr tröstlich! Und so sehe ich denn heller in die Zukunft, das Schwerste liegt schon hinter mir, die Aufregungen schrecken mich nicht, weil ihrer nicht viele übrigblieben, die wichtigsten sind vorüber, und ich segne sie. Ich schäme mich, wenn ich mich

erinnere, daß ich mich für einen Märtyrer hielt und mein Los und das Leben verfluchte. Welche klägliche Kinderei und Undankbarkeit! Wie spät habe ich eingesehen, daß die Leiden die Seele reinigen, daß sie allein es sind, die den Menschen sich selbst und den anderen erträglich machen, ihn erheben... Jetzt sehe ich auch ein, daß wer keinen Anteil am Leid, auch keinen Anteil an der Fülle des Lebens hat. Im Leid sind vielleicht Voraussetzungen enthalten, deren Erfüllung wir hier gar nicht erleben können. Ich erblicke in diesen Kämpfen die Hand der Vorsehung, welche, wie es scheint, dem Menschen die unendliche Aufgabe bestimmt, unter trügerischen Hoffnungen und qualvollen Hindernissen immer vorwärtszustreben und mehr als das jeweilig gesteckte Ziel zu erreichen. Ja, ich sehe ein, daß der Kampf und die Aufregungen dem Leben unentbehrlich sind, daß das Leben ohne sie kein Leben wäre, sondern Stillstand, Schlaf... Wenn der Kampf zu Ende, dann ist auch das Leben zu Ende. Der Mensch hat gearbeitet, geliebt, genossen, gelitten, gekämpft, seine Pflicht getan — und folglich gelebt!

Sehen Sie, so denke ich! Ich bin dem Dunkel entronnen und sehe, daß alles, was ich bis jetzt erlebt habe, nur eine schwierige Vorbereitung für den wahren Weg war, ein verzwicktes Vorstudium zum Leben. Irgend etwas sagt mir, daß der Weg von jetzt an leichter, stiller, verständlicher sein wird... Die dunklen Stellen sind erhellt, die verschlungenen Knoten gelöst, das Leben fängt an, mir statt bös, gut zu erscheinen. Bald werde ich wieder sagen dürfen: Wie schön ist das Leben! Ich werde es aber nicht wie ein vom Augenblick berauschter Jüngling sagen, sondern in klarer Erkenntnis seines wahren Genusses und seiner Bitterkeit. Dann ist auch der Tod nichts Schreckliches mehr; er

erscheint nicht als ein Popanz, sondern als eine herrliche Erfahrung. Auch jetzt schon weht die Seele eine unbekannte Ruhe an; der knabenhafte Ärger, das Aufbrausen der verletzten Eigenliebe, die kindische Gereiztheit und der komische Zorn auf die ganze Welt und auf die Menschen, der dem Zorn des Mopses gegen den Elefanten gleicht — alles ist vorbei, als wäre es nie gewesen.

Ich habe mich wieder mit jemand befreundet, mit dem ich lange auseinander war: mit dem Menschen, der, wie ich beiläufig bemerke, hier nicht anders ist, als in Petersburg, nur etwas rauher, gröber und lächerlicher. Aber ich bin den Menschen hier nicht böse und werde es in Petersburg erst recht nicht sein. Da haben Sie ein Beispiel meiner Sanftmut: Zu mir kommt jener wunderliche Kauz Anton Iwanitsch, um mit mir, wie er sich ausdrückt, mein Leid zu teilen. Morgen fährt er zum Nachbar auf eine Hochzeit, um mit ihm die Freude zu teilen, und übermorgen irgendwohin, um das Amt der weisen Frau auszuüben. Aber weder das Leid noch die Freude hindern ihn daran, überall viermal am Tage zu essen. Ich sehe, daß ihm alles gleich ist, ob ein Mensch stirbt, geboren wird oder heiratet — und trotzdem ist er mir nicht zuwider und nicht verdrießlich ... Ich dulde ihn und jage ihn nicht fort ... Ein gutes Zeichen — nicht wahr, ma tante? Was werden Sie sagen, wenn Sie diese Lobrede auf mich selbst gelesen haben?"

An den Onkel:

„Liebster, bester Onkel und gleichzeitig Eure Exzellenz! Mit welcher Freude habe ich erfahren, daß auch Ihre Karriere sich so glorreich gestaltet hat; mit Glücksgütern sind Sie ja schon längst gesegnet. Sie sind nun wirklicher Staatsrat und Direktor eines Departements! Darf ich Eure Ex-

zellenz an das Versprechen erinnern, das Sie mir vor meiner Abreise gegeben haben? ‚Wenn du Stellung, Beschäftigung oder Geld brauchen solltest, wende dich an mich‘, sagten Sie. Und jetzt brauche ich eine Stellung, Beschäftigung und wahrscheinlich auch Geld. Ein armer Provinzler erlaubt sich, um eine Stelle und um Arbeit zu bitten. Welches Schicksal erwartet meine Bitte? Dasselbe vielleicht, das einst den Brief Sajesschalows getroffen, der Sie gebeten hatte, sich seines Prozesses anzunehmen. Was das Schaffen betrifft, das Sie in einem Ihrer Briefe zu erwähnen die Grausamkeit hatten ... so halte ich es für eine Sünde, längst vergessene Torheiten auszugraben, um derentwillen ich selbst erröte. Ach, lieber Onkel, ach, Eure Exzellenz! Wer war nicht einmal jung und töricht? Wer hatte nicht einmal seinen seltsamen, sogenannten liebsten Traum, dem es bestimmt ist, nie in Erfüllung zu gehen? Mein Nachbar rechter Hand zum Beispiel, hielt sich für einen Helden, für einen Riesen, für einen Jäger vor dem Herrn ... Er gedachte, die Welt durch seine Heldentaten in Erstaunen zu setzen, und endete damit, daß er als Fähnrich den Abschied nahm, ohne im Krieg gewesen zu sein, und baut jetzt friedlich seine Kartoffeln und seinen Kohl. Der andere links träumte davon, die ganze Welt und Rußland nach seinem Sinn umzugestalten, aber nachdem er kurze Zeit in der Kanzlei Akten geschrieben hatte, zog er sich hierher zurück und hatte bis jetzt noch nicht vermocht, den wackligen Zaun zu reparieren. Ich bildete mir ein, daß ich von oben mit einer schöpferischen Begabung bedacht wäre, und wollte der Welt neue, ungeahnte Mysterien offenbaren, und ahnte nicht, daß es keine Mysterien waren und ich kein Prophet. Wir sind alle lächerlich, aber sagen Sie mir, wer darf, ohne selbst zu erröten, es wagen, jene

jugendlichen, edlen, feurigen, wenn auch überschwenglichen Träume zu beschimpfen? Wer hätte nicht irgendeinen unfruchtbaren Wunsch in sich genährt, wer hätte sich nicht als den Helden einer glorreichen Tat, eines feierlichen Liedes, einer ruhmreichen Legende geträumt? Wessen Phantasie hätte sich nicht in mythische, heroische Zeiten versetzt? Wer hätte nicht aus Mitgefühl mit allem Hohen und Schönen geweint? Findet sich ein solcher Mensch, so mag er einen Stein auf mich werfen — ich beneide ihn nicht. Ich erröte für meine jugendlichen Träume, gut, lassen wir sie: sie sind ein Unterpfand der Herzensreinheit, ein Zeichen einer guten, zum Edlen hinneigenden Seele.

Ich weiß, diese Beweise werden Sie nicht überzeugen: Sie brauchen einen positiven, praktischen Beweis. Bitte, hier ist er. Sagen Sie selbst, wie sollte man die Fähigkeiten junger Leute erkennen und weiterbilden, wenn die jungen Leute die frühen Neigungen in sich unterdrücken und ihren Träumen keine Freiheit und keinen Spielraum lassen, sondern sklavisch den ihnen vorgezeichneten Weg gehen würden, ohne die eigenen Kräfte zu versuchen? Und ist es schließlich nicht ein Naturgesetz, daß die Jugend unruhig, überschäumend, manchmal wahnwitzig, töricht sein muß, und daß die Träume mit der Zeit verschwinden, wie es jetzt bei mir der Fall ist? Und war Ihre eigene Jugend diesen Sünden so gar fremd? Versuchen Sie, sich zu erinnern, graben Sie Ihr Gedächtnis an. Ich sehe von hier, wie Sie mit Ihrem ruhigen, nie verlegenen Blick den Kopf schütteln und sagen: ‚Nein, nichts!' Erlauben Sie, daß ich Sie wenigstens in Beziehung auf die Liebe überführe... Sie leugnen? Sie können es aber nicht ableugnen. Der Beweis ist in meinen Händen... Bedenken Sie, daß ich die Sache am Ort der Handlung

untersucht habe. Der Schauplatz Ihrer Liebesabenteuer, der See, liegt vor meinen Augen. Hier wachsen immer noch gelbe Blumen. Eine in richtiger Weise getrocknete habe ich die Ehre, Eurer Exzellenz zur lieblichen Erinnerung beizulegen ... Aber ich habe noch schrecklichere Waffen gegen Ihre Verfolgung der Liebe im allgemeinen und der meinen im besonderen. Ich habe ein Dokument. Ihr Gesicht verdüstert sich? Und was für ein Dokument!!! Sie erbleichen? Ich habe diese kostbare Antiquität meiner Tante von der nicht weniger antiken Brust geraubt und bringe sie mit, als ein ewiges Zeugnis gegen Sie und als Rechtfertigung für mich. Zittern Sie, Onkel! Außerdem kenne ich noch alle Einzelheiten Ihrer Liebe; die Tante erzählt mir jeden Tag beim Morgentee, beim Abendessen und vor dem Schlafengehen irgendeine interessante Tatsache davon, und ich trage dieses kostbare Material in ein besonderes Notizbuch ein. Ich werde es mir nicht nehmen lassen, es Ihnen persönlich zu überreichen, zusammen mit meinen Arbeiten über die Landwirtschaft, mit denen ich mich hier schon ein Jahr lang befasse. Ich meinerseits halte es für meine Pflicht, der Tante die Beständigkeit Ihrer Gefühle zu versichern. Sobald ich die Ehre haben werde, von Eurer Exzellenz einen meiner Bitte günstigen Bescheid zu bekommen, werde ich mich beehren, bei Ihnen unter Darbringung von getrockneten Himbeeren und Honig zu erscheinen, und unter Vorlegung von Briefen, mit denen mich einige Nachbarn in ihren Angelegenheiten zu versehen versprechen, mit Ausnahme von Sajesschalow, der gestorben ist, ohne das Ende seines Prozesses erlebt zu haben."





Epilog

Folgendes begab sich noch mit den Hauptpersonen dieses Romans, vier Jahre etwa nach der zweiten Ankunft Alexanders in Petersburg.

Eines Morgens ging Peter Iwanitsch in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Das war nicht mehr der frühere muntere, starke und stramme Peter Iwanitsch mit dem gleichmäßig ruhigen Blick, dem stolz erhobenen Kopf und gerader Haltung. Die Zeit oder die Umstände haben ihn gebeugt. Seine Bewegungen waren nicht mehr so rasch, der Blick nicht mehr so fest und selbstsicher. Im Backenbart und an den Schläfen war sein Haar ergraut. Man sah es ihm an, daß er das fünfzigjährige Jubiläum seines Lebens schon hinter sich hatte. Er ging ein wenig gebückt. Besonders fiel im Gesicht dieses leidenschaftslosen und ruhigen Menschen — als welchen wir ihn bis jetzt kannten

— ein mehr als besorgter, fast banger Ausdruck auf, obwohl es sonst den Peter Iwanitsch eigenen Charakter bewahrt hatte.
Er schien wie vor den Kopf geschlagen. Er machte zwei Schritte und blieb plötzlich mitten im Zimmer stehen oder durchmaß mit raschem Schritt zwei-, dreimal das Zimmer. Es mußten wohl ungewöhnliche Gedanken sein, die ihn heimsuchten.
In einem Sessel am Tisch saß ein beleibter Herr von kleiner Statur mit einem Kreuz auf der Brust, in geschlossenem Frack, die Beine übereinandergeschlagen. In seiner Hand fehlte nur der Rohrstock mit dem großen goldnen Knauf, jener klassische Stock, an dem der Leser in den Romanen gewöhnlich den Arzt erkennt. Ein solcher Kommandostab mag wohl auch für einen Arzt passen, der aus Mangel an Patienten viel zu Fuß geht und seine Besuche stundenlang ausdehnen kann, und der oft in einer Person zwei, drei Berufe vereinigt: den des Mediziners, des praktischen Philosophen und des Hausfreundes. Aber das mag gut sein dort, wo man im Überfluß, gemächlich und unabhängig lebt, selten krank ist, und wo der Arzt mehr ein Luxus als eine Notwendigkeit ist. Aber der Arzt Peter Iwanitschs war ein Petersburger Arzt. Er wußte nicht, was es heißt, zu Fuß zu gehen, obwohl er den Kranken Bewegung zu verordnen pflegte. Er war Mitglied eines Rates, Sekretär einer gelehrten Gesellschaft, Professor und dirigierender Arzt mehrerer Krankenhäuser, Armenarzt und unvermeidliches Mitglied aller ärztlichen Konsilien. Er hatte eine riesige Praxis. Er streifte nicht einmal den Handschuh von der linken Hand herunter, würde es auch mit dem rechten nicht tun, wenn er den Puls nicht fühlen müßte; er knöpfte niemals den Frack auf und hatte kaum Zeit, sich zu setzen.

Jetzt hatte er vor Ungeduld schon mehrmals das linke Bein über das rechte und das rechte über das linke geschlagen.
Es war für ihn höchste Zeit wegzufahren, und Peter Iwanitsch schwieg noch immer. Endlich sprach er.
„Was ist zu tun, Doktor?" fragte er, vor dem Arzt stehen bleibend.
„Fahren Sie nach Kissingen", antwortete der Arzt. „Die Anfälle wiederholen sich zu oft bei Ihnen ..."
„Ach, Sie sprechen immer von mir!" unterbrach Peter Iwanitsch, „und ich spreche von meiner Frau. Ich bin über fünfzig und sie im blühenden Alter, sie hat das Leben noch vor sich. Und wenn ihre Gesundheit jetzt schon so untergraben ist ..."
„Gleich untergraben!" bemerkte der Arzt. „Ich habe Ihnen nur meine Besorgnisse für die Zukunft mitgeteilt. Jetzt ist aber noch nichts zu befürchten. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ihre Gesundheit ... oder besser sie selbst, wie soll ich sagen ... nicht ganz in Ordnung ist."
„Das ist doch einerlei! Sie haben das so nebenher fallen lassen und es vergessen. Ich aber beobachte sie seitdem aufmerksam und entdecke jeden Tag neue unerfreuliche Veränderungen an ihr — seit drei Monaten habe ich keine Ruhe mehr. Ich verstehe nicht, wieso ich das nicht früher bemerkt habe! Das Amt und die Geschäfte haben mich der Zeit und der Gesundheit beraubt, und jetzt nehmen sie mir vielleicht auch die Frau."
Er ging unruhig durchs Zimmer.
„Haben Sie sie heute untersucht?" fragte er nach kurzem Schweigen.
„Ja, aber sie bemerkt nichts Auffallendes. Früher habe ich eine physiologische Ursache vermutet, sie hat ja keine

Kinder ... Aber es scheint nicht der Fall zu sein. Vielleicht handelt es sich um etwas rein Physisches."

„Immer besser!" bemerkte Peter Iwanitsch.

„Und vielleicht ist es auch das nicht. Es sind gar keine verdächtigen Symptome vorhanden. Es ist vielleicht nur das ... Sie sitzen zu lange in diesem sumpfigen Klima. Gehen Sie nach dem Süden, frischen Sie sich ein bißchen auf, sammeln Sie neue Eindrücke, dann wollen wir sehen, was wird. Verbringen Sie den Sommer in Kissingen, machen Sie da eine Kur durch, den Herbst verleben Sie in Italien, den Winter in Paris. Dann garantiere ich Ihnen, daß von den Schleimanhäufungen und von der Reizbarkeit nichts übrig bleiben wird!"

Peter Iwanitsch hörte fast nicht zu.

„Eine psychische Ursache", sagte er halblaut und schüttelte den Kopf.

„Das heißt, ich will Ihnen sagen, warum ich eine psychische Ursache annehme", sagte der Arzt. „Ein anderer, der Sie nicht kennt, würde hier irgendwelche Sorgen vermuten, oder sagen wir nicht Sorgen, sondern unterdrückte Wünsche ... es gibt ja manchmal Not, Mangel, ich wollte Sie nur auf den Gedanken bringen ..."

„Not, Wünsche!" unterbrach Peter Iwanitsch. „Alle ihre Wünsche werden im voraus erfüllt, ich kenne ihren Geschmack, ihre Gewohnheiten. Und Not ... Hm ... Sie kennen unser Haus, Sie wissen, wie wir leben!"

„Ein gutes Haus, ein famoses Haus!" sagte der Arzt, „prachtvolle Küche und was für Zigarren! Und was ist mit Ihrem Freund, der in London wohnt ... hat er aufgehört, Ihnen Sherry zu schicken? Ich habe dieses Jahr keinen bei Ihnen gesehen ..."

„Wie tückisch das Schicksal ist, Doktor! War ich denn nicht

vorsichtig mit ihr?" sagte Peter Iwanitsch mit ungewohnter Wärme, „jeden Schritt habe ich genau erwogen ... aber irgendwo muß es einen treffen, bei allen Erfolgen und bei dieser Karriere! Ah!"

Er machte eine Bewegung mit der Hand und setzte seinen Gang durchs Zimmer fort.

„Weshalb beunruhigen Sie sich so?" sagte der Arzt. „Es liegt absolut nichts Gefährliches vor. Ich wiederhole, was ich das erstemal schon sagte, das heißt, daß ihr Organismus durchaus nicht angegriffen ist. Zerstörungssymptome sind keine. Blutmangel, etwas Schwäche ... das ist alles!"

„Natürlich, eine Kleinigkeit!" sagte Peter Iwanitsch.

„Ihr Kranksein ist ein negatives, kein positives", fuhr der Arzt fort. „Sie ist übrigens nicht die einzige. Sehen Sie alle an, die nicht hier in Petersburg geboren sind, wie sie aussehen! Sehen Sie zu, daß Sie von hier wegkommen! Und wenn es nicht möglich ist, so sorgen Sie für Zerstreuung. Lassen Sie sie nicht stillsitzen, umgeben Sie sie mit Aufmerksamkeiten, führen Sie sie in Gesellschaft. Überhaupt mehr Bewegung für Körper und Geist; beide befinden sich bei ihr in einer unnatürlichen Apathie. Das kann sich mit der Zeit leicht auf die Lungen werfen, oder..."

„Adieu, Doktor! Ich gehe zu ihr ..." sagte Peter Iwanitsch und ging raschen Schrittes in das Zimmer seiner Frau.

Er blieb an der Tür stehen, schob leise die Portieren auseinander und heftete einen unruhigen Blick auf sie.

Da saß sie ... Was war dem Arzt so Besonderes an ihr aufgefallen? Jeder, der sie zum erstenmal gesehen hätte, würde in ihr eine Frau finden, wie es ihrer viele in Petersburg gibt. Sie war blaß, das ist wahr. Ihr Blick war matt, das Hauskleid fiel bequem und lose von den mageren

Schultern und der flachen Brust herab. Ihre Bewegungen waren langsam, fast träge ... Ist denn aber die Röte der Wangen, der Glanz der Augen und die Energie der Bewegungen ein besonderes Merkmal unserer schönen Frauen? Was die Schönheit der Formen betrifft, so hätte weder Phidias noch Praxiteles unter ihnen eine Venus für seinen Meißel gefunden.

Nein, plastische Schönheit darf man bei den schönen Frauen des Nordens nicht suchen: sie sind keine Statuen; die antiken Posen, in denen die Schönheit der griechischen Frauen verewigt ist, sind nicht ihre Sache, und ihre Körper sind auch nicht danach gebildet: sie haben nicht jene makellos regelmäßigen Linien ... Die Sinnlichkeit strömt nicht in heißen Strahlen aus ihren Augen, auf den halbgeöffneten Lippen spielt nicht jenes naiv-wollüstige Lächeln, das auf dem Munde jener südlichen Frauen glüht. Unseren Frauen ist eine andere, höhere Schönheit eigen. Für den Meißel ist dieses Leuchten des Geistes in ihren Zügen nicht faßbar, dieser Kampf des Willens mit der Leidenschaft, das Spiel der unausgesprochenen Regungen der Seele mit ihren zahllosen Nuancen von List, erheuchelter Einfalt, von Zorn und Güte, von verheimlichten Freuden und Leiden ... von diesem ganzen Feuerwerk, das aus einer konzentrierten Seele kommt ... Wie dem auch sei, wer immer das erstemal Lisaweta Alexandrowna gesehen hätte, würde nichts von Zerrüttung an ihr bemerkt haben. Nur wer sie von früher kannte, wer sich an die Frische ihres Gesichts, an den leuchtenden Blick, der die Farbe der Augen unkenntlich machte — so sehr war sie von zitternden Lichtwellen überflutet —, wer sich an ihre üppigen Schultern und prachtvoll schlanke Büste erinnerte, der würde sie jetzt mit schmerzlichem Staunen betrachtet, und sein Herz würde sich vor

Mitleid zusammengekrampft haben, so wie es jetzt mit Peter Iwanitsch geschah, der es sich selbst nicht zu gestehen wagte.

Er trat leise in das Zimmer und setzte sich zu ihr.

„Was machst du da?“ fragte er.

„Ich sehe das Ausgabebuch durch. — Denk' bloß, Peter Iwanitsch, im vorigen Monat haben wir für die Küche allein anderthalbtausend Rubel verbraucht; das geht nicht so weiter. —“

Ohne ein Wort zu sagen, nahm er ihr das Buch aus der Hand und legte es auf den Tisch.

„Höre,“ sagte er, „der Arzt meint, daß meine Krankheit sich verschlimmern könnte, wenn ich hier bleibe. Er rät mir, nach dem Auslande ins Bad zu reisen. Was meinst du dazu?“

„Hier, denke ich, ist die Meinung des Arztes wichtiger als die meine. Wenn er es vorschreibt, muß man eben reisen.“

„Und du? Möchtest du mitkommen?“

„Meinetwegen.“

„Oder vielleicht willst du hierbleiben?“

„Schön, ich kann auch hierbleiben.“

„Was ist dir eigentlich lieber?“ fragte Peter Iwanitsch mit einiger Ungeduld.

„Verfüge über dich und mich, wie du willst“, antwortete sie niedergeschlagen und gleichgültig. „Wenn du willst, werde ich reisen, wenn nicht, bleibe ich hier . . .“

„Hierbleiben kannst du nicht“, bemerkte Peter Iwanitsch. „Der Arzt sagt, daß auch deine Gesundheit ein wenig . . . vom Klima gelitten hat . . .“

„Was fällt ihm ein?“ sagte Lisaweta Alexandrowna. „Ich bin gesund, mir fehlt nichts.“

„Vielleicht würde eine lange Reise dich zu sehr ermüden“, sagte Peter Iwanitsch. „Möchtest du nicht einige Zeit in

Moskau bei der Tante bleiben, solange ich im Auslande bin?"
„Schön, ich kann auch zur Tante nach Moskau reisen."
„Oder sollten wir nicht lieber beide für den Sommer nach der Krim gehen?"
„Meinetwegen auch nach der Krim."
Peter Iwanitsch hielt es nicht mehr aus. Er erhob sich und begann, wie in seinem Arbeitszimmer, auf und ab zu gehen, dann blieb er vor ihr stehen.
„Ist es dir denn einerlei, wo du bist?"
„Einerlei", antwortete sie.
„Warum denn?"
Sie erwiderte nichts und nahm wieder das Ausgabenheft vom Tisch.
„Wie du willst, Peter Iwanitsch," sagte sie, „aber wir müssen unsere Ausgaben einschränken. Fünfzehnhundert Rubel allein für die Küche ... das geht nicht."
Er nahm ihr das Heft weg und warf es unter den Tisch.
„Was interessiert dich das so?" fragte er. „Ist es dir um das Geld so leid?"
„Wen soll's denn angehen? Ich bin ja deine Frau! Du hast mich so gelehrt ... und jetzt machst du mir Vorwürfe, daß ich mich damit befasse! Ich tue meine Pflicht!"
„Höre, Lisa!" sagte Peter Iwanitsch nach einer kurzen Pause, „du willst deine Natur ändern, deinen Willen zwingen ... Das ist nicht richtig. Ich habe dich nie dazu gezwungen! Du wirst mir nicht mehr einreden, daß diese Kleinlichkeiten — er zeigte auf das Heft — dich wirklich interessieren. Wozu quälst du dich? Ich gebe dir vollkommene Freiheit...."
„Mein Gott! Wozu brauche ich Freiheit?" sagte Lisaweta Alexandrowna; „was soll ich mit ihr anfangen? Du hast

bis jetzt so gut und so klug über dich und mich verfügt, daß ich mir meinen eignen Willen abgewöhnt habe; laß es auch weiter so bleiben. Ich brauche die Freiheit nicht."

Beide schwiegen.

„Schon lange", begann Peter Iwanitsch wieder, „habe ich dich, Lisa, keine Bitte, keinen Wunsch äußern hören oder eine Laune ..."

„Ich brauche nichts ..." bemerkte sie.

„Hast du nicht irgendeinen besonderen ... geheimen Wunsch?" fragte er teilnehmend, indem er sie aufmerksam ansah.

Sie schwankte, ob sie etwas sagen sollte oder nicht.

Peter Iwanitsch bemerkte es.

„Sag's, um Gottes willen, sag's!" fuhr er fort. „Deine Wünsche sollen meine Wünsche sein, ich werde sie erfüllen, als wären sie ein Gesetz."

„Nun gut," erwiderte sie, „wenn du es für mich tun kannst ... so laß uns unsere Empfänge am Freitag aufgeben ... Diese Diners ermüden mich ..."

Peter Iwanitsch wurde nachdenklich.

„Du lebst ja auch so schon abgeschlossen genug," sagte er nach einer Pause, „und wenn nun auch unsere Freunde aufhören werden, zu kommen, wirst du völlig vereinsamt sein. Übrigens, bitte, du wünschst es und es soll geschehen. Was willst du aber sonst anfangen?"

„Übergib mir deine Rechnungen, Bücher, Geschäfte ... ich will mich damit befassen ..." sagte sie und bückte sich unter den Tisch, um das Heft aufzuheben.

Peter Iwanitsch erschien es wie eine schlechtgespielte Verstellung.

„Lisa!" rief er vorwurfsvoll.

Das Heft blieb unter dem Tisch liegen.

„Und ich dachte, ob es nicht besser wäre, daß wir einige Bekanntschaften erneuern, welche wir ganz vernachlässigt haben? In dieser Absicht wollte ich einen Ball geben, damit du dich zerstreust und selbst wieder Gesellschaften besuchst ..."
„Ach nein, nein!" sagte Lisaweta Alexandrowna ängstlich, „um Gottes willen, es ist nicht nötig! Wozu denn ... einen Ball?"
„Warum erschreckt dich das so? In deinem Alter interessiert man sich noch für Bälle; du kannst noch tanzen ..."
„Nein, Peter Iwanitsch, ich bitte dich, laß es sein!" sagte sie lebhaft. „Um Toiletten sich kümmern, sich anziehen, Leute empfangen, Besuche machen — um Gottes willen, nein!"
„Du möchtest wohl immer im Hauskleid herumgehen?"
„Ja, wenn du's erlaubst, lege ich es überhaupt nicht ab. Wozu sich putzen? Es ist doch nur Geldverschwendung und überflüssige Mühe ohne Zweck."
„Weißt du was?" sagte Peter Iwanitsch plötzlich, „ich höre, daß Rubini für diese Saison engagiert ist, wir werden italienische Oper haben. Ich habe für uns eine Loge reservieren lassen — was meinst du dazu?"
Sie schwieg.
„Lisa!"
„Schade ..." sagte sie ängstlich. „Ich denke, auch das wird für mich zu anstrengend sein ... ich werde so leicht müde ..." Peter Iwanitsch ließ den Kopf sinken, trat an den Kamin, und an ihn gelehnt, sah er ... wie sollte man es nennen: beklommen? nein, mehr unruhig und fast ängstlich, seine Frau an.
„Lisa, woher kommt denn diese ..." Er sprach nicht zu

Ende; das Wort Gleichgültigkeit wollte nicht über seine Lippen.

Er sah sie lange schweigend an. In ihren matten Augen, in dem Gesicht, dem das Spiel lebendiger Gedanken und Gefühle fehlte, in der trägen Haltung und in den lässigen Bewegungen las er die Ursache jener Gleichgültigkeit, nach der zu fragen er Angst hatte. Er erriet die Antwort schon damals, als der Arzt ihm nur etwas von seinen Befürchtungen angedeutet hatte. Damals war er zur Besinnung gekommen — und fing an zu begreifen, daß, indem er seine Frau systematisch vor allem bewahrte, was die ehelichen Interessen gefährden konnte, er ihr doch keine Entschädigung für die vom Gesetz versagten Freuden bot, die sie außerhalb der Ehe vielleicht gefunden hätte; daß ihre häusliche Welt für sie nichts anderes als eine, dank seiner Methode, für die Versuchung unnahbare Festung war, die aber zum Überfluß im Innern auch gegen jede erlaubte Äußerung des Gefühls mit Schanzen und Wachen versehen war.

Das Geordnete und Nüchterne seiner Beziehungen zu ihr hatte sich wider sein Wissen und Wollen zu einer kalten feinen Tyrannei entwickelt, Tyrannei über das Herz einer Frau! Dafür bezahlte er ihr mit Reichtum, Luxus und mit allen äußerlichen, seiner Weltanschauung gemäßen Bedingungen für das Glück — ein furchtbarer Fehler, um so furchtbarer, als er nicht der Unwissenheit entsprang, nicht einem unedlen Begriff vom menschlichen Herzen — er kannte es —, sondern einfach aus Unachtsamkeit, aus Egoismus! Er übersah, daß sie kein Amt hatte, nicht Karten spielte, daß sie keine Fabrik besaß, und daß eine vorzügliche Küche und die besten Weine in den Augen einer Frau wertlose Dinge sind — und dennoch ließ er sie ein solches Leben leben!

Peter Iwanitsch war von Natur gut; und wenn auch nicht aus Liebe zu seiner Frau, so würde er doch aus einem gewissen Gerechtigkeitsgefühl alles drum gegeben haben, das böse Versehen wieder gutzumachen. Wie sollte er es aber anfangen? Seitdem der Arzt ihm seine Befürchtungen der Frau wegen geäußert, hatte er nicht eine Nacht schlaflos verbracht, irgend etwas zu finden bemüht, das ihr Herz mit ihrer gegenwärtigen Lage versöhnen und die erlöschenden Kräfte wieder beleben könnte. Und auch jetzt, während er am Kamin lehnte, ging es ihm durch den Kopf, daß in ihr vielleicht schon der Keim einer gefährlichen Krankheit nistete, daß sie dies farblose Leben umgebracht hatte ...
Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er konnte sich für nichts entscheiden, weil er fühlte, daß, um hier etwas Wirksames zu finden, mehr Herz als Verstand nötig wäre. Und gerade daran fehlte es. Er fühlte, daß, wenn er ihr zu Füßen fallen, sie mit Liebe in seine Arme schließen könnte und mit dem Ausdruck der Leidenschaft ihr sagen, daß er nur für sie gelebt, daß sie allein das Ziel seiner Mühen, seines Ehrgeizes, seiner Karriere und seiner Geschäfte war, daß sein planmäßiges Verhalten zu ihr, ihm nur durch den glühenden, beharrlichen, eifersüchtigen Wunsch eingeflößt war, ihr Herz für immer an sich zu fesseln ... Er wußte, daß solche Worte eine elektrisierende Wirkung auf sie ausüben, sie plötzlich in Gesundheit und Glück aufblühen und jede Badereise überflüssig machen würden.
Aber sagen und überzeugen ist zweierlei. Um zu überzeugen, müßte man wirkliche Leidenschaft empfinden. Und in seiner Seele grabend, fand Peter Iwanitsch keine Spur von Leidenschaft. Er fühlte nur, daß seine Frau ihm unentbehrlich war — das war die Wahrheit — aber nicht anders, als andere Notwendigkeiten des Lebens: unentbehrlich aus

Gewohnheit. Er hätte sich vielleicht dazu bequemt, sich zu verstellen und die Rolle des Liebhabers zu spielen, so lächerlich es auch wäre, mit fünfzig Jahren anzufangen die Sprache der Leidenschaft zu sprechen! Würde sich aber die Frau eine Leidenschaft vortäuschen lassen, die nicht vorhanden war? Und würde er selbst so viel Heroismus und Geschicklichkeit aufbringen, eine solche Rolle zeitlebens durchzuführen, bis zu jenem Zeitpunkt, wo die Forderungen des Herzens endgültig aufhören? Oder lag nicht vielmehr die Gefahr nahe, daß der beleidigte Stolz sie vernichten würde, wenn sie entdeckte, daß das, was früher ein Zaubertrank für sie wäre, ihr jetzt aus Mitleid als Arznei geboten würde? Nein — er erwog und überlegte in seiner Weise eingehend diesen Schritt und konnte sich nicht für ihn entschließen. Er gedachte etwas Ähnliches zu tun, aber anders, so, wie es ihm für diese Lage möglich und passend erschien. Schon seit Monaten regte sich in ihm der Gedanke, der ihm früher unsinnig vorgekommen wäre, aber er hatte ihn sich für den äußersten Fall aufgespart; jetzt war der Fall eingetreten und er beschloß, seinen Plan zu verwirklichen. „Wenn das nicht hilft — dann gibt es keine Hilfe mehr! Es sei!"

Peter Iwanitsch trat entschlossenen Schrittes an seine Frau heran und ergriff ihre Hand.

„Du weißt, Lisa," sagte er, „welche Rolle ich im Staatsdienst spiele: ich werde für den tüchtigsten Beamten im Ministerium gehalten. In diesem Jahr werde ich zum Geheimrat vorgeschlagen und es sicher auch werden. Glaube nicht, daß meine Karriere damit zu Ende ist, ich kann noch weiterkommen und würde es auch..."

Sie sah ihn erstaunt und erwartungsvoll an.

„Ich habe an deinen Fähigkeiten nie gezweifelt", sagte sie.

„Ich bin überzeugt, daß du auf halbem Wege nicht stehen-bleiben, sondern bis zu Ende gehen wirst."

„Nein, ich werde nicht weitergehen, ich bin in diesen Tagen um meinen Abschied eingekommen."

„Um deinen Abschied?" fragte sie mit Staunen und richtete sich auf.

„Ja."

„Warum?"

„Höre weiter. Es ist dir bekannt, daß ich meine Teilhaber ausgezahlt habe und daß die Fabrik mir allein gehört. Sie bringt mir jährlich Vierzigtausend Reingewinn ein, ohne jegliche Mühe; sie geht wie von selbst."

„Ich weiß. Nun, und was ist?" fragte Lisaweta Alexan-drowna.

„Ich werde sie verkaufen."

„Was sagst du, Peter Iwanitsch! Was ist mit dir?" fragte sie mit wachsendem Staunen, „wozu das alles? Ich kann mich kaum fassen, ich kann es nicht verstehen ..."

„Kannst es nicht verstehen?"

„Nein!" sagte Lisaweta Alexandrowna.

„Kannst du nicht begreifen, daß, wenn ich sehe, daß du dich hier langweilst und daß deine Gesundheit ... hier vom Klima angegriffen ist, meine Karriere und meine Fabrik mich nicht abhalten werden, dich von hier wegzubringen und dir den Rest des Lebens zu widmen! Lisa, hältst du mich eines solchen Opfers für unfähig?" fügte er vorwurfs-voll hinzu.

„Für mich soll es sein?" sagte Lisaweta Alexandrowna fassungslos. „Nein, Peter Iwanitsch," begann sie lebhaft und sehr beunruhigt, „um Gottes willen, nur kein Opfer meinetwegen! Ich nehme es nicht an, du hörst, auf keinen Fall! Daß du aufhören solltest, zu arbeiten, dich aus-

zuzeichnen, Geld zu erwerben — und das alles für mich! Gott bewahre! Ich bin eines solchen Opfers nicht wert. Verzeihe mir. Ich bin zu kleinlich für dich, zu nichtig und schwach, um deine hohen Ziele, deine edlen Anstrengungen zu verstehen und zu schätzen. Du hast eine andere Frau gebraucht ..."

„Auch noch Großmut!" sagte Peter Iwanitsch achselzuckend. „Mein Entschluß ist unabänderlich, Lisa!"

„Mein Gott, mein Gott, was habe ich denn getan! Ich bin dir wie ein Stein im Wege, ich hindere dich ... Wie seltsam ist mein Schicksal!" rief sie fast verzweifelt aus. „Wenn ich nicht leben kann und will, kann Gott sich nicht meiner erbarmen und mich zu sich nehmen? Dich stören ..."

„Es ist ein Irrtum von dir, wenn du denkst, daß mir dieses Opfer schwerfällt. Ich habe dieses trockne Leben satt! Ich will ausruhen, mich erholen, und wie könnte ich das besser, als allein mit dir? Laß uns nach Italien reisen."

„Peter Iwanitsch!" sprach sie fast weinend, „du bist gut, edel ... ich weiß, du bist fähig, dich aus Großmut zu verstellen ... aber vielleicht ist das Opfer nutzlos, vielleicht ist es schon zu spät ... und du hast inzwischen dein Werk zerstört!"

„Verschone mich, Lisa, und rühre nicht an solche Gedanken, sonst wirst du erfahren, daß auch ich nicht von Eisen bin ... Ich wiederhole dir ... ich will nicht mehr bloß mit dem Kopf leben ... in mir ist noch nicht alles erstarrt ..."

Sie sah ihn unverwandt und mißtrauisch an.

„Und das ist ... aufrichtig?" fragte sie nach kurzem Schweigen. „Du willst wirklich Ruhe und möchtest nicht nur meinetwegen reisen?"

„Nein, auch für mich.“
„Aber wenn es nur für mich allein ist, so will ich durchaus nicht, auf keinen Fall.“
„Nein, nein! Ich fühle mich nicht wohl, bin müde ... ich will ausruhen.“
Sie reichte ihm die Hand. Er küßte sie mit Wärme.
„So fahren wir nach Italien?“ fragte er.
„Gut, fahren wir“, antwortete sie tonlos.
Peter Iwanitsch fiel eine Last vom Herzen. Wir wollen sehen, dachte er.
Lange saßen sie beisammen und wußten einander nichts zu sagen. Es ist unbestimmt, wer von beiden das Schweigen unterbrochen hätte, wenn sie noch länger allein geblieben wären. Da ließen sich im anstoßenden Zimmer eilige Schritte hören. Alexander trat ein.
Wie hat er sich verändert! Er war stark, kahl und rotwangig und trug mit großer Würde sein rundes Bäuchlein und einen Orden auf der Brust. Seine Augen strahlten vor Freude. Er küßte der Tante mit besonderer Herzlichkeit die Hand und drückte die des Onkels ...
„Woher kommst du?“ fragte Peter Iwanitsch.
„Raten Sie!“ erwiderte Alexander bedeutungsvoll.
„Du bist heute so aufgeräumt“, sagte Peter Iwanitsch und sah ihn fragend an.
„Ich wette, daß Sie nicht erraten!“ sagte Alexander.
„Vor zehn oder zwölf Jahren, erinnere ich mich, bist du einmal ebenso hereingestürzt“, bemerkte Peter Iwanitsch. „Hast auch etwas zerschlagen ... damals habe ich gleich erraten, daß du verliebt warst, und jetzt — Solltest du es wieder sein? Nein, das halte ich nicht für möglich: du bist viel zu klug, um ...“
Er sah seine Frau an und hielt inne.

„Sie erraten nichts?“ fragte Alexander.
Der Onkel betrachtete ihn und überlegte.
„Vielleicht heiratest du?“ sagte er unentschlossen.
„Sie haben's erraten!“ rief Alexander feierlich. „Sie können mir gratulieren.“
„Wirklich? Wen denn?“ fragten Onkel und Tante.
„Die Tochter Alexander Stepanitschs.“
„Ist es möglich! Sie soll ja so reich sein!“ sagte Peter Iwanitsch. „Was sagt ihr Vater dazu?“
„Ich komme eben von ihm. Warum sollte der Vater nicht einverstanden sein? Im Gegenteil: er hörte mit Tränen in den Augen meinen Antrag an, umarmte mich und sagte, daß er jetzt ruhig sterben könne; er wisse, wem er das Glück seiner Tochter anvertraue ... ‚Treten Sie nur in die Fußstapfen Ihres Onkels.‘“
„Hat er das gesagt? Siehst du, auch hier geht's nicht ohne den Onkel.“
„Und was sagte die Tochter?“ fragte Lisaweta Alexandrowna.
„Ja sie ... war so, wissen Sie, wie alle jungen Mädchen,“ antwortete Alexander, „sie sagte nichts, wurde nur rot, und als ich ihre Hand nahm, bewegte sie sich in meiner Hand ... als wenn sie zitterte.“
„Sie hat nichts gesagt!“ bemerkte Lisaweta Alexandrowna. „Haben Sie sich denn nicht die Mühe genommen, mit ihr zu sprechen, bevor Sie um ihre Hand anhielten? Ist Ihnen gleich, was sie denkt? Warum heiraten Sie dann?“
„Warum? Man kann sich ja nicht immer herumtreiben. Das Junggesellenleben ist mir langweilig geworden. Die Zeit ist gekommen, ma tante, mich seßhaft zu machen, eine Familie und ein Haus zu gründen und meine Pflicht zu erfüllen ... Die Braut ist hübsch und reich ... Aber

der Onkel kann Ihnen ja sagen, wozu man heiratet: er weiß das so schön auseinanderzusetzen ..."

Peter Iwanitsch winkte ihm verstohlen, daß er sich nicht auf ihn berufen und schweigen solle, aber Alexander bemerkte es nicht.

„Vielleicht gefallen Sie ihr nicht?" fragte Lisaweta Alexandrowna. „Vielleicht kann sie Sie nicht lieben? — Was antworten Sie mir darauf?"

„Was soll ich darauf erwidern? Onkel, Sie sprechen besser als ich. Aber ich kann Sie ja zitieren", fuhr er fort, ohne zu bemerken, daß der Onkel auf seinem Platz sich wand und bedeutungsvoll hustete, um das Gespräch abzulenken. „,Wenn du aus Liebe heiratest, dann ist die Liebe bald vorbei und die Gewohnheit tritt an ihre Stelle, heiratest du nicht aus Liebe, so kommst du zum gleichen Resultat: wirst dich an die Frau gewöhnen. Laß also die Liebe Liebe sein und die Ehe Ehe; diese beiden Dinge treffen nicht immer zusammen, und es ist besser, wenn sie nicht zusammentreffen ...' Ist es nicht so, Onkel? Haben Sie nicht so gelehrt?"

Er sah Peter Iwanitsch an und hielt inne, als er bemerkte, daß der Onkel ihn wütend ansah. Er sah mit offenem Mund starr auf die Tante und wieder auf den Onkel und schwieg. Lisaweta Alexandrowna schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Also du heiratest!" sagte Peter Iwanitsch. „Jetzt ist die richtige Zeit. In Gottes Namen! Und du wolltest, erinnerst du dich — mit dreiundzwanzig heiraten?"

„Ja, die Jugend, Onkel, die Jugend!"

„Ja, ja, die Jugend."

Alexander wurde einen Augenblick nachdenklich, dann lächelte er.

„Was hast du?" fragte Peter Iwanitsch.

„Nichts, mir ging etwas Ungereimtes durch den Kopf.“
„Was denn?“
„Als ich verliebt war ...“ antwortete Alexander nachdenklich, „wollte es mit dem Heiraten nichts werden ...“
„Und jetzt heiratest du und mit der Liebe ist es nichts ...“ ergänzte der Onkel, und beide lachten.
„Daraus folgt, daß Sie recht haben, Onkel, wenn Sie meinen, daß hauptsächlich die Gewohnheit —“
Peter Iwanitsch machte wieder ein böses Gesicht. Alexander schwieg. Er wußte es nicht zu deuten.
„Du heiratest mit fünfunddreißig Jahren,“ sprach Peter Iwanitsch, „das ist so in der Ordnung. Und weißt du noch, wie du hier in Krämpfen getobt hast, geschrien, daß dich die ungleichen Ehen empören, daß man die Braut wie ein Opfer ‚mit Blumen und Diamanten geschmückt‘ zum Altar schleppt und in die Arme eines älteren Mannes stößt, zumeist eines häßlichen mit einer Glatze. Zeig' mal den Kopf!“
„Ja, die Jugend, die Jugend, Onkel! Ich habe das Wesen der Dinge damals nicht verstanden“, sprach Alexander, sein Haar zurechtstreichend.
„Und weißt du noch, als du in jene ... wie hieß sie doch? — Nataschа — verliebt warst? Rasende Eifersucht, Sturm, himmlische Seligkeit ... wo ist das alles hin?“
„Genug Onkel, lassen wir es,“ sagte Alexander errötend.
„Kolossale Leidenschaft, Tränen —“
„Onkel!“
„Jetzt hat man es satt bekommen, sich ‚aufrichtigen Herzensergüssen‘ hinzugeben, gelbe Blumen zu pflücken! Das Junggesellenleben ist langweilig geworden!“
„O wenn Sie so anfangen, so werde ich Ihnen beweisen, daß nicht ich allein geliebt, getobt, geweint und eifersüchtig

war ... Erlauben Sie ... ich habe hier ein interessantes Dokument ..."

Er nahm seine Brieftasche heraus und, nachdem er ziemlich lange in den Papieren herumgesucht, zog er einen alten, vergilbten, fast zerfallenen Briefbogen heraus.

„Hier, ma tante," sagte er, „ein Zeugnis dafür, daß der Onkel nicht immer ein so überlegener, spöttischer und positiver Mensch war. Auch ihm waren ‚aufrichtige Herzensergüsse' nicht fremd, und er hatte sie auf anderem als gestempeltem Papier und dazu noch mit besonderer Tinte ergossen. Vier Jahre trage ich diesen Papierfetzen mit mir und lauere auf die Gelegenheit, ihn zu überführen. Fast hätte ich es vergessen, aber Sie erinnern mich gerade recht daran."

„Unsinn! Ich verstehe nichts!" sagte Peter Iwanitsch, den Brief ansehend.

„So sehen Sie es sich nur genau an."

Alexander hielt ihm den Brief dicht vor die Augen. Peter Iwanitschs Gesicht verdunkelte sich plötzlich.

„Gib her, Alexander, gib her!" rief er hastig und wollte den Brief ergreifen. Aber Alexander zog die Hand rasch zurück. Lisaweta Alexandrowna sah neugierig zu.

„Nein, Onkel, ich geb's nicht her," sprach Alexander, „bis Sie nicht hier vor der Tante gestehen, daß auch Sie einst wie ich, wie alle gelebt haben; sonst liefere ich dieses Dokument in ihre Hände aus, zu Ihrer ewigen Schmach."

„Barbar!" schrie Peter Iwanitsch. „Was machst du mit mir?"

„Wollen Sie?"

„Nun ja, schön, ich habe geliebt. Jetzt gib's her."

„Nein, gestehen Sie auch, daß Sie getobt, daß Sie eifersüchtig waren?"

„Nun ja, ich war eifersüchtig, habe getobt ...“ sprach Peter Iwanitsch stirnrunzelnd.
„Auch geweint?“
„Nein, ich habe nicht geweint —“
„Es ist nicht wahr! Ich weiß es von der Tante, gestehen Sie!“
„Es kann mir nicht über die Lippen. Jetzt aber bin ich nah am Weinen.“
„Empfangen Sie das Dokument, ma tante.“
„Zeigen Sie doch, was ist es denn?“ fragte sie und streckte die Hand aus.
„Ja, also schön, ich habe geweint. Gib's endlich her“, brüllte Peter Iwanitsch verzweifelt.
„Am See?“
„Am See.“
„Und haben Sie gelbe Blumen gepflückt?“
„Ja, ja. Ach, daß dich ... Gib's endlich her!“
„Nein, ich bin noch nicht fertig. Jetzt geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie meine Torheiten der ewigen Vergessenheit übergeben und aufhören, mich damit aufzuziehen.“
„Mein Ehrenwort.“
Alexander lieferte ihm den Brief aus. Peter Iwanitsch ergriff ihn, zündete ein Streichholz an und verbrannte ihn auf der Stelle.
„So sagt mir doch wenigstens, was das zu bedeuten hat?“ sagte Lisaweta Alexandrowna.
„Nein, meine Liebe, das werde ich nicht einmal beim Jüngsten Gericht verraten“, antwortete Peter Iwanitsch.
„Ist es möglich, daß ich es wirklich geschrieben haben sollte? Es kann nicht sein.“
„Ja, Sie haben es geschrieben“, unterbrach Alexander.

„Ich kann ja übrigens sagen, was drin stand. Ich weiß es auswendig. ‚Engel‘ und ‚meine Vergötterte‘ ...“

„Alexander! Ich werde ernstlich böse!“ schrie Peter Iwanitsch wütend.

„Wie eines Verbrechens schämen sie sich ihrer ersten, zarten Liebe!“ sagte Lisaweta Alexandrowna.

„In dieser ersten Liebe ist so viel ... Torheit ...“ sagte Peter Iwanitsch weich und einschmeichelnd. „Zwischen uns beiden war doch nichts von aufrichtigen Herzensergüssen, von Blumen und Spaziergängen im Mondschein, und du liebst mich doch ...“

„Ja, ich bin ... sehr an dich gewöhnt“, antwortete Lisaweta Alexandrowna zerstreut.

Peter Iwanitsch strich nachdenklich seinen Bart.

„Nun, Onkel?“ sagte Alexander leise, „ist es so in Ordnung?“

Peter Iwanitsch winkte ihm ab.

„Peter Iwanitsch ist es erlaubt, so zu denken und zu handeln“, sagte Lisaweta Alexandrowna, „er ist schon lange so und niemand, denk' ich, hat ihn anders gekannt. Aber bei Ihnen habe ich diese Veränderung nicht erwartet, Alexander ...“

Sie seufzte.

„Warum seufzen Sie, ma tante?“

„Um den früheren Alexander“, antwortete sie.

„Würden Sie denn wirklich wünschen, daß ich derselbe geblieben wäre, wie vor zehn Jahren?“ erwiderte Alexander. „Der Onkel hat recht, es war törichter Überschwang ...“

Das Gesicht Peter Iwanitschs nahm einen zornigen Ausdruck an. Alexander schwieg.

„Nein,“ antwortete Lisaweta Alexandrowna, „nicht wie

vor zehn, sondern wie vor vier Jahren. Wissen Sie noch, welchen Brief Sie mir vom Lande geschrieben haben? Wie gut waren Sie damals!"

„Mir scheint, auch das war noch Überschwang", sagte Alexander.

„Nein, nein! Damals haben Sie das Leben richtig verstanden und gedeutet, damals waren Sie schön, edel, klug... Warum sind Sie nicht so geblieben? Warum war es nur in Worten, auf dem Papier? Schade, daß das Schöne nur für einen Augenblick aufgeleuchtet war, wie die Sonne aus den Wolken..."

„Wollen Sie damit sagen, daß ich jetzt nicht klug und nicht edel bin..."

„Gott bewahre! Nein! Aber jetzt sind Sie auf eine andere Art klug und edel, nicht auf die meine."

„Was ist zu tun, ma tante?" sagte mit einem lauten Seufzer Alexander. „Das Zeitalter ist so. Ich halte Schritt mit dem Zeitalter, man kann ja nicht zurückbleiben. Ich kann mich dabei auf den Onkel berufen, seine Worte zitieren..."

„Alexander!" rief Peter Iwanitsch wütend, „komm einen Augenblick zu mir in mein Zimmer, ich habe dir etwas zu sagen."

Sie traten in das Arbeitszimmer.

„Was ist denn heute über dich gekommen, dich auf mich zu berufen?" sagte Peter Iwanitsch. „Siehst du denn nicht, in welchem Zustande meine Frau ist?"

„Was ist denn?" fragte Alexander erschrocken.

„Du hast es nicht bemerkt? Also laß dir sagen, daß ich den Dienst verlasse und die Geschäfte aufgebe und mit ihr nach Italien reise."

„Unglaublich, Onkel!" rief Alexander erstaunt. „Sie müssen doch in diesem Jahre Geheimrat werden..."

„Ja, aber siehst du, mit der Geheimrätin steht's schlecht."
Er ging einigemal durchs Zimmer.
„Nein," sagte er, „meine Karriere ist zu Ende! Die Arbeit ist getan; das Schicksal gestattet es nicht, weiterzugehen ... Also lassen wir's!"
Er machte eine resignierte Bewegung mit der Hand.
„Wollen wir lieber von dir sprechen," sagte er, „du folgst also meinem Beispiel ..."
„Es wäre mir angenehm, lieber Onkel!"
„Ja," fuhr Peter Iwanitsch fort, „du bist nicht viel über dreißig, Kollegienrat, beziehst ein schönes Gehalt vom Staat, verdienst viel mit Nebenarbeiten und heiratest auch zur rechten Zeit ein reiches Mädchen ... Ja, die Adujews tun ihre Pflicht! Du bist mir nun ganz ähnlich, bis auf die Kreuzschmerzen ..."
„Ja, manchmal spüre ich es auch schon ..." sagte Alexander und strich sich über den Rücken.
„Alles das ist schön und gut, mit Ausnahme der Kreuzschmerzen selbstverständlich," fuhr Peter Iwanitsch fort, „ich gestehe, als du hierher kamst, habe ich nicht geglaubt, daß aus dir noch was Gescheites wird. Du hast dir zuviel mit ‚jenseitigen' Fragen zu schaffen gemacht und schwebtest in höheren Regionen ... aber nun ist ja alles, Gott sei Dank, vorbei. Ich würde dir raten, mir auch weiter in allem zu folgen, nur ..."
„Nur?"
„Ja — ich wollte dir noch einige Ratschläge in Beziehung auf deine zukünftige Frau geben ..."
„Lassen Sie hören, das interessiert mich."
„Aber ich tue es lieber nicht," fuhr Peter Iwanitsch nach einer Pause fort, „ich fürchte, daß ich es damit nur noch schlimmer mache. Tu, wie du es am besten verstehst, viel-

leicht wirst du selbst darauf kommen . . . Sprechen wir lieber von deiner Heirat. Deine Braut soll ja zweihunderttausend Rubel Mitgift haben! Ist es wahr?"
„Ja, zweihunderttausend gibt der Vater und hunderttausend hat sie von der Mutter geerbt."
„So sind's doch dreihunderttausend!" rief Peter Iwanitsch fast erschreckt.
„Und heute hat er noch gesagt, daß er uns sein Gut von fünfhundert Seelen gleich zur völligen Verfügung übergibt, unter der Bedingung, daß wir ihm achttausend Rubel jährlich auszahlen. Wir werden auch zusammen wohnen."
Peter Iwanitsch sprang lebhaft von seinem Sessel auf.
„Halt ein!" sagte er, „Du hast mich ganz betäubt; hab' ich auch richtig gehört? Wiederhole, wieviel?"
„Fünfhundert Seelen und dreihunderttausend Rubel . . . bar . . ." wiederholte Alexander.
„Ist es kein Scherz?"
„Durchaus nicht, Onkel."
„Und das Gut ist nicht verpfändet?" fragte Peter Iwanitsch leise und unbeweglich.
„Nein."
Der Onkel saß mit kreuzweise über der Brust verschränkten Armen und sah den Neffen einige Minuten lang achtungsvoll an.
„Also Karriere und Reichtum!" sprach er von Bewunderung ergriffen vor sich hin. „Welch ein Reichtum! Und alles auf einmal! Alexander!" sagte er stolz und feierlich, „du bist mein Blut, du bist ein Adujew! So sei es denn, umarme mich."
Sie umarmten sich.
„Es ist zum erstenmal, Onkel!" sagte Alexander.
„Und zum letzten!" antwortete Peter Iwanitsch.

„Es ist ein ungewöhnlicher Fall! Nun, wie ist es? Brauchst du jetzt nicht etwas von dem verächtlichen Mammon? Wende dich doch wenigstens einmal an mich.“

„Richtig, ich brauche etwas, Onkel! Es stehen mir große Ausgaben bevor. Wenn Sie mir zehn- bis fünfzehntausend Rubel geben können ...“

„Endlich, zum erstenmal!“ rief Peter Iwanitsch.

„Und auch zum letzten, Onkel! Es ist ein ungewöhnlicher Fall!“ sagte Alexander.



Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

